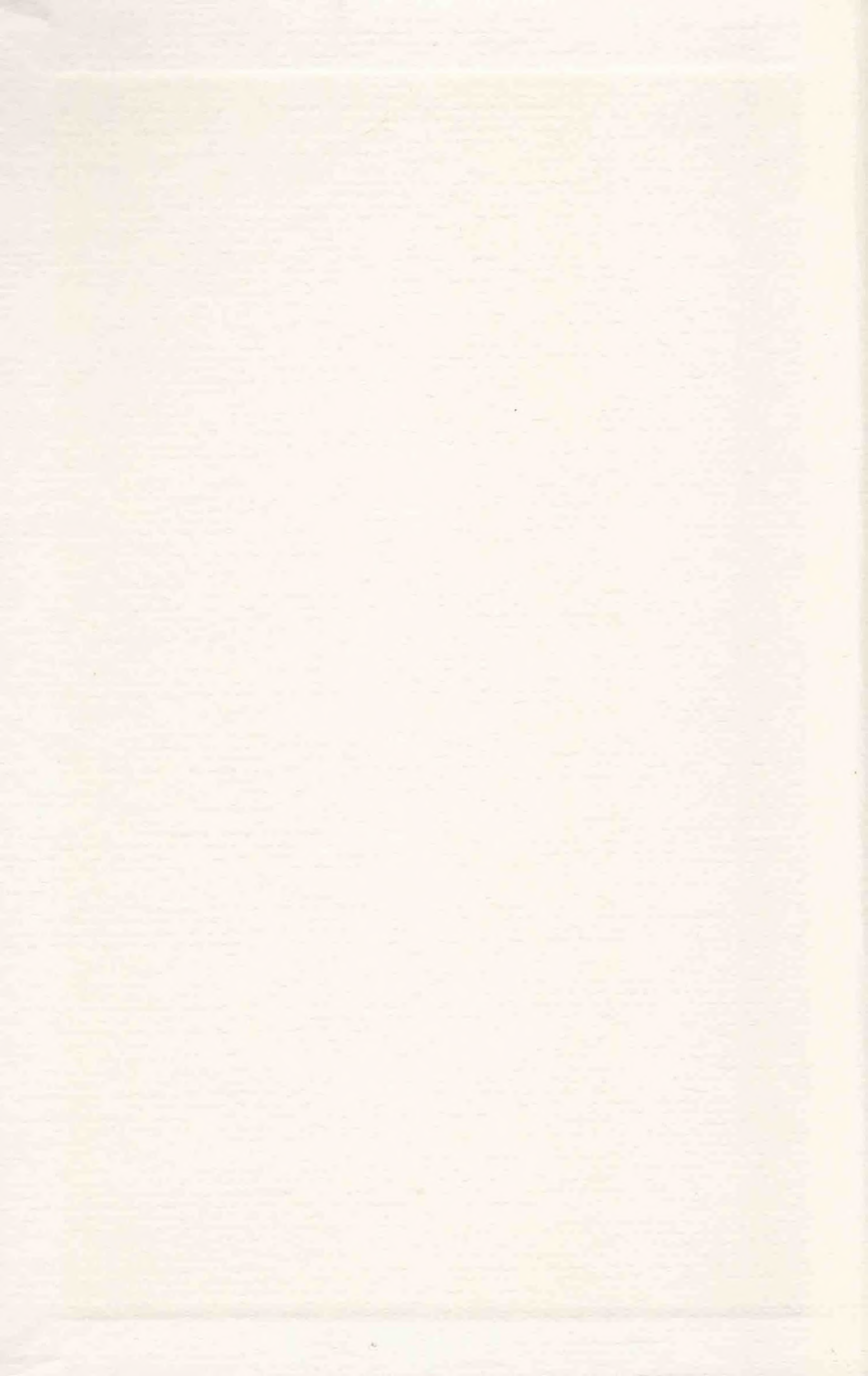








Lonny
und ausgewählte Erzählungen



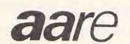


Joseph Joachim

Lonny und ausgewählte Erzählungen

Gedenkausgabe zum 150. Geburtstag

herausgegeben von
Elisabeth Pfluger und Felix Furrer
mit Zeichnungen von
Cäsar Spiegel



Für die großzügige Unterstützung
dieser Buchausgabe
dankt der Verlag dem Regierungsrat des Kantons Solothurn,
dem Kuratorium für Kulturförderung,
sowie der Bürger- und der Einwohnergemeinde
von Kestenholz
und ihrer
»Arbeitsgruppe Gedenkjahr Joseph Joachim«,
Präsident Kurt Bieli.

Die Erstausgabe ist 1888 unter dem Titel »Lonny, die Heimatlose«
(nach einem Vorabdruck in der Berner Zeitung »Der Bund«)
im Verlag Benno Schwabe, Basel, erschienen.

Lektorat: Hanna Bautze (Lonny), Elisabeth Pfluger
Schutzumschlag und Zeichnungen: Cäsar Spiegel
Typographische Gestaltung des Schutzumschlages: Adrian Spiegel
ISBN 3 7260 0234 0

Inhalt

Lonny

Erstes Kapitel.

»Wettermordio!«

An dem Fluch erkennen wir den Zackenbauern, den Zackenbauern in seinem Zorn.

Die Lage, in welcher der Mann sich befand, war auch wirklich dazu angetan, einen Jähzornigen zu reizen: Ein Eichenklotz von nur mäßiger Größe auf einem Lastkarren, davor zwei Joch Ochsen gespannt, dennoch kam die Fuhre, schon nahe am Ausgang des Waldes nicht mehr vom Fleck. Umsonst die lauten, ermutigenden Zurufe und mahnenden Peitschenhiebe des Bauern an die Adresse der vier Gehörnten, umsonst alle eigene Beihilfe, das Nachschieben mit Hebebaum und Lastwinde – der Wagen stand wie festgebannt und sank nur immer tiefer in den weichen, morastigen Waldboden.

»Es geht nicht, Vater!« rief ein langaufgeschossener Bursche von etwa sechzehn Jahren, indem er sich mit dem Hemdärmel den triefenden Schweiß von der Stirne trocknete. »Es geht nicht, wir haben uns verfahren, sind in die schlimmste, sumpfigste Stelle geraten!«

Der Bauer wollte keine Schuld eingestehen sondern polterte: »Was, sumpfige Stelle? Faule Luder sind's, diese Viecher, sollten sich schämen, solch' ein Hölzchen stecken zu lassen! Wäre ich noch der junge, starke Mann wie ehemals, ich zöge zwei davon vom Fleck! Doch Vieh und Leute sind jetzt schwächliche, sieche Ware, die nichts mehr auszuhalten und zu leisten vermag – Wettermordio!«

Im Wald herrschte reges Leben. Der Frühlingssonnenschein drang geschäftig in das dichte Gezweig, um Baum und Strauch, Gras und Blümlein, Wurm und Käfer vollends aus

dem Winterschlaf zu wecken; die Vöglein sangen ihre freudigsten Lieder, die Mücken tanzten ihre kunstvollsten Reigen, das Eichhorn sprang verwegen von Ast zu Ast, der Specht hackte wie toll in die knorrige Baumrinde, die Eidechse schlängelte sich behende durch das dürre Waldgras und die raschelnden Blätter. Droben auf dem nahen Lugispitz, im Wipfel einer schwankenden Birke, saßen zwei Buben, schaukelten tollkühn hin und her und ließen dabei helle, übermütige Jauchzer steigen, hörbar weit hinunter zu Tal.

Der Bauer hieb aufs neue auf seine armen Öchslein ein. »Sieh nur«, rief er wütend, »die Biester rühren sich nicht mehr, schütteln nur widerspenstig den Kopf. Wettermordio!«

Er ließ es bei einem Fluch nicht mehr bewenden, sondern ergoß sich in zornigen Verwünschungen, so daß Fink und Drossel erschrocken davonflogen. Und als er sich bei dem verzweifelten Heben und Nachschieben auch noch den Daumen blutig quetschte, richtete sich sein Ärger auf die beiden Buben auf dem Lugispitz. »Das Bettelpack hat gut jubilieren!« rief er zornig, »tut nichts als faulenzen und wegessen, was wir Bauern mit saurer Müh' gepflanzt und geerntet, und lacht uns obendrein noch aus, verspottet uns in unseren Nöten – hol sie der Kuckuck, die Rangen!« Und er ballte grimmig die Faust und stieß laute Drohworte aus nach der Wandfluh hinauf, was die Buben weder bemerkten noch beachteten, sondern nur noch lauter und übermütiger jauchzten und sangen.

Des Bauern Sohn, der bei all' den fruchtlosen Versuchen nach Kräften mitgeholfen hatte, wagte nun, als seines Vaters Zorn zu ermüden begann, den schüchternen Vorschlag zu äußern: »Es wäre wohl das beste, ich holte als Vorspann noch die Liesel – was meint Ihr, Vater?«

»Was, die Fohlenstute, um sie krank zu fahren?«
»Es wird ihr nichts schaden, Vater, die kurze Strecke« –
»Meinetwegen, so geh!« gestattete er endlich verdrießlich.
Nach einer kurzen Viertelstunde war der Junge mit dem geschirrten, schweren Schimmel wieder zur Stelle. Und nun, beim ersten kräftigen Anlauf der fünf Zugtiere, kam der Wagen langsam, aber stetig aus dem Morast heraus. »Hü!« rief der Bauer erregt, »nicht gerastet, hü! So, nun könnt ihr verschnaufen! Brav, Liesel, deine Dienste sind nicht zu bezahlen!«
Mit einer zweiten Anstrengung gelangte die Fuhre aus dem Wald heraus, die Zugtiere zu einer zweiten Rast, der Mensch, dem es darum zu tun war, zum Anblick eines überraschend idyllischen Landschaftsbildes.
Da sah man eine umfangreiche, hufeisenförmige und von einem Wildbach durchrauschte Wiese, die sich sanft ansteigend die forstreiche Bergeshalde hinaufzog und samt des sich in der Mitte befindlichen Gehöftes »Zackenhof« genannt wurde.
Zur Linken des Beschauers zog die breite, sich im Schatten der Waldesgrenze verlierende Heerstraße. Ein röhrrichter Wiesengrund fiel zum nahen See ab, in dessen silberhellem Wasser sich die grauen Mauern und roten Ziegeldächer eines kleinen Landstädtchens – wir wollen es Krotzingen nennen – spiegelten.
Da grüßte, über den See hinweg, die waldige, mit einer Burgruine gekrönte Bergkuppe, wiederum überragt, in weiter Ferne zwar, von den Riesen der Schweizer Alpenwelt, der blauen Rigi, dem finsteren Pilatus, und den weißschimmernden Zacken und Firnen der Urner- und Wallisergletscher.
Ein Landschaftsmaler wäre bei dieser An- und Aussicht in Staunen und Entzücken versetzt worden. Unser Zackenbauer jedoch war weder Maler, noch schien er ein Auge für

landschaftliche Reize zu haben; vielmehr war sein Sinn auf handfeste Genüsse, zur Stunde aber ausschließlich auf seine Fuhre gerichtet. Denn nun galt es noch, sie vollends und so schnell wie möglich nach Hause zu schaffen, verkündete doch ein helles Gebimmel vom Städtchen her die Mittagsstunde und sah man dem Kamin des Bauernhauses eine dicke, verheißungsvolle Rauchwolke entsteigen; ja, der Bauer vermeinte sogar, einen äußerst wohlriechenden Braten- oder Butterkuchenduft zu riechen, der seine Nase wollüstig kitzelte und seinen hungrigen Magen in nicht geringen Aufruhr versetzte.
Unten an der Landstraße, auf dem einerseits vom Zackenwald, andererseits vom wild herabschäumenden Bergbach begrenzten, windstillen Rasenplatz, »Winkel« genannt, hatte eine Haudererfamilie (wandernde Bettel- und Hausiererleute) ihr Lager aufgeschlagen. Auch hier stieg eine Rauchsäule wirbelnd in die Höhe und war man augenscheinlich mit dem Bereiten des Mittagsmahles beschäftigt. Von welcher Seite nun der Bratengeruch wohl kommen mochte?
»Hü!« rief der Bauer, abermals die Peitsche schwingend. »Jetzt auf festem Weg, wird's leicht gehen – hü, allesamt!«
Das Sträßchen führte am Wildbach entlang in mäßiger Steigung zum Zackengehöft hinauf, das die Fuhre denn auch rasch und glücklich erreichte.
Der Bratenduft hatte sich verzogen.
Als die Zugtiere ausgeschirrt und gefüttert waren, leisteten der Bauer und sein Sohn der Einladung eines jungen Mädchens zum redlich verdienten Mittagsmahl gern Folge. In der Stube, auf dem lakenbedeckten Eichentisch, prangte die mit dampfender Mehlbrühe gefüllte, irdene Suppenschüssel, daneben stand der kaum erst dem Herd enthobene, noch leicht kochende Haferbreitopf.
Nach dem Beten brummte der Bauer ärgerlich: »Also hier

gibt's keinen Braten! Dann sind's die Bettelleut', die lausigen, die sich welchen geschmort haben ... Zwar verlang' ich für meinen Teil nichts Besseres, mir ist die Bauernkost gut genug. Doch daß sich das Faulenzerpack auf solche Weise gütlich tun kann, just einem vor der Nase, das kann mich ordentlich ärgern!«
Die Bäuerin beschwichtigte: »Ach, sei doch nicht so neidisch, Hans! Ist es doch hart genug für diese Leute, so heimatlos in der Welt herumirren zu müssen bei Hitze und Kälte, jahraus und -ein, nichts sein eigen nennen zu dürfen, weder Haus noch Heim, nicht einmal ein Plätzchen, wo man sich hinlegen und sterben kann ... Auch wird unsereiner zuweilen ihrer Dienste recht froh. Was hätt' ich zum Beispiel mit dem rinnenden Wasserkessel und der gesprungenen Suppenschüssel anfangen sollen, wenn sie sie mir nicht gelötet und gekittet hätten, sozusagen umsonst!«
»Sozusagen umsonst?« höhnte der Bauer. »Gewiß haben sie für die Flickarbeit bloß so ein Bissel Mehl, ein Bissel Milch, ein Bissel Butter und ein Bissel Speck und Brot gefordert, alles zusammen soviel, daß man sich dafür funkelnagelneues Geschirr hätte anschaffen können, hahaha!«
»Ein Almosen, Hans! Führ doch keine solche hartherzigen Reden, Hans, wider dein besseres christliches Gewissen!«
»Wettermordio!« brauste nun der Bauer auf. »Hartherzig – weißt', Lisbeth, was hartherzig macht, he? Wenn man sich bei harter Arbeit die Finger wundquetscht – sieh mal her! – und das Gaunerpack faulenzen und wohlleben sieht, weit besser, als wir geplagten Bauern es Sonn- und Festtags zu tun vermögen, und dies alles auf unsere Rechnung und Kosten. Die Ratte, die in den Getreidespeicher dringt und sich an meinem Korn mästet, der Spatz, der die Hanfstengel knickt und den Samen auffrißt, diese und die Landstreicher hab' ich gleich lieb!«

Da meinte die Bäuerin gutmütig: »'s hat alles seine Ausnahmen, Hans! Hier, die ›Holländer‹, die treiben's durchaus nicht arg, sind reinliche, anständige Leute und keineswegs so zudringlich, wie die anderen. Als unser seliger Isidor, der arme Knabe, verunglückte – wer hat ihm, als kein Doktor zu helfen wußte, den Brand gestillt, wer anders als eben die alte ›Holländerin‹? Und hätten wir, statt des gelehrten Brillenmannes unnützen Wässerlein, von ihrer heilkräftigen Salbe Gebrauch gemacht, wer weiß, ob er nicht genesen wäre und heute noch lebte, gesund und frisch! Heute«, fügte sie wehmütig hinzu, »just heute, am Sankt Gregorstag, hätte er das Zwanzigste erreicht...« Sie legte den Breilöffel weg und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen.
Auch auf den Bauern schien die wachgerufene Erinnerung an seinen erstgeborenen Sohn einen wehmütigen Einfluß auszuüben; er verstummte gleichfalls und begab sich raschen Schrittes vom Tisch weg, aus der Stube, in die Scheune hinaus.
Die Tochter Kathrinle jedoch fragte beim Tischabräumen: »Mutter, ist es denn wahr, daß diese Bettelleut', sich aufs Bannen und Hexen verstehen? Die alte Scherenschleiferin – entsinnt Ihr Euch noch, die mit der häßlichen wunden Nase? – die hat Euch einst dergleichen gesagt, als ob sie es in ihrer Gewalt hätte, die Diebe an Ort und Stelle zurückzuzwingen mitsamt der gestohlenen Sach'; auch den Mähern die Sensenschärfe zu nehmen; Menschen und Vieh zu bannen, daß sie ohne ihre, der Schleiferin Erlaubnis nicht einen Schritt von der Stelle tun können; das Blut zu stillen, die Warzen und das ›böse Tier‹ am Finger zu vertreiben, aus der Ferne, mit dem bloßen geheimnisvollen Wort – ist es wahr, Mutter, daß ein Mensch so etwas kann?«
»'s wird wohl wahr sein«, antwortete die Bäuerin. »Und doch meinte die ›Holländerin‹, wenn sie, die Scherenschleiferin,

sich auf derlei Kunst verstünde, dann brauchten ihre Buben nicht bettelnzugehen oder gar zu stehlen, noch sie selbst bisweilen so arge Not und Hunger zu leiden. Zum Hexen wäre sie viel zu dumm ... Daraus ersieht man, daß auch diese armen Schlucker sich neiden und hassen, ganz wie wir, die ehrsamen, seßhaften Christenleut'. Also überall die nämliche Geschichte.«

»Und doch«, fuhr die Bäuerin nach einer Weile nachdenklich fort, »und doch scheinen diese herumziehenden Leute in gewissen Dingen mehr zu können und zu vermögen als wir anderen, wenigstens muß dies zu früheren Zeiten, von denen die Alten berichten, der Fall gewesen sein. So wollte mein seliger Großvater es mit eigenen Augen gesehen haben, wie diese Bettelleut' aus lauter Übermut ein Loch durch einen Bund Stroh brannten, ohne daß dieser sonst Schaden nahm; wie sie mitten im Wald einen Baum anzapften, aus dem dann klarer Wein floß, weißer und roter, wie es sich jeder der Zecher wünschte, wobei vorausbestimmt wurde: Diesmal gilt es dem Schenkwirt X oder U, diesmal dem Pfaffen, und danach sollen Wirt und Pfarrherr gemerkt haben, wie der Wein in ihren Kellern urplötzlich weniger wurde, ohne daß sie sich's erklären konnten. Auch hätten die Hauderer einen Hund aufgehängt und mit Peitschenhieben arg gezüchtigt und dabei die Worte gesprochen: ›Da, Armleutequäler, hast du deinen Teil! Und da! Und da!‹ Und gleichzeitig habe zu Hause, in seinem Stübchen, der Konstabler (Polizeidiener des Landvogtes) aufgeschrieen und laut geheult vor Schmerz und abwehrend die Hände ausgestreckt und nach den an seinen Lenden entstehenden und von unsichtbaren Mächten beigebrachten Striemen getastet ... Das und anderes nannte man die ›Heidenkünste‹. Heute noch zeigt man auf dem Sälischlößchen (Schlößchen Wartburg bei Olten) den hölzernen Kochherd, den rauchgeschwärzten, den diese Heiden

zum Bereiten ihrer Mahlzeiten benützt haben sollen, ohne daß dieser Feuer gefangen hätte.«
Als sich Fried, des Bauern Sohn, vom Tisch erhoben hatte und nach seiner Mütze greifen wollte, da erst erinnerte er sich, daß er sie gar nicht nach Hause gebracht, sondern im Zackenwald, in der Hitze der Arbeit, weggeworfen hatte. Darum begab er sich, sobald er dem Zugvieh frisches Futter aufgesteckt, eiligen Schrittes nach dem Forst zurück, auch in der Absicht, sich einen neuen Peitschenstock zu schneiden, da sein Vater den alten zu Schanden geschlagen hatte.

Zweites Kapitel.

Im Walde war ebenfalls Mittagsruhe eingetreten. Der Vogelgesang war verstummt. Dafür erklang im jungen Dickicht eine laute melodische Mädchenstimme:
»Es blies ein Jäger wohl in sein Horn, wohl in sein Horn.
Und alles was er blies, das war verlor'n.
Soll denn mein Blasen verloren sein? Verloren sein?
So wollt' ich lieber kein Jäger sein!
Er zog sein Netz wohl über den Strauch, wohl über den Strauch.
Da sprang ein schwarzbraunes Mädel heraus.
›Schwarzbraunes Mädel, entspringe mir nicht, entspringe mir nicht,
Hab' große Hunde, die holen dich.‹
›Deine großen Hunde holen mich nicht, die holen mich nicht.
Sie kennen meine hohen weiten Sprünge noch nicht.‹«
Fried dachte: »Meine Schwester Käthe pflegt auch mitunter zu singen, doch so schön und hellklingend wie diese da im Busch kann sie's halt nicht, kann's nicht einmal die Rothmül-



lers Lorle, so groß sie sich auch tut im Kirchenchor.« Er mußte stillestehen und lauschen. Jetzt war es ein kunstreicher, himmelhoher Jodler, der lerchenhaft aufstieg, ganz in der Nähe, im jungen Erlenschlag – Fried fand kaum noch Zeit, sich hinter einem dicken Eichenstamm zu verstecken, als die Sängerin, ihren Triller abbrechend und mit Ungestüm einem Schmetterling nachjagend, plötzlich zum Vorschein kam: ein junges, sehr schlankes Mädchen mit dunklem Teint und rabenschwarzen Kraushaar, angetan mit einem verschossenen und vielfach geflickten kurzen Drillichröckchen, aus dessen Ärmeln ein paar lange, magere, sonnengebräunte Arme hervorschauten. Barfuß, einer wilden Hummel gleich, fuhr es hinter dem hin- und herflatternden Schmetterling drein und würde ihn wohl auch erhascht haben, hätte es nicht auf einmal den Bauernjungen entdeckt. Mit großen Augen, in denen sich Überraschung, Ärger und Schalkhaftigkeit um die Herrschaft stritten, glotzte es ihn eine Weile stumm an. Dann rief es, in ein helles, übermütiges Lachen ausbrechend: »Bist angefroren, du Tölp? Oder lauerst etwa auf eine alte blinde Krähe, um sie deiner Mutter heimzubringen für den Sonntagsschmaus? Hihihi!«
Halb ärgerlich, halb schüchtern entgegnete der Knabe: »Ich bin weder angefroren, noch pirsch' ich auf lahme Krähen, die magst du für dich behalten ... Was ich such', das ist meine Mütze, und eigentlich geht's dich gar nichts an!«
»Deine Mütze? Ach, wozu den Lausedeckel, da der Winter vorbei? 's mag halt deiner Ohren wegen sein, die sonst gar zu abstehend groß wachsen täten – gelt? Nun, dann will ich dir suchen helfen.«
»Brauch' dich nit!« versetzte der Junge beleidigt und schritt trotzig von dannen. Er hatte nicht mehr weit zu gehen, dort, an der sumpfigen, zerstampften und räderdurchfurchten Stelle, wo er und sein Vater sich heute Morgen verfahren

hatten, lag die Mütze. Doch wie er darnach greifen wollte, husch! sprang der Kobold, der ihm geräuschlos gefolgt war, hervor, faßte sie blitzschnell und sprang damit unter lautem, schadenfrohem Gekicher auf und davon. Fried zornig auf und nach! Das war ein Jagen die Kreuz und die Quer durch Busch und Hochwald, ein Schreien und Zetern, bis endlich der Wildfang im Drillichröckchen es fühlen mochte, daß dem stürmischen Verfolger auf die Dauer nicht zu entrinnen war – ein Wurf in die Höhe, und die Mütze hing im struppigen Gezweig einer Hainbuche; das Mädchen aber lief boshaft lachend davon, über Stock und Stein, der Lichtung entgegen, wo im rasigen »Winkel«, die Seinigen lagerten und Siesta hielten.

Abends, als Fried in Abwesenheit seines Vaters die Kühe molk, kam seine Mutter in den Stall und befahl: »Füll dem Mädchen hier den Topf mit Milch!«

Es war das Mädchen vom Walde, die wilde boshafte Hummel, nur daß sie jetzt Kopf und Blick bescheiden gesenkt hielt und allen Übermut vollständig abgestreift hatte. Nun gewahrte Fried auch, daß schräg über ihre gewölbte Stirn eine lange, rötlichglänzende Narbe lief und beide Wangen mit Grübchen versehen waren, die gegen das zur Schau getragene devote Wesen stummen Protest zu erheben schienen.

Ein Weilchen überlegte Fried, ob er der Mutter Befehl Folge leisten, oder aber das lose Mädchen für den ihm angetanen Schabernack büßen lassen wolle.

»Nun?« rief die Bäuerin ungeduldig, »wird's bald?« Und als die Schwarzbraune den Topf demütig hinhielt, was konnte der gutmütig geartete Bursche anders, als aus seinem Melkeimer die Milch eingießen, bis der fette weiße Schaum über den Rand hinausfloß? Kaum war dies geschehen, als es in des Mädchens Dunkelaugen schon wieder schalkhaft aufblitzte

und sein Mund sich zu einer höhnischen Grimasse verzog. Ein leiser Dank an die Bäuerin und fort war das Hauderer-kind.
»Komm mir nur wieder, du kleine Hexe!« entfuhr es dem jungen Melker ärgerlich.
Beim Abendessen sprach der Zackenhofbauer, der von einem kleinen Geschäftsgang versöhnt und ziemlich gutgelaunt zurückgekehrt war, zu seiner Gattin gewendet: »Ich hab' mir's genugsam überlegt und bin so ziemlich schlüssig geworden... Fast kein Tag vergeht, daß ich nicht die Anfrage bekomm', ob ich meine Großschleiferei nicht wieder auftun wolle. Freilich, als mein Bruder Jörg und dann auch unser Isidor so unvermutet gestorben, mochte und konnte ich das Nebengeschäft nicht mehr betreiben, mit fremden Händen schon gar nicht... Lang mir die Kartoffelschüssel her, Käthe! ... Nun aber, da der Fried ordentlich herangewachsen, könnten wir, dem Bauernwesen unbeschadet, die Sach' wieder aufnehmen, denk' ich! ... Den Milchnapf, Mutter! ... Also, um von der Großschleiferei zu reden: An Kundschaft würd' es uns nicht fehlen, die Grob- und Zeugschmiede der Gegend sind uns von früher her gewogen. Wissen wohl warum, müssen ihre Ware, um sie scharf und blank zu bekommen, nach dem entlegenen Hirsigtobel schikken und sie zurücknehmen, wie es eben kommt, zu hoher Taxe... Und warum sollt' ich das Geschäft nicht wieder auftun? Ist doch solch' ein Batzen Nebenverdienst keineswegs zu verachten, der hilft einem vorwärtskommen. Und vorwärts muß der Mann trachten mit rastloser Kraft, einzig die Faulenzer und der Leichtsinnige bleiben auf demselben Fleck, ihnen genügt der geerbte Besitz, oder leben gar nur von der Hand ins Maul, sogar auf Kosten Anderer, so wie es das Bettelvolk tut dort drunten im ›Winkel‹ oder auf der breiten Landstraße... Erst gestern, beim Beschlagen meines

Wagenrades, sagte mir der Schmiedhannes: ›Schade um das hübsche Wässerlein, das du müßig an deiner Nase vorbeifließen lässest. Schad' um das tote Gewerb'. Ich wüßt' einen, der froh wär', die Hütte zu kaufen oder zu pachten ...‹ Ich werde das Geschäft weder verkaufen noch verleihen, ich will alleiniger Herr sein auf dem Zackenhof. Auf morgens schon ist der Hauli-Zimmermann bestellt, der soll mir das Wasserrad ausflicken und die Dielen in Stand setzen. Oder ist's dir damit nicht recht, Mutter?«
Und die Bäuerin, die von ihrem Gatten, so oft dieser bei guter Laune war, mit »Mutter« angeredet wurde, erwiderte: »Ach, wie sollt' es mir nicht recht sein, wenn Geld ins Haus kommt, je mehr desto lieber! Brauchst du doch dann nicht jedem Kreuzer, den ich für Kaffee, Seife und andere notwendige Dinge ausgebe, verdrießlich nachzugucken. Das hat mich, offen gestanden, schon oft geärgert und mir arg weh getan.«
»Babah!« brummte der Bauer, sich den Mund wischend, »Hausen und Sparen, dies allein führt zu Gewinn und Besitz!«
Es war dies für sein knauseriges Gebaren die einzige und oft zu hörende Entschuldigung.
Hierauf begann er den Abendsegen zu sprechen, nicht aber, ohne dabei seines neu aufzunehmenden Nebengeschäftes zu gedenken und im Stillen den sich ergebenden Gewinn auszurechnen.



Das junge Hausierermädchen eilte, als es seine Milch erhalten, damit leichtfüßig wegab, und es war zum Verwundern, wie es mit seinen schlanken, braunen Fingerchen den übervollen Topf so geschickt in der Schwebe zu halten wußte, daß kein Tropfen der kostbaren Flüssigkeit überlief und verlo-

ren ging, zum Verwundern, wie es zugleich noch seine dunklen Augen neugierig nach rechts und links schweifen lassen und eine Melodie vor sich hinträllern konnte in der frohmütigsten, unbefangensten Weise.

»Bist du zurück, Lonele? (Diminutiv von Appolonia) Hast Schäumling (Milch) gekriegt? Ei ja, guck, guck!«

Es war des Mädchens Mutter, die am Lagerfeuer kniete, – eine Frau, in der Mitte des Lebens stehend, von sehr rundlichen Formen, mit regelmäßigen, blühenden Gesichtszügen, die trotz der vernachlässigten Frisur und der zahlreichen kleinen Fältchen, die sich in ihre Stirn eingegraben hatten, auf die einstige bedeutende Schönheit schließen ließen. Als sie sich vom Boden erhob, konnte man die Gestalt erst recht in ihrer ganzen imposanten Ansehnlichkeit ersehen, um welche sie die reichste Bäuerin oder Gasthausbesitzerin hätte beneiden dürfen.

Nahe dem Feuer stand ein großer, zweirädriger, mit Zelttuch überspannter Handkarren, aus dessen Öffnung die langbehaarte und wunderlich frisierte Schnauze eines weißen Pudels herausschaute; ein zweiter schmutzig-zottiger Hund lag unter dem Wagen, knurrend und mit großem Eifer einen Pferdeknochen benagend. An der Wagendeichsel hingen Decken und Kleidungstücke, am Boden, um das Lagerfeuer herum, standen und lagen Töpfe und Geräte aller Art bunt durcheinander.

Die Hausiererin, nachdem sie von der Milch gekostet und sich den Schaum von Lippe und Nasenspitze gewischt, sagte frohgelaunt: »Guck, guck, ganz frisch und kuhwarm! 's ist doch alleweil die dufte Winde (Haus mit freigebigen Bewohnern) da droben! Geben's gut und willig, sofern nicht just der Kaffer (Bauer) zu Hause ist; man braucht nicht erst lang zu fackeln und zu drängen, wie mancherorts, bis Tür und Lade sich endlich auftun ... Aber was ich sagen wollt': Wo stecken

denn unsre Buben? Hab' sie nach Fettigkeit (Fleisch, Schmalz) ausgeschickt ins Städtle hinein, schon vor zwei, drei Stunden, und noch läßt sich von den Rangen keiner blicken! Womit soll ich denn die Rundlinge (Kartoffeln) schmälzen? Womit den Igel braten? Mach du dich, Lonele, nochmals nach dem Zackenhof hinauf, steig nochmals tapfer auf die Kafferin (Bäuerin) los – sie wird dir's nicht abschlagen, ist sie doch eine solch dufte und butterige (freigebige und gutmütige)!«

»Ich mag nicht! Ich wag's nicht, Mutter!«

»Wie, zu mir darfst du ›Nein‹ sagen? Hörst du's, Graz (Pankraz), wie dein Mädchen mir trotzen darf?«

Derjenige, an den diese Worte gerichtet waren, lag seitab am breiten, abschüssigen Wegrand, im weichen, dürren Waldgras – eine auffallend große, mächtige Männergestalt, mit dickem Kopf und breitem, blatternarbigem, verwittertem Gesicht. Er lag so breit und behaglich wie möglich ausgestreckt im milden Märzsonnenschein, und auf den nochmaligen Anruf seiner besseren, geschäftigeren und augenscheinlich schöneren Hälfte schien er es nicht einmal für nötig zu erachten, die Augen zu öffnen, sondern begnügte sich, ärgerlich zu knurren: »So laßt mich doch mit eurem dummen Rarau (Lärmen) in Ruh'!« Damit wälzte er sich verdrießlich nach der andern Seite, seiner Frau den Rücken zukehrend. Darum begann diese denn auch zu schelten: »So, Dummheiten nennst du's, daß ich fürs Kochen sorge und kein Schmalz habe, nicht einen Tropfen? Allein – gelt? – das schachteln (essen) geht dich schon an, dich und alle, dazu seid ihr nicht zu faul, da drängt ihr, wenn ihr was Gutes riecht, drum herum, daß ich selbst kaum mehr Raum find' zum Zulangen! Und muß ich mich doch schinden und plagen und denken und ratschlagen, woher dies und das zu beschaffen sei Tag für Tag, während du bequem auf der faulen Haut

liegst und dir von der Sonne die Nasenlöcher trocknen lässest.«
»Aih!« gähnte der Mann.
»Ja ja, so hast du mir's gemacht von jeher: Für all' mein Sorgen und Schenigeln (Arbeiten) krieg' ich, statt Dank, nur Spott und Hohn! Und will ich eines von der Lauswar' ausschicken auf die Fahrt (Bettelgang), schneid't es mir ein Gesicht, wie just dieses Ding da getan, das nichtsnutzige!«
Da entgegnete das Mädchen gesenkten, verlegenen Blickes und ein junges Heideblümchen zerzupfend: »Ich mag nicht zum zweiten Mal hingehen nach dem Hof hinauf, weil der Alt' zurückgekehrt ist, der einen stets so grimmig anguckt.«
»Der wird dich nicht fressen!« schalt die Mutter; »vom Anlugen fällt nicht einmal der Apfel vom Baum, und wirst dir, wenn du nicht Hunger leiden willst, das Bösanlugen schon noch gefallen lassen müssen. Unsereiner darf halt nicht scheu und blöde tun, noch sich fürchten und schnell abweisen lassen, sonst hat's mit dem Kochen geschellt und wir können uns die Finger abbeißen. Nicht nachlassen mit Bitten und Kohlreißen (auf das Mitleid anderer abzielende, schwindelhafte Angaben machen, fingierten Notstand klagen), das ist die Losung für uns arme Wandersleut'... Drum steig du nochmals los, Lonele, nach dem Haus hinauf!«
»Der Bauer, der Bub'!« wagte das Mädchen nochmals schüchtern einzuwenden, worauf seine Mutter nur noch ärgerlicher schalt: »Wie, den Buben? Fürchtest dich gar noch vor solchen? Schau man mal das Mädchen an, dem großen, tapfern ›Holländer‹-Graz seines – pfui!« höhnte sie.
Gleichzeitig hatten sich auf der vom Städtchen kommenden Landstraße zwei sehr schlecht gekleidete Knaben durch Geschrei und Zank bemerkbar gemacht. Langsam kamen sie daher geschlendert, bis die Hausiererin ihnen mahnend und

drohend entgegenrief: »Na, ihr Schlingel, wollt ihr euch sputen? Oder soll ich euch Beine machen? Nur 'ran! ... Nun, Hänel, was bringst du mir?« fragte sie den kleineren und blässeren der Knaben.
»Hanf (Brot), Mutter, darunter feinen, weißen; und Greiben (Fleischrückstände, vom Zerlassen des Schweineschmalzes herrührend).«
»Laß' mal sehen! ... Und du, Dieter? Wie, du hast nichts erkloppen können als die paar Weißlappen (Rüben) und die Handvoll stinkendes Sauerkraut?«
»Ja, denke dir, Mutter!« verriet Hänel, »er hat alleweil nur so gegafft, auf der Zimmerstätt', beim Drahtzieher, überall auf der Gass'. Und sich mit den Stadtbuben herumgebalgt – siehste, wie sie ihm die Beinlinge (Hosen) zerrissen, nun ganz und gar!«
»Wie, die Beinlinge zerrissen?« rief die Mutter zornig. »Nun sollst gleich den Flick drauf erhalten!« Damit versetzte sie dem Schuldigen mit dem Reisigstock, den sie eben zur Hand hatte, einige wuchtige Hiebe auf denjenigen Körperteil, der durch die Beschädigung der Rückenbekleidung gerade als der zugänglichste und geeignetste betrachtet werden konnte. Der Junge heulte bei der Züchtigung laut auf und schrie, gegen seinen jüngeren Bruder die Faust ballend: »Nun soll sie's ebenfalls wissen, daß du die Äpfel selbst gefressen hast, die dir des Zimmermanns Alte geschenkt hat für unser ›krankes Kind‹!«
»So?« rief die Hausiererin; »da hast auch deine Watschen, Kleiner!«
»Er, der Dieter, hat auch seinen Teil bekommen, Mutter!«
Die Ausrede half nichts. Klitsch! Klatsch! schallte es von den Rutenstreichen, und das Geheul der beiden Jungen wollte kein Ende nehmen, bis die Mutter energisch Schweigen gebot und die Frage stellte: »Und die Großmam – wo

weilt denn die Großmam? Hast sie nirgends gesehen, Hänel?«
»Ja doch!« schluchzte dieser; »erst im Städtle drin und dann vorm Tor, bei dem Haus mit dem Kastanienbaum an der Eck' – dort kommt sie ja die Straß' herauf!«
Und der ältere der Knaben rief, immer noch heulend und drohend: »Wart du nur, Hanoggel, für das Petzen!«
»Was dann?« fragte die Mutter streng. »Willst ihn etwa schlagen, daß er dir deine Faulenzerei ausbringt? Nimm dich in acht, Dieter!«
Indessen hatte sich die Aufmerksamkeit der stattlichen Familienmutter mehr und mehr nach der Gegend hingelenkt, aus der, auf einen Stab gestützt, eine große bucklige Alte des Weges gegangen kam und sich müh- und langsamen Schrittes dem Lagerplatz näherte. Auch Lonele, die sich während der Züchtigung, die ihren Brüdern zu Teil geworden, still abseits gehalten, flog nun eiligen Schrittes den Straßenhang hinunter, der alten Frau entgegen, hing sich schmeichlerisch an ihren Arm und fragte, auf die hochaufgebauschte und nicht eben sehr reinliche Schürze deutend: »Was bringst uns, Großmam?«
»Ach, laß' mich!« stöhnte die keuchende Alte. »Bist ein närrisch Ding und Gelüstmäulchen sondergleichen ... kann ja schier nicht mehr Atem schöpfen ... Und erst die Beine, die armen, alten, lahmen Knochen!«
Auch die Grazin, ihre Schwiegertochter, rief ihr erwartungsvoll entgegen: »Bringt Ihr Schmalz, Mutter?«
»Schmalz? Schmalz just nicht, dafür aber was anderes, besseres ... Frisches Schwein, Blut- und Leberwurst – hier! ... 's kommt von der Eckbäuerin beim Kastanienbaum, der ich die Karten schlagen mußt' wegen ihrem Sohn – sieh dir mal das Kopfstück an, Lene! Fettigkeit (Fleisch) genug für ein Mahl.«

Frisches Schweinefleisch und Wurst, welch' ein Leckerbissen! Die Buben vergaßen Zank und Scheltwort, Schläge und Schmerz; Lonele klatschte jubelnd in die Hände und tanzte vor Lust. Sogar Graz, erhob bei der Kunde das edle dicke Haupt, richtete sich sogar halben Leibes auf und roch; und roch wieder, wie das briet und schmorte in den über dem Lagerfeuer hängenden Töpfen; und leckte sich lüstern das Maul, wetzte am Stein sein großes Taschenmesser und prüfte die Schärfe.
Und es wurde denn auch, unter lautem Schmatzen und nicht geringer Anstrengung, alles aufgegessen bis auf die Schweinsschädelknochen, die man den gaffenden Hunden hinwarf zum Benagen.
Eine Stunde später war das Lagerfeuer im Verglimmen begriffen und die Gesellschaft, die eben noch munter geschmaust, zur Ruhe gegangen; und zwar waren Großmutter und Lonele in das zelttuchüberspannte Wageninnere gekrochen, während die beiden Buben, in Gesellschaft der Hunde, sich unter dem Wagen auf gesammeltes trockenes Waldgras gebettet und das Elternpaar sein Nachtlager dicht am Stamm des den Platz beschattenden mächtigen Lindenbaumes aufgeschlagen hatte: ein aufgeschüttetes Bund weichen Haferstrohs, darüber eine Art Leintuch gebreitet, dazu eine breite, grobwollene Pferdedecke, die Gott weiß auf welche Art in den Besitz dieser, unserer Hausierer gelangt war.
»Lene!« klagte der »Holländer«-Graz nach einer Weile, »Lene, ich fühle sakrischen Durst.«
»Ach, laß' mich, laß' mich schlafen!«
»Ich kann aber nicht schlafen – die höllisch gepfefferte Leberwurst, der Durst!«
»Hier nebenan fließt der Bach.«
»Der Bach? Fades Wasser schwabbeln? Bah! ... Lene, hör'

mal! Hast du wirklich kein Kopfkissen (Branntwein zum Abendtrunk) mehr?«
»Nicht einen Tropfen, ich schwör's! Wie du überhaupt nur fragen magst! Hab' ich's doch selbst gesehen, wie du die Pulle rein ausgesogen, heut' Morgen, im Steinbruch!«
Es gibt halt hier auf Erden nichts Vollkommenes. Die Abendmahlzeit war eine solch reichliche und gute gewesen, den notwendigen Trank jedoch mußte sich der arme, große Mann nachträglich aus dem Schleiferbach holen. Zwar meinte er, seine Gattin solle ihm diesen Gefallen tun; da sie sich aber entschieden weigerte, blieb ihm nichts anderes übrig, als seine kolossale Gestalt aus der warmen, wohligen Ruhe aufzurichten und, das Becken in der Hand, sich selbst hinzubemühen an des Baches Rand – er tat es brummend und voller Ärger.

Drittes Kapitel.

Des Morgens waren es die beiden Jungen, die vom Frühfrost aufgeweckt, zuerst munter wurden, mit den Hunden spielten und sich mit ihnen balgten. Sie achteten wenig auf die Scheltworte der Großmutter aus dem Wageninnern heraus, des tollen Lärmes wegen; bis die Mutter selbst ihre drohende Stimme erhob und die Buben aufforderte, auf die Holzlese zu gehen in den nahen Ballert (Wald) hinein. »Oder soll ich euch etwa Füße machen auf gestrige Art?« fügte sie mit entsprechender Arm- und Handbewegung hinzu.
Das half. Bald flackerte und prasselte das Lagerfeuer wieder lustig in die frische, helle Morgenluft empor. Man konnte sich daran bequem die steifen Gliedmaßen wärmen. Der Magen machte von neuem seine Forderung geltend. Und nun zeigte es sich, daß, wie gewöhnlich, sämtliche Speisevor-

räte aufgezehrt waren; sogar den Topf Milch hatten die Buben vor dem Schlafengehen noch ausgetrunken. Der Igel und die ebenso schlecht verwahrten Schweinsgreiben mußten der Gefräßigkeit der Hunde zum Opfer gefallen sein, nicht die Spur war mehr davon vorhanden.
Blieb also nichts übrig als die paar Weißrüben. Weißrüben ohne die geeignete Zutat – was sollte man mit den elenden Weißrüben anfangen?
»Na, ihr Buben und auch du, Lonele, fort auf die Klopp (Bettelfahrt), nach dem Mochumchen (Städtchen) hin! Schnell!«
Sie gehorchten mit leerem Magen nur unwillig.
Auch die Großmutter griff nach ihrem Krückstock, versah sich zugleich mit einem Büschel getrockneter Waldkräuter und kroch mühsam nach dem nahen Zackenhof hinauf. Und ihre Schwiegertochter schalt: »Siehste, Graz, welch' fauler Mann du bist! Hier der Haufen zu heftender Becken, dort die zu lötende Blechpfanne; und nicht die Hand hast' noch daran gerührt! Kein Geld verdient, den ganzen gestrigen Tag über auch nicht den elenden Polscher (Pfennig), nichts getan, als auf der faulen Haut gelegen und Stinkkraut gepafft, das der Krämer dir wohl auch nicht deiner höflichen Red' willen geschenkt. Ist das nicht eine Schand'? Also, aufgestanden und an den Schenigel (Arbeit) hin!«
Da fing auch der Mann an zu poltern. »Was hast du heut schon Großes verrichtet, daß 's Tor so weit auftust! Schaff mal erst das Frühstück her, eher rühr' ich mich nicht!«
»Schaff du her!«
»Das ist Sache der Tippelschicksen (Bettel-Weibsleute auf der Wanderschaft). Oder soll ich etwa an die Türen klopfen und in die Küchen schleichen? Na, da wär' ich wohl dumm, da wär' ich ein geschlagener Mann; und –«
»Geschlagener Mann!« fiel ihm die stattliche Frau Grazin

höhnisch ins Wort.« Seht den großen, wanstigen, geschlagenen Mann, den Bärenhäuter an, der gewiß eines Tages verlangen wird, daß man ihm, da er selbst hierfür zu träge geworden, die fetten guten Bissen gar noch ins Maul schiebe! Hast du dir wohl deswegen eine Frau genommen und eine Familie gegründet, damit sie dir die Schachtelung (das Essen) herbeischaffe, die du nicht selbst verdienen kannst und magst, du Schwernöter, du Großmögel!« fügte sie zornig hinzu.

»Halt die Schleif', Weib, oder –!«

»Nein, ich halt's nicht! Was ich red', ist wahr, und ob's dich juckt oder brennt, ich frag' nichts darnach ... Ja, hätt' ich das eher gewußt, als ich noch die junge Dille (erwachsenes Mädchen) war –«

»Was, eher gewußt? Hättest dir gewiß den Breisgäuer genommen, den scheeläugigen Wenz, den Schlamassel (schlechten Kamerad), mit dem du's eine Weil' gehalten?«

»O du läppischer, schuftiger Großhans, du! Meinst wohl mich zornig machen zu können mit deinem Wenz, den du mir schon unzählige Mal unter die Nase gerieben. Weißt du was, der Wenzel ist allweg so brav wie du, und wenn ich ihn gewollt und genommen, so gut, wie bei dir, hätt' ich's bei ihm wohl auch gekriegt!«

Der von dem Wandervolk als Lagerplatz benützte Winkel stieß, wie bereits erwähnt, unmittelbar an die vorbeiführende Landstraße.

Ein mit Kaufmannsgütern schwer beladener Lastkarren kam langsam des Weges gefahren. Hinterdrein trieb ein Schäfer seine hundertköpfige Herde, wohl nach den grünenden Triften der Voralpen zur Sömmerung hin. Die seltene Gelegenheit durften des »Holländers« Köter nicht versäumen: Sie jagten mit großem Eifer auf den dichtgeschlossenen Trupp Schafe los und kläfften; bald waren sie mit dem

eifersüchtigen Schäferhund in ein wütendes Streitgebell verwickelt, wodurch die furchtsamen Lämmer in große Verwirrung und auf Abwege gerieten, was wiederum zur Folge hatte, daß der Hirte, zu der Frau Grazin gewendet, zornig rief: »Heda, du Vettel, ruf dein Hundevieh zurück, sofort! Oder soll ich's totschlagen?« Zugleich und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, erhob er drohend seine Keule.
Die »Holländerin«, durch das Schimpfwort nicht wenig verletzt, entgegnete erbost und in ebenso derber Weise: »Wag's, du stinkender Schafbock!«
Und ihr herkulischer Gatte, sich auffallend hurtig vom Boden erhebend, ergriff einen armdicken Knüppel, schwang ihn drohend über seinem Haupt und brüllte nicht minder zornig: »Ja, wag's, du Zeckenfresser!«
»Ich werd's der Polizei melden, euer Wegelagern, gleich im Städtchen!« rief der Schäfer, sich langsam zurückziehend. »Ich werd' den Landjäger rufen!«
»Ruf doch gleich den Teufel und seine Großmutter, ich scher' mich drum!« höhnte der »Holländer«.
Und der Lastfuhrmann, der des Spektakels wegen seine Pferde angehalten, hetzte vergnügt: »Nun, was zögert ihr beiden noch? Zugegriffen! Abgewalkt – gß! gß!!« Und er lachte unbändig.
Endlich war es dem Schäfer gelungen, seine versprengte Herde wieder zusammen und langsam in Gang zu bringen, von weitem gefolgt von den kläffenden Kötern, während der Wald von seinen Flüchen und Verwünschungen widerhallte.
Inzwischen war die alte »Holländerin« glücklich beim Zakkenhofhause angelangt. Es geschah dies zu günstiger Stunde, denn der Bauer und sein Sohn waren soeben mit dem klotzbeladenen Wagen nach der Sägemühle gefahren

und also niemand zu Hause, als die Bäuerin und ihr Töchterlein.
»Ach!« stöhnte die Greisin, sich müde auf die Küchenbank niederlassend, »'s wird wohl das letzte Mal sein, daß ich bei Euch Einkehr halte. Die Beine wollen mich auf ebenem Boden kaum mehr tragen, geschweige denn bergauf und -ab. Und erst der Atem! ... Oh, die Reichen haben's gut, brauchen sich nicht die Füß' wundzulaufen nach einem Stücklein Brot in den alten, mühseligen Tagen!«
»Wie alt seid Ihr denn, Mutter?« fragte die Bäuerin nicht ohne Teilnahme.
»Wie alt, fragt Ihr? Nun, am Mathysentag bin ich in das Zweiundachtzigste getreten.«
»In das Zweiundachtzigste!« rief die Bäuerin voller Verwunderung.
Und das junge Bauernmädchen stieß seine Mutter mit dem Ellbogen an und flüsterte ebenso erstaunt: »Und dabei keine Strümpf' an den Füßen, bei solch' frostiger Witterung!«
Die Alte, welche die Bemerkung gehört haben mußte, erwiderte eifrig: »Strümpf' an den Füßen? Hab' all' mein Lebtag keine getragen, war's wohl zufrieden, bei strenger Winterszeit, mit einigen Lappen. In meinen jungen Jahren wußte ich warmblütig' Ding schon gar nichts vom Frieren, lief barfuß über Berg und Tal, zu jeder Jahreszeit, gleich einem Reh, kannte auch die Müdigkeit kaum dem Namen nach, nahm es im Ringen und Schwingen beinah mit jedem Mannsbild auf, war bekannt dafür weit und breit ... Jetzt ist's freilich anders geworden, die Welt weiß nichts mehr von der schönen, lustigen, sie kennt nur noch die alte, totmüde ›Holländerliesel‹ ...«
Es überkam sie ein krampfartiger Husten, der sich lange nicht legen wollte. »Ach!« ächzte sie, mit dem knöchernen Handrücken die tief in ihren Höhlen liegenden Augen trock-

nend, »ach, diese achtzig Jahre, die schadhaften Schuhe, die Kälte und Nässe einlassen! Seht mal, liebe Frau, wie meine elenden Zehen hervorgucken!«
»Wirklich – ach herrje! Will mal nachschauen gehen, ob sich für Euch Schuhe finden im Haus.«
Käthchen aber, das junge Zackenhofmädchen, immer noch im Anschauen der alten Hausiererin begriffen, legte sich die Frage vor, wie diese knochige, gebeugte Gestalt, mit dem welken, runzeligen Gesicht, der spitzigen, geröteten Nase, dem langen, borstigen Kinn und dem eingekniffenen, zahnlosen Mund jemals die »schöne Liesel« hatte genannt werden können ... als die Bäuerin schon wieder erschien, in der Hand ein Paar staubige, aber noch gut erhaltene Bundschuhe. »Sie sind von dem langen Nichtgebrauch ein bißchen hart und steif geworden«, meinte sie treuherzig, »doch braucht es wohl nur ein tüchtiges Einschmieren, und sie werden wieder taugen wie neue, sofern sie Euch passen ... O ja, sie passen ganz vortrefflich, seht, seht!«
Die alte Hausiererin erging sich in den lebhaftesten Dankbezeugungen, und da sie an der Hand des Bauerntöchterchens eine häßliche Dornwarze sah, erbot sie sich sogleich, ein Mittel zu verordnen, das diese entfernen sollte, und zwar ohne Schmerz oder Gefahr, in wenigen Tagen.
Das Mädchen schaute erfreut zu seiner Mutter empor, und diese beeilte sich, der heilkundigen Alten ein Gläschen alten Enzian einzuschenken und als Zutat ein Stück süßduftenden Rahmkuchen beizulegen, und meinte verwundert: »Wie Ihr nur zu so vieler Doktorwissenschaft habt gelangen können, Frau?«
»Wissenschaft?« entgegnete die »Holländerin«, an einem Stückchen Kuchen knuspernd, »da braucht's schon nicht groß der Wissenschaft, denn mehr als diese ist die Erfahrung wert, die Erfahrung vieler Geschlechter meines Stammes. Ja,

mein Ur-Urahn, der war seiner absonderlichen Heilkünste wegen weit berühmt in den Landen. Es war ihm, wie man sich in meiner Familie jetzt noch erzählt, ein Leichtes gewesen, einem Hund den Schwanz abzuschneiden und im Nu wieder anzuheilen, so daß jener kaum etwas davon merkte. Einem Hingerichteten habe er sogar einmal, mit Erlaubnis der Obrigkeit, die an die Sache nicht glauben wollte, den abgeschlagenen Kopf wieder aufgesetzt, eingeschachtelt und darauf den armen Sünder wieder gehen heißen, zum Staunen und Entsetzen der großen Zuschauermenge, die vor dem wieder zum Leben erweckten Einherwandelnden die Flucht ergriff. – Dieser Husten, er plagt mich so arg! ... Allein dieses Säftchen«, – sie deutete auf das Gläschen Branntwein – »wie das so herrlich riechen und kräftig wärmen tut!«
Die Bäuerin dagegen, deren Sinn immer noch an der wunderbaren Hundeschwanz- und Kopf-Anheilungsgeschichte haften geblieben war, rief einmal über das andere, voller Verwunderung: »Was Ihr da nicht sagt! Was Ihr da nicht sagt!« Und nachdem sie ihr Töchterlein hinausgeschickt hatte, damit es nach den Hühnern und Küklein sähe, rückte sie mit ihrem Herzensanliegen heraus: »Mein Mann ... mein Mann ist ein solch braver, häuslicher und guter, wie es deren wenige gibt ... Allein wenn er seine böse, zornmütige Anwandlung bekommt, dann ist's mit ihm kaum auszuhalten. Er kann sich manchmal so sehr ereifern über geringfügige Sachen, die ihm nicht in den Kram passen, daß ich mich kaum mehr zu reden trau', von widerreden gänzlich zu schweigen. Und als ich's dennoch einige Mal tat, ganz mit Recht, – wie schlimm das ausgefallen, ich mag's gar nicht erzählen ... Und da ist's mir just in den Sinn gekommen, ob Ihr vielleicht ein Mittelchen wüßtet, ein geheimes, wider seinen Zorn ... Laßt Euch Zeit zum Nachdenken, Frau! Ihr sollt's, wenn's gut gelingt, nicht umsonst getan haben.«



Und die alte »Holländerin« dachte nach; sie summte und nickte und entnahm ihrer kirschbaumrindenen Dose eine Prise um die andere; sie nickte abermals und atmete auf: Das Mittel war gefunden. Nun stellte sie die Frage: »Trinkt Euer Mann Wein oder Saroff – Branntwein, wollt' ich sagen? Bekommt er die Anwandlung vor oder nach dem genossenen Gläslein?«
»Vor und nach«, antwortete die Bäuerin seufzend, »je nachdem ihm was über den Weg gelaufen ... Eigentlich, ich muß es bekennen, geschieht es zumeist *nach* dem Trunk' – er trinkt zwar selten über das vernünftig Maß – Am letzten Sankt Verenamarkt, als er nach Hause kam und das erkrankte Kälblein sah im Stall und der Meinung war, wir hätten es nicht ordentlich gewartet, und fand gar noch die Suppenschüssel in Stücken – es war der Hund gewesen, der sie von der Bank heruntergeleckt – da tat er so arg wild, wie ich ihn noch selten gesehen, und hätt' ich nicht geschwiegen, ich glaub', er wär' im Stand' gewesen, mich zu schlagen ... Und wie gesagt, er ist sonst ein solch' guter und braver ...«
»Also *nach* dem Trunk!« murmelte die Wunderdoktorin, mit dem Kopfe hin und her wackelnd. Und nach einer Weile fortgesetzten geheimnisvollen Gebärdens hub sie an: »Schaut, Euer Mann ist halt in einem ungeraden Zeichen zur Welt gekommen, wohl im Uranus – hätt' ich nur meine Karten mitgenommen, Ihr solltet's gleich wissen ... Jung und klein wär' ihm leicht zu helfen gewesen; allein auch jetzt wird sich noch was tun lassen gegen das böse Gestirn; ich werd' ihm schon beikommen, zählt drauf! ... Hier, dieses Krautblättlein, Spingula raschukeeli, das seltenste und kostbarste, so es nur geben kann, am Heiligkreuzhügel gewachsen – das tut Ihr in seine Branntweinflasche – gehört? Es muß dies aber des Freitags, während dem Betzeitläuten geschehen – verstanden? Dann mag er trinken, so viel er will, Euerm Haus-

frieden soll's nicht mehr schaden, noch Euch ferner bange werden ... Trinkt er, Euer Mann, aber außer dem Hause und bringt das jähzornige Geblüt mit heim – auch für diesen Fall ist zu helfen. Nur solltet Ihr eine weiß- und schwarzgesprenkelte Katze haben – ah, dort schnurrt ja just eine solche auf der Ofenbank! ... – Also kommt Euer Mann ein bißchen beschmort nach Haus und ist drauf und dran, seinen Zorn auszulassen, so braucht Ihr darauf gar nicht zu achten, sondern bloß Eure Katze zu greifen, und ihr abseits sachte den Balg zu streicheln, und zwar – nicht zu vergessen! – stets von vorn' nach hinten. Ihr selbst beißt dabei Eure Zähne fest zusammen. Und ich wette tausend gegen eins, binnen kürzester Frist fängt das Unwetter an, sich zu verziehen ...«

Als die alte Hausiererin sich nach einer Weile wieder sachte bergab begab, wog ihre weite Schürze sehr schwer von den geschenkt erhaltenen Speckstücken und frischen Eiern, die sie ihrer am Lagerfeuer kauernden Schwiegertochter gewissenhaft übergab. Das Krüglein Enzian dagegen, das sie ebenfalls von der »Zackenbäuerin« bekommen, schien sie völlig vergessen zu haben, obwohl es ihr in der Gewandtasche steckend, bei jedem Schritt unsanft gegen das Knie schlug.

Eier und Speck, das war Hilfe in der Not zu nennen. Denn noch waren die Kinder von ihrer Fahrt (Bettelgang), die sie nach dem Städtchen hin unternommen, nicht zurück. Papa Graz brummte immer verdrießlicher in den dichten struppigen Vollbart hinein, zumal ihm nun auch noch der Kautabak ausgegangen, nicht das winzigste Stück fand sich mehr in seiner Westentasche. Zwar aus der Ferne, vom Städtchen her, vernahm man Mädchengesang, der klang gar hell und sorglos. Es war Lonele, das gefüllte und mit einem Deckel verschlossene Milchkesselchen an der Hand, das sie in tollem Übermut behende um und um schwang, ohne auch nur einen Tropfen einzubüßen, ein Kunststück, das dem Mäd-

chen großes Vergnügen zu bereiten schien, von der Mutter Grazin jedoch mit weit schallender Stimme gerügt und der Wildfang selbst zu größerer Eile angetrieben wurde.
Eier und Speck – gut, daß die »Großmam« ausgegangen. Denn, was die Buben von ihrer Fahrt herbrachten: Kartoffeln, Rüben, einige Bissen Schwarzbrot, nebst einer Handvoll Kochsalz – war in den Augen ihrer Mutter, kaum der Rede und des langen Wartens wert. Für den geringen Gewinn, den ihre Faulheit verschuldet, bekamen die beiden Jungen auch wieder ihre gewohnten »Watschen«, deren Empfang sie ebenfalls wieder durch überlautes Geheul bescheinigten, das einen ganz besonders zu ärgern schien, nämlich den Zackenbauern, der mit seinem leeren Wagen von der Sägemühle zurückkehrte, und dessen Öchslein vor dem Geschrei der Buben und dem über den Weg dahinziehenden Rauch des Lagerfeuers scheuten. Der Bauer rief zornig: »Könnt ihr denn nirgends hausen, als just in diesem Winkel?« Und er hieb auf das Doppelgespann ein, daß es eilig den Hang hinaufkroch.
Lonele, in ihrem Übermut, warf dem Fried einen Tannenzapfen nach, der traf ihn hübsch im Rücken; ein Erfolg, den das neckische Mädchen mit einem schadenfrohen Gekicher begrüßte, was den Knaben veranlaßte, sich rasch umzuwenden und drohend die geballte Faust zu erheben. Was trug ihm das ein? Ein Schnippchen und ein helles, höhnisches Auslachen.
Derweilen hatte die »Holländerin«-Großmutter die Gelegenheit gefunden, sich des Enziankrügleins zu entledigen, es von den Übrigen unbemerkt, in ihren privaten Schnappsack zu schieben. Als das geschehen, und der Bauer sich außer Hörweite befand, trat auch sie ans Feuer heran, nahm eine Prise und sprach mit heiserer, aber deutlicher Stimme: »Der Kaffer (Bauer) hat Recht, 's ist an der Zeit, daß wir uns wieder

aufmachen. Die Gegend ist so ziemlich ausgekloppt (ausgebettelt), und zu bunt dürfen wir's auch nicht treiben und uns damit den Strich verderben.«
»Doch wohl noch erst essen, Großmam!« riefen die Kinder; »erst frühstücken!«
Und die Frau Grazin meinte: »Auch müssen den Buben wohl erst noch die Beinlinge (Hosen) geflickt werden, sind auch gar zu elend zerrissen.«
»Kann alles noch geschehen, sowohl das Picken (Essen) als auch das Flicken bis zur Mittagszeit. Dann aber wird aufgepackt, sogleich!« entschied sie.
Und Lonele, die in die Kochpfanne geguckt, klatschte jubelnd in die Hände und rief: »Weißlinge (Eier), juhei! Fühlst du, wie gut sie riechen in der Butter, Großmam? Ich für meinen Teil will Weißlinge haben, Kapat (Speck) mag ich keinen!«
Auch Vater Graz, der am Straßenrand hockte und damit beschäftigt war, seinem Tabakspfeifenrohr ein nußbaumzweigenes Mundstück anzupassen, hob lüstern sein geschwärztes, ansehnliches Riechwerkzeug und hatte es nun doppelt eilig, mit seiner wichtigen Flickarbeit fertigzuwerden.
Man ließ sich die Speisen trefflich schmecken, und als man sich die Finger rein geleckt, waren zugleich auch Teller und Besteck gespült und verwahrt.
Die Grazin, als sie sich mit dem fleischigen Handrücken den Mund gewischt, fragte, zu ihrer Schwiegermutter gewendet: »Welchen Thierrach (Wanderstrich) werden wir nun einschlagen? Was sagt Ihr?«
»Welchen Thierrach? Ich hab' mich darüber besonnen beinah den ganzen Morgen. Nun will ich meine Meinung sagen: Es sind wohl an die sechs Jahre her, daß ich meine Tochter Resa und ihre Schwabbiner (Kinder) nicht mehr gesehen.

Und ich will's gleich gestehen, daß ich plötzlich große Sehnsucht trag' nach der Resa, um zu vernehmen, wie's ihr geht. Zwar berichteten die Rengglis letzten Sommer, es geh' ihr leidlich gut, ihr Schaggel (Jacques) halte wieder ordentlich zu ihr und sei nicht mehr der Schweinigel, der er gewesen. Sie selbst, die Resa, sehe alleweil noch gut aus, trotz allem, was sie von ihrem Mann auszustehen gehabt. Allein die Rengglis sind unzuverlässige Leut', fackeln einem was vor, was man gerne hört, um den Kreuzer... Also mein' ich, wir ziehen wieder einmal der Aare zu, die Aare aufwärts, nach dem Seeland hin, ins Welsche hinein. Nur so auf den Besuch zu kommen, das werden uns die andern, die Vettern, wohl schon gelten lassen müssen, so eifersüchtig sie auch ihr Gebiet bewachen... Ach, wie viel tausendmal schon hab' ich's bereut, bitter bereut, in die Teilung gewilligt zu haben! Allein wie konnte ich junges Weib mich dagegen auflehnen? War es doch mein Schwiegervater selbst, der allgefürchtete, der das Erbe unter seine Söhne verteilte, noch bei seinen Lebzeiten, nach eigenem Gutdünken! ›Du, Heiri‹, sprach er, ›kriegst das ganze Baselgebiet mitsamt dem Schwarzbubenland und dem Bistum (Basel), bis an die Freiberge hin; du, Roni (Hieronymus), sollst das Aaretal bekommen, vom Bötzberg bis hinauf an den Weißenstein; dir, Remi, vermach' ich das Seeland mitsamt dem Welschen, soweit hinein du gehen magst; für mich selbst behalt' ich das Freiamt, das Zuger- und Luzernergebiet, und nach mir soll's, nebst dem Emmental, dem Wolf erblich zufallen...‹ Solches tat er, weil seine Alte zu Großwangen begraben lag; das tat er der vielen reichen Klöster wegen; das tat er, weil dieser unser Strich ihm aus anderen wunderlichen Gründen am besten gefiel. Und eine Dummheit war sie doch, seine Wahl, nicht seinetwegen, denn er hatte bloß noch ein kurzes Jährchen zu leben; wohl aber für uns, nämlich für meinen Wolf und mich und unsere

Nachkommen. Als wir hernach, bei Ronis zweiter Hochzeit, wieder alle zusammenkamen im Ruggwald bei Erlinsbach, und ich eine neue, gerechtere Teilung vorschlagen wollte, schnitt mir der Remi das Wort kurz vom Maul weg und rief mit seinem gräßlichen Lachen: ›Abgemacht bleibt abgemacht, pour toujours – punktum!...‹ Der Schlaue! Er wußte wohl, daß er weitaus den besten Part gekriegt. Denn gibt es auf diesem unserm weiten Gebiet auch genugsam zu bekommen, was man eben braucht – 's ist doch halt nur grobe Landesspeis': ranziger Kapat (Speck), bodenschwarzer Hanf (Brot), elende Rundchen (Kartoffeln); und als Trank fades Wasser, trägen Äpfelsaft oder einfältigen Schäumling (Milch), daß einem dabei die Knochen erlahmen vor der Zeit. Wie ganz anders dagegen im Welschland! Da pickt (ißt) man feines Ochsenfettchen (Fleisch) und Weißhanf, leckere Lorchen (Kaffeebrötchen) und Schieberlinge (Kuchen), und schwabbelt (trinkt) statt Most oder stinkenden Saroff (Branntwein) feurigen Traubensaft, der einem die Knochen stark und gelenk und das Herz jung und mutig erhält und das Alter angenehm macht; Traubenwein in Hülle und Fülle und zu kriegen ohne sonderlich Kies (Geld), so daß man immer beschaskert (betrunken) zu sein wähnt, einem das Tippeln (Bettelwandern) gar nichts anhat, und man weder Kälte verspürt, noch Müdigkeit... Ja, schön ist's dort droben, dufte Winde (freigebige Leute) überall, die einem allerhand Sachen spenden, die hierzulande nur in Kronen (Gasthäusern) und um schwere Miete (teures Geld) zu haben sind. Ich muß das wohl wissen, bin ich doch in jener Gegend aufgewachsen und mit den Meinigen ›'rumgewalzt die vielen herrlichen Jugendjahre über. Ich parlierte welsch ebensogut wie deutsch. Die eine Woche lagerten wir hoch oben im Juragebirg', im dunkeln Ballert (Forst), im Schirm der riesigen Weidetannen oder im Schuppen der weitdachigen Senn-

hütte, die andere in der Nähe forscher Kaffs (Dörfer), deren Bewohner Luppert (Taschenuhren) verfertigen und Drat (Geld) besitzen wie Spreu, und es auch wegwerfen wie Spreu. Oder wir stiegen wieder sonnwärts zu Tal, walzten an den grünen Weinbergen vorbei, vor die reichen Mochums (Städte) am See, tippelnd (bettelnd) von einer zur andern und ganz fürstlich lebend, fürstlich im Essen und Trinken; bis uns die Lust anwandelte, abwechslungsweise das Ruschen (Reisepaß) nach dem »großen Moos« zu nehmen, wo wir uns zusammenfanden, die Vettern und Basen von weither, und uns gütlich taten an Fisch und Froschschenkeln, an Has' und Wildente; denn meine Brüder Schorsche und Niggola hatten es von unserm Ältesten gelernt und verstanden es aus dem ff, das Netzestreichen und Fallenstellen und Schlingenlegen auf die mannigfachste und einträglichste Weis', im Wasser, in Wald und Sumpf und auf der Heide. Und erst zur Herbstzeit, wenn in den Rebbergen der Bann aufgetan wurde, die Leseleute ihre Jauchzer erschallen ließen, und die Rebstauden voller goldener Trauben hingen, daß man nur die Hand auszustrecken brauchte, um ein Dutzend oder mehr zu erlangen, und bloß den Kessel hinzuhalten und den freundlichen Blick zu tun, um ihn mit brausendem süßen Weinmost gefüllt zu bekommen.«

»Ach jeh!« jammerte Lonele, sich lüstern das Mäulchen und die spitzen Fingerchen leckend.

»Ja, du hast wohl Recht, mein Kind!« fuhr die Alte in ihren Jugendbetrachtungen fort. »Du hast wohl Recht mit deinem Seufzen und Sehnen, 's gibt halt doch nur ein Welschland, und daß wir um den Strich gekommen, der uns von Remi weggemaust wurde, das schmerzt mich noch immer; auch jetzt noch, da doch der Remi längst tot ist! ... Und wenn ich zurückdenk' an die Sonntage auf der Petersinsel (im Bielersee) – o du heiliger Sankt Bastel, war das ein Leben in Lust

und Herrlichkeit, gar nicht zu beschreiben! Und hatte ich mein weiß und gelb gestreiftes Kattunkleid an, das mir mein Onkel François mit heimgebracht von seinem Schmuggelzug nach Bisanz, und um das mich alle unsere Dillen (Mädchen) beneideten weit und breit, und die langen pechschwarzen Haarzöpfe mit bunten Bändern durchflochten und die rote Korallenschnur um den Hals gewunden und die Augen kühn erhoben – kein Fährmann war grob genug, von mir ein Bootsgeld zu fordern, kein Bub' so vornehm, daß er nicht mit mir zum Tanz ging. Warum sollten sie nicht? Wo war das Mädchen, so hoch und schlank gewachsen, so schön und stolz, wie dem ›Holländermichel‹ sein's? Da mochten die vornehmen Stadtmamsells und Bauernschicksen (Töchter) hochmütig die Näslein rümpfen oder sich verachtungsvoll von mir abwenden – die ›Holländerliesel‹ gab Trotz gegen Trotz, Verachtung gegen Verachtung zurück und bekam gleichwohl ihre Tänzer, die besten und flottesten vorweg... Einmal freilich erging es mir dabei schlimm. Hatte sich meinetwegen ein Streit erhoben, da man die Leute unserer Sorte auf der Drehscheibe (Tanzboden) der Insel nicht mehr dulden wollte. Vom Streit kam es zur Heixe (Prügelei), ich selbst schlug fröhlich mit, und manch' ein geschniegelt' Herrchen, manch' ein Kafferflegel (Bauernflegel) sank, von meinem Stuhlbein getroffen, auf die glatten Fliesen hin, wie vom Himmel gefallen. Schließlich trat die Polente (Polizei) ins Mittel, nahm den ›Krummmichel‹ und den ›Engadinerrot‹, nahm mich selbst in Verschütt (Haft), führte uns bei anbrechender Nacht gefangen über den See. In Erlach aber, als es den steilen Schloßweg hinaufging, stieß ich meinem Teckel (Gendarm) die geballte Faust in den Scheinling (Auge), daß er den Straßenhang hinunter kollerte. Ich selbst machte kehrtum, lief wie ein flüchtig' Reh den Steig hinunter, gradaus ins Städtchen hinein. Ein Äffchen (Herrchen), das mich

aufhalten wollte, rannte ich in die Gosse, daß es laut aufschrie; ich lief und lief, bis ich das jenseitige Tor erreicht hatte, wo außerhalb die Krautgärten beginnen. Und kaum hatte ich mich hinter eine Mauer geduckt, als auch schon mein Teckel, das Knallscheit (Flinte) auf dem Rücken, wie ein angeschossener Eber und laut pustend daher und an mir vorüber gerannt kam, in die stille Mondscheinnacht hinaus. Glückliche Reise! dachte ich und konnte mich des hellen boshaften Auflachens nur mit Mühe erwehren. Nach einer kurzen Weile jedoch kam er wieder zurück und zwar so nahe an mir vorbei, daß es mich ernsthaft gelüstete, ihn beim Schopf zu fassen; doch besann ich mich eines Bessern, ließ ihn laufen und ging selbst gelassen und unbehelligt den Weg nach unserm Lager, ins »Moos« hinaus. Nach einigen Tagen trafen auch der Michel und der Rote wieder ein; sie klagten sehr über das miese Kittchen (schlechtes Gefängnis), mehr aber noch über die Stenz (Stockprügel), mit welchen man ihnen die fade Gerstensuppe gesalzen, so daß ich sie weidlich auslachte, daß sie sich so dämlich hatten hinter den Schluß (Riegel) stecken lassen und alles geduldig hingenommen. Da erst vertraute mir der ›Engadiner‹ an, wie es ihm bei der Entlassung aus dem Schloß gelungen, dem beschummten (angetrunkenen) Baas (Gefangenwart), während er in der Wachstube schnarchte, im Vorbeigehen hurtig die silberne Weißrübe (Taschenuhr) vom Wandnagel zu häkeln und in die eigene Wamstasche zu stecken, ohne daß der die Pforte aufschließende Blankhut (Polizist) es bemerkte; über welchen gelungen Streich er sich unbändig freute und die Rübe in einer Schlemme (Saufgelage) flugs verkümmelte. Schließlich ist das Zotteln (Stehlen) dem Roten doch noch schlimm bekommen, denn er konnt' es nimmer lassen und blieb elendiglich hängen, kam auf die hohe Schule (Zuchthaus) und gar noch an den Balken (Galgen), der arme Schelm ... Ja

ja, das waren, in meinen jungen Jahren, noch gar herrliche Zeiten; die Kaffer (Bauern) fürchteten sich arg vor uns und gaben her ohne Murren oder Widerred', was man nur verlangen mochte; auch die Putzerei (Polizei) drückte ein Auge, zumeist gar beide zu, ließ uns leben und gewähren, ohne lange nach dem Ablaßzettel (Legitimationspapier) zu fragen. Wir und sie, wir vertrugen uns köstlich ...«
Das Sprichwort: Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit – sollte sich auch in diesem Fall bewahrheiten. Denn kaum hatte die alte »Holländerin« die Polizei erwähnt, als schon ein Diener derselben vom Städtchen her geschritten kam – die »Großmam« gewahrte ihn erst, nachdem ihre Enkelin sie mit dem Ellbogen warnend angestoßen, so sehr war sie in das Erzählen und auch ihre Familiengenossen ins Anhören der alten Geschichten vertieft. Der Polizist – es war sogar ein »Geschnürter« (Chargierter) – musterte die Gruppe und verlangte die Ausweise zu sehen. Graz, der sich lang und behaglich ausgestreckt hatte, entsann sich plötzlich der Würden und Pflichten eines Familienoberhauptes; eiligst nahm er die qualmende Stummelpfeife aus dem Mund, erhob sich zu seiner ganzen außerordentlichen Leibesgröße, stellte sich in Positur und erklärte, an seine Mütze greifend: »Flebbe (Legitimationspapiere) besitzen wir keine, sind eben Heimatlose.«
»Euer Name?« forschte der Diener des Gesetzes, strengen Blickes.
»Graz Pfeiffer.«
»Und die Weibsleute da?«
»Hier meine Mutter, dies meine Frau, meine Kinder.«
»Also seid Ihr verheiratet? Wo ist dies geschehen?«
»Geheiratet? Das wollen wir meinen!« nahm nun Frau Grazin würdevoll das Wort. »Zu St. Urban (Benediktinerabtei im Kanton Luzern) war's.«

»Ja ja, zu St. Urban war's, Herr Wachtmeister!« bestätigte Meister Graz. »Vor fünfzehn Jahren –«
»Sechzehn sind's«, verbesserte ihn seine bessere Hälfte. »Am Maitag werden's genau sechzehn sein.«
»Also besitzt Ihr einen Kopulationsschein? Laßt mal sehen!«
Da entgegnete Graz, sich verlegen den dichtbehaarten Schädel kratzend: »Kopuliert – das heißt – so eigentlich kopuliert, wie Ihr's begreifen und nennen tut, sind wir freilich nicht 'worden, dafür hätt' uns schon das Geld gemangelt, für den Aufwand. Gleichwohl sind wir, ich und meine Frau, zusammengegeben worden, wie's unter uns Brauch und Recht ist – gelt, Lene? – und sind auch überall dafür anerkannt worden vor Amt und Sakristei... Im Klosterwald war's, im Weißtannengrund.«
Und die Grazin bekräftigte lebhaft: »Ja, gewiß ist's so, wie mein Mann sagt, Herr Landjäger!... Wir sind ehrbare Leut' und lassen fremde Sachen liegen und fallen niemandem zur Last, gewiß nicht, Herr Landjäger!«
»Letzteres möcht' ich doch bezweifeln!« versetzte dieser streng. »Wenigstens sind mir diese Eure Buben Tag für Tag begegnet, wie sie im Städtchen drinnen und auch bei den umliegenden Bauerngehöften von Tür zu Tür zogen. Ebenso das Mädchen hier – ja, versteck' dich nur, du warst es doch, die ich mit dem Kesselchen wandern sah von Stadel zu Stadel!«
»Herr Wachtmeister!« nahm nun die alte »Holländerin« das Wort, »wir sind halt arme Handwerker- und Hausiererleut'...«
»Von welchem Handwerk denn?«
»Kessel- und Pfannenflicker, Beckenhefter – hier seht Ihr noch welche, die eben erst gekittet worden... Arme Handwerksleut', sag' ich, die drum auch nichts dagegen haben

können, wenn die Leute ihnen was schenken, als Trinkgeld, aus Gutherzigkeit. Wie sollte unsereiner sonst auskommen können bei dem elenden Verdienst, den schlechten Zeiten? Drum seid nicht so schroff, Herr Polizeier!«
Hier fiel ihr der »Herr Polizeier« ungeduldig ins Wort: »Nein, ich will nicht ›schroff‹ sein. Allein merkt Euch wohl, was ich sag': 's ist nun schon der vierte Tag –«
»Der dritte, Herr Landjäger!« versuchte Frau Grazin einzuwenden.
Der Polizist schnauzte sie zornig an: »Der vierte, sag' ich! Oder glaubt Ihr denn, ich hab' keine Augen im Kopf oder könnt' nicht mehr Viere zählen? ... Also paßt auf, was ich sag': Nun genug der Gemeindebelästigung! Sollt' ich Euch morgen noch in der Gegend treffen, so...«
»Wir gehen ja schon!« erwiderte die Alte in unterwürfigem Ton: »Just haben wir darüber gesprochen, und es ist ausgemacht, daß weiter gezogen werden soll, gleich, gleich. Nur werden doch erst die Flickwaren zurückgebracht werden müssen. Denn wir sind ehrliche Leute, Herr –«
»Ja ja, schon gut! Macht Ihr nur, daß Ihr Euch forttrollt, sonst...«
Und er wandte sich und ging. Er sah nicht, wie die Leute, die eben noch so bescheiden und unterwürfig taten, nun hinter seinem Rücken die Zunge herausreckten, Schnippchen schlugen oder auch, zornig die Faust ballten.
Nur Lonele seufzte: »Ach, diese Polizeimänner, ich fürcht' sie so sehr!«
Worauf die Großmutter schalt: »Wie du nur so närrisch tun und schwatzen kannst, Kind! Bist doch sonst keineswegs furchtsam... Und diese Teckelei (Polizei) – bah! Sind trotz des zweierlei Tuches am Leib doch alleweil dumme Viecher, die sich von uns hinters Licht führen lassen – bah!«
»Ich möcht' doch lieber ein Bauernmädchen sein«, meinte

ihre Enkelin. »Brauchte mich vor niemandem zu scheuen und zu ducken.«

»Ein Kafferinchen? Pfui, über das dumme Wort! Ein Kafferinchen sein, um Huhn und Plattfuß (Ente) auf die Weide zu führen, deren Weißlinge (Eier) doch *wir* genießen, um die schmutzigen Schweine zu hüten, deren Kapat (Speck) wir uns mit dem Kaffer teilen; in den dumpfen, stinkenden Viehstall, unter die kotigen Hornikel (Kühe) zu hocken, deren Rahm und Fettigkeit (Butter) wir obenab schöpfen – ei, wie dumm! Oder auf dem sch

olligen Acker graben gehen, und sich die Hände wund, die Knochen krumm und lahm schenigeln (arbeiten), Frost und Hitze ausstehen und jahraus und -ein auf demselben Fleck Erde haften bleiben, an derselben mühsamen Scholle kleben, gleich denen in der Flöte (Zuchthaus), möchtest du das wirklich? Und glaubst etwa, deine arme, alte Großmam' würde, trotz ihrer Mühseligkeit, mit der reichsten Kafferin tauschen, auch nur für eine Woche? *Wir* sind die *reichen* Leute, uns gehört die Welt, die schöne gesegnete, die wir durchwandern gleich dem Vogel in der Luft und dem Wild der Berge, unbekümmert um spießbürgerliche, närrische Marken und Schranken, sorglos und frei! Und gibt es dann und wann auch was zu leiden und zu entbehren, etwa zur rauhen Winterszeit – kommen Frühling und Sommer, machen sie alles reichlich wieder gut; die liebe köstliche Freiheit, das ungebundene Leben und Wandern ersetzen alles, alles! ... Als ich noch jung war, da sangen wir Dillen (Hauderermädchen) ein schönes Lied:

Kuckuck im Walde, im Busche die Meis',
die Lerch' in den Lüften, die Drossel im Hag –
Was kuckuckt und singt ihr, die vielmunt're Weis'?
Was soll all' der Jubel, der fröhliche Schlag?

Das kommt von der Lust, weil unser der Wald,
weil unser die Sonne, das Kornfeld so weit,
weil frei unser Ziehen, weil frei unser Halt,
drum laut unser Jubel, so mächtig die Freud'.

Ach, das Singen, ich hab's halt gänzlich verlernt! Die Stimm', das Gedächtnis, der Atem! ... Und ist's nicht närrisch, Kind, daß ich steinaltes Ding noch versuche zu piepen? Ja, lach nur, du Schelmin, hast Recht, völlig Recht!«

Viertes Kapitel.

Das Lagerfeuer war gelöscht. Im zeltüberspannten Handwagen stak alles, was die Familie an irdischen Gütern ihr eigen nennen konnte. In der gabelförmigen Wagen-Deichsel stand Graz Pfeiffer, des Hauses mächtiger Stammhalter; ihm zur Seite links und rechts, hatten sich mit Stricken um die Schultern seine beiden Buben gespannt.

»Graz!« rief die Großmutter, »du hast was zu tun vergessen: die Zinken!«

Da ließ der riesige Mann die Deichsel fahren, schritt nach dem am Waldsaum stehenden Buchenstamm hin, zog das frisch geschärfte Taschenmesser und fügte oberhalb der vielen in die weißliche Baumrinde eingegrabenen, teils frischen, teils vernarbten hieroglyphenartigen Zeichen ein neues, in Form eines geöffneten Zirkels.

»Es ist wegen der Mathysen«, meinte die Großmutter, »damit sie's wissen, beim Vorbeigehen, daß wir dagewesen. Füg auch noch ein Häkchen hinzu, nach aufwärts, Graz, um ihnen den Strich anzudeuten, den wir genommen ... So!«

Hierauf setzte sich der Wanderzug langsam in Bewegung. Die Grazin und ihre Schwiegermutter, die Hand an die

Lehne gelegt, hinter dem Wagen, um nötigenfalls, bei stark ansteigender Straße, nachzuschieben, die Alte vornehmlich auch, um sich dadurch das Gehen zu erleichtern, das nun weit kräftiger vonstatten ging, als sie es vor den Leuten zeigte.
Dem Zug folgte Lonele, bald am Wegrand Märzenblümchen pflückend, bald von dem die Straße rechtsseitig säumenden Grünhag Blütenkätzchen zupfend, bald laut und fröhlich trällernd:

»Kuckuck im Walde, im Busche die Meis'...«

Und der Wald gab sie hell und fröhlich zurück, die »vielmunt're Weis'«, während die beiden Hunde die tollsten Sprünge ausführten und vor lauter ausgelassener Wanderlust kläfften.
Die alte »Holländerin« hatte sich die notwendigen Etappen für die große Reise ins welsche Seeland hinauf sorgfältig ausgedacht und säumte nun auch nicht länger, sie den Ihrigen mitzuteilen. »Im nächsten Kaff (Dorf)«, verfügte sie, »wird kein Halt gemacht, ebensowenig in den beiden folgenden: armselige Nester, in denen die Leute selbst nichts zu picken (genießen) haben, als wässerige Rundlinge und abgerahmte Milch – miese Winde (schlechte Bettelorte)! Dann aber gelangen wir nach Mattenried, dort gibt es viele gute Türen, dort werden wir unser Nachtlager beziehen... Wir werden jedoch ordentlich lostürmen (sich beeilen) müssen, denn der Wind hat umgeschlagen, aus dem Nordwest ist es Föhn geworden – siehste, Lene, wie sich der Himmel über dem Oberland wolkig anstreicht, und die Nebel aus den Bergklüften hervorkriechen? Das bedeutet Regen und baldiges Unwetter; auch hab' ich's schon letzte Nacht verspürt an dem Zwicken in meinen Gliedern, an dem schlaflosen Träu-

men ... Na, ihr Buben, laßt das Gaffen und legt ordentlich los! Wir dahinten kommen schon nach.«
Sie rief den einen der Pudelhunde zu sich heran: »Komm, Polly, du sollst fahren dürfen, bist ein hübscher junger Schlingel und könntest arg müde werden!«
Das nächstgelegene Dörfchen war bald erreicht. Hier schloß sich ihnen ein junger, gut gekleideter Handwerksbursche für eine Weile an. »Ein elendes Nest«, klagte er, »wo man sich höchstens ein hartes Stück Schwarzbrot und einige nackte Pfennige erfechten kann! Gedachte mir ein Paar Schuhe schenken zu lassen, denn in diesen da, den engen, durchlaufenen, habe ich Blasen an die Füße bekommen – ach, meine armen wunden Zehen!« ächzte er.
Da sprach die »Holländer«-Alte: »Kann dir vielleicht aushelfen, Kunde! (Fechtender Handwerksbursche, gegenseitige Anrede.) ... Halt mal ein wenig, Graz! ... Hier, diese Schuhe (es waren diejenigen, die sie von der Zackenbäuerin geschenkt erhalten), hier diese Schuhe – guck, Kunde, wie gut und sauber, noch wie neu! Und wie bequem weit – gelt? Und dir wie auf den Fuß geschnitten, schau, schau! Allein umsonst kann ich sie dir nicht geben, wirst begreifen, Knab'!«
»Wie viel verlangt Ihr denn dafür?«
»Einen Gulden.«
»Den Gulden besitz' ich aber nicht.«
»Wie viel denn?«
»Hier, alle meine Moneten!«
»Laß mal sehen! ... Dreißig Kreuzer – vierunddreißig Kreuzer – hier, die Schuh' sind dein! ... Nun, Graz, wieder rasch vorwärts! Siehst nicht, wie das Gewölk sich dichtet und ein aschfarben Aussehen bekommt?«
Lonele sagte, im Weiterziehen: »Wie mochtest du nur die guten Schuhe weggeben, Großmam, da du doch selber so schlechte anhast?«

»Ei, du Närrchen!« kicherte die Alte, »wie sollt' ich von den Leuten wieder andere, gute, geschenkt bekommen, wenn ich welche an den Füßen trag'? Unsereiner muß köß (schlau) sein, sehr köß! ... Vierunddreißig Kreuzer«, begann sie im Stillen zu rechnen, »dafür kauf' ich mir ein neues Kopftuch; oder ein Viertelpfund Schockelmei (Kaffee), dazu ein ordentlich Stück Zucker... Oder ich laß Bohnen und Süßling bleiben und verschaff mir für das Geld ein Pfund Fettkäse – ach, wie lang ist's her, daß ich welchen genossen! Ich fühl' ein großmächtig Gelüsten danach.«
Und als die Grazin sich eine Weile von ihrer Seite wegbegab, griff sie mit ihrem langen, knochendürren Arm hurtig unter die Wagendecke, in ihren privaten Krimskrams hinein, zog das Enziankrüglein hervor, preßte es eilfertig an den zahnlosen Mund: Gluckgluck! um es ebenso hurtig wieder in das Versteck zurückzuschieben.
Auch das folgende Dorf war bald erreicht. – »Nur noch eine halbe Stunde und wir sind in Mattenried!« ermunterte die Alte.
Ihr Sohn jedoch, der großgewaltige, erhob lauten, mürrischen Protest. »Keinen Schritt tu' ich weiter!« rief er, sich mit dem Wamsärmel die Schweißtropfen von der Stirn trocknend, »keinen Schritt tu' ich weiter, eh' ich einen Oluf (Schnaps) gekriegt!«
»Dort fließt der Brunnen, Graz!« meinte seine zartere Hälfte.
»So geh du und halt dein Maul dran!« gab er unwirsch zurück, »für dich ist's gut genug. Ich aber will mein Säftchen haben!« beharrte er. Zugleich und um seinem Entschluß einen weiteren kräftigen Ausdruck zu verleihen, ließ er die Deichsel geräuschvoll fallen. »Nun?« rief er, sich an seine Gattin wendend, »nun, hast keinen?«
Frau Grazin, abweisend, höhnisch: »Wenn du doch solch'

vornehmes Gelüsten empfinden tust, so verschaff dir welchen!«
Graz, zornig: »Das werd' ich auch, zähl drauf!«
Und nachdem er seine Taschen nach einem Stück Kleingeld durchsucht und wirklich so glücklich gewesen, eines zu entdecken, begab er sich brummend und schweren Schrittes nach der nahegelegenen Dorfschenke hin.
»'s ist ein Elend mit diesen Mannsleuten!« schalt die Grazin. »Riechen den Saugschwamm (Schenkhaus) schon von weitem, wie der Esel die Getreidemühle – die wahre Schand', die große Plag'! ... Na, ihr Buben, da wir doch mal halten müssen – rasch macht euch in einige Häuser, klappt nach Fettigkeit! Und du, Lonele, hier der Milchkessel – hurtig vom Fleck!«
Sie sah sich nach ihrer Schwiegermutter um; diese hatte sich müde auf einen am Straßenrand liegenden Eichenklotz gesetzt; auch die Grazin ließ sich darauf nieder und zwar so, daß sie beide Rücken an Rücken zu sitzen kamen. Und sachte zog die jüngere der Frauen ein winzigkleines, meergrünes Fläschchen aus ihrer Joppentasche hervor und leerte es in ein paar raschen, kräftigen Zügen, was ihr freilich einen heftigen Hustenanfall verursachte. »Der Frost von heute morgen hat mich ordentlich erkältet«, meinte sie, zur Schwiegermutter gewendet. Diese jedoch fing lebhaft an zu schelten: »Wie der Bub'« – sie meinte damit ihren Sohn Graz – »nur so lange und sorglos in der Penne (Schenke) hocken und schwabbeln kann! Es fallen doch schon Tropfen, dichter und dichter – fühlste, Lene? ... Ach, da kommt er endlich und wischt sich das Maul ... Nun auf und fort, so rasch wie möglich, daß wir unter Dach kommen!«
»Wollen wir uns nicht lieber gleich hier umsehen?« warf die Grazin fragend ein.
»Nein, nein! Siehst denn nicht, wie schmal (leer) die Bu-

ben zurückkehren? Kenn' es ja schon längst, das miese Nest!«
Es fing wirklich an zu nieseln und zu winden, unfreundlich kalt. »Hier, Lonele«, rief die Großmutter besorgt, »hier mein altes Tuch, leg es dir um den Kopf!«
»Und wir?« klagten die beiden barhäuptigen Jungen.
»Ihr seid Buben, euch wird's nichts schaden«, lautete die Antwort.
Zur Zufriedenheit aller war das heutige Reiseziel bald erreicht. Am Eingang des sehr wohlhabend aussehenden Bauerndorfes stand eine alte verlassene Scheune, in deren weitem Schuppen sich unsere Wandersleute, ohne erst lange nach Erlaubnis zu fragen, gleich einlogierten. Stroh fand sich genug, um sich damit ein weiches warmes Lager zu bereiten, und die angebaute Waschhütte samt Feuerherd bot die treffliche Gelegenheit zum Bereiten der Abendmahlzeit. Auch an Stoff zu letzterer war, nach einigem »Umschauen«, bald kein Mangel mehr, die Bauern erwiesen sich als die »duften« Leute, wie es die kundige Großmam vorausgesagt hatte.
Einmal im weichen Stroh, drängte man sich nahe zusammen und scherte sich wenig um Wind und Regen, um den losbrechenden Frühlingssturm, der die ganze Nacht über an dem morschen Gebälk des ehemaligen Kuhstalles rüttelte.
Am folgenden Morgen in aller Frühe steckte die Großmutter ihre Wahrsagerkarten zu sich; doch gelang es ihr auch ohne diese, nur durch ihre Beredsamkeit, sich das Mitleid der Bäuerinnen zu gewinnen. Die Schilderung ihres hohen gebrechlichen Alters und der ihr überkommenen schweren Pflicht, eine Anzahl unmündige Enkelkinder zu ernähren und zu erziehen, mit Hilfe Gottes und mildtätiger Menschen, öffnete ihr Mehltrog und Speisekammer, und trug ihr überdies noch manches Stück Kleingeld ein. Es war jetzt keine Zeit zum Wahrsagenlassen, denn mit dem Morgen war auch die

Sonne, das graue, verwaschene Regengewölk siegreich durchdringend, wieder aufgegangen, leuchtend und einladend zu neuem Schaffen auf Feld und Flur, was sich die fleißigen Dorfbewohner auch sogleich zu Nutze machten. Die Bauern des »Kaffs« waren »dufte« Leute.
Derjenige aber, dem die verlassene Scheune, in der unsere Hausiererfamilie sich niedergelassen hatte, gehörte, hatte aus Furcht vor Feuerschaden gegen diese willkürliche Einquartierung bei der Ortsbehörde Klage erhoben und die Zusage geziemender Abhilfe erhalten. Als daher unsere Haudererleute sich gerade um das reichliche und leckere Frühstück gruppiert hatten, erschien plötzlich die Dorfpolizei unter dem zur Hälfte geöffneten Scheunentor, den Räumungsbefehl vortragend. Es war ein verwachsenes, hinkendes Männchen, das diese ausübende Gewalt verkörperte, und fatal genug, daß es zudem noch arg stotterte. Die »Holländer«-Buben belustigten sich nicht wenig, brachen sogar in ein ansteckendes und nicht endenwollendes spöttisches Gekicher aus, an dem sich auch Lonele beteiligte, und das schließlich den armen Dorfwächter derart in Verwirrung brachte, daß er sich seines wohleinstudierten Vortrages kaum recht zu entledigen vermochte. Die Betteljugend brachte vor lauter Lachlust die Eierkuchen und Semmelklöße gar nicht mehr hinunter. Diese Eierkuchen – wie süß dufteten sie dem Männchen in die Nase! Man sah es ihm an, wie ihm der Mund danach wässerte. Und als die Frau Grazin, auf die Speisereste weisend, herablassend bedeutete: »Hier, wenn du magst, greif nur herzhaft zu!« Da besann er sich nicht lange, sondern ließ sich hurtig auf ein Knie nieder, aß gierig auf und leckte gar noch die Schüssel rein. Das Unglück aber wollte, daß in diesem Augenblick gerade sein Vorgesetzter, der Amtmann des Dorfes, mit Pflug und Gespann vorbeifuhr – ein grausamer strafender Blick, der das Männchen

flugs vom Boden aufschnellen ließ und ihm plötzlich wieder die ganze Würde und Verantwortlichkeit seiner amtlichen Stellung sowie die Wichtigkeit der übernommenen Mission ins Gedächtnis zurückrief. Er rückte seinen Säbel wieder zurecht, nachdem er sich mit dem Rockärmel notdürftig den Mund gewischt – doch die Grazin ließ ihn nicht mehr zum Sprechen kommen, sondern kam ihm mit der nicht allzuhöflichen Erklärung zuvor: »Ja, ja, wir gehen schon, laß dich's nur nicht weiter kümmern!«
Trotz dieses Versprechens hatten es unsere Leute mit dem Aufbruch gar nicht eilig. Erst wurden noch die Achsen des Handwagens geschmiert, die Kinder nochmals hurtig auf »Fahrt« ausgeschickt nach diesem und jenem, was mangelte oder wünschenswert erschien. Schließlich begab sich die Großmutter selbst noch nach der nahen Spezereihandlung hin, angeblich um sich ein Tütchen Schnupftabak zu kaufen; die beiden Köter jedoch, die bei ihrer Rückkunft unabläßig ihre Gewandtaschen beschnubberten, mußten es besser wissen.
Endlich setzte sich der Wanderzug in gewohnter Weise wieder in Bewegung. Doch verdroß es unsere »Holländer«-Leute nicht wenig, sich dabei von der Ortspolizei auftragsgemäß noch eine Strecke Weges begleitet zu sehen. Man ließ es nicht an Spottreden und selbst nicht an zornigen Worten fehlen. Und als man das Ende des langgestreckten Dorfes im Rücken hatte – ein Wiesenbach floß trübe und träge die Straße entlang, am Ufer stand ein alter niedriger Weidenbaum – ließ Graz plötzlich die Wagendeichsel fahren, versetzte dem nebenher stolpernden Diener der Ortspolizei einen solch' wuchtigen Faustschlag auf den steifen abgetragenen Wollhut, daß er ihm über die Augen, ja über Nase und Ohren hinabfuhr; dann ergriff er das Männchen bei Schopf und Lenden und hob es mit ausgereckten Armen hinauf in

das überhängende Geäst des Weidenbaumes, mit der höhnischen Mahnung: »Halt dich hübsch fest, Putzchen, daß du nicht in den Bach fällst und ersäufst!«
Dies alles geschah so blitzschnell unter dem schallenden Gelächter von Groß und Klein und dem tollen Gekläff der Hunde, die es dem Mann wohl noch nicht verziehen hatten, daß er sie um ihr Frühstück gebracht, es ihnen weggegessen, und die sich daher an dem verzweifelt Aufschreienden dadurch zu rächen suchten, daß sie ihre Zähne in die baumelnden, zappelnden Waden schlugen.
Lonele war die erste, die beim Weiterziehen mit dem armen Mißhandelten Mitleid zu fühlen begann. »Ach, er wird nicht mehr vom Baum herunterkönnen!« seufzte sie.
Doch die Großmutter tröstete: »Er wird es schon versuchen, wenn nur erst die Hunde abgelassen und er sich die Schachtel aus den Augen gezerrt haben wird – siehste, Kind, wie er sich anstrengt? Rein zum Lachen, selbst für eine alte Närrin, die ich bin! ... Na, Polly, komm mal her! Karo, zurück! 's dürft' jetzt genug sein mit dem Spaß!«
Unter solchen und ähnlichen Vorkommnissen gelangte unsere Haudererfamilie nach einigen kurzen Tagemärschen an ihr erstes, vorläufiges Reiseziel, den Emmenschachen (unweit der Stadt Solothurn gelegen), an die feldöde Stelle, wo die Emme, die wilde Tochter des Gebirges, sich der Tante Aare unversehens und übermütig in die Arme wirft, so daß diese in ihrem wogenden Lauf einen Augenblick erschrokken innehält und scheltend aufschäumt. Oft kommt die Emme eine zeitlang zimperlich und mit dem Anschein der größten Harmlosigkeit daher; wenn aber in den Schluchten der emmental'schen Berge der laue Föhnsturm braust und den Schnee von den Höhen wegfegt und schmilzt, sozusagen über Nacht, dann schwillt das Flüßchen urplötzlich zu einem reißenden Strom an, braust ungestüm und wildwogend ein-

her, Damm und Wehr spottend, sich neue Bahnen durch Feld- und Wiesgelände fressend. Bevor sie in die Aare fließt, hat sie sich im Lauf der Zeiten ein weites, sandiges, mit Strauchgewächsen überwuchertes Delta geschaffen und tiefe Kanäle hinein gewühlt, in die sie sich abwechselnd ergießt und die sie wieder hochmütig verläßt, je nach Laune.
So war es noch zu der Zeit, von der wir erzählen: eine wüste Wildnis mitten in weiter, ebener, baumloser Feldlandschaft. Es war auffallend, wie gut unsere anrückende »Holländer«-Familie in dem Labyrinth von Buschwerk, Sandhaufen, Tümpeln und Kanälen Bescheid wußte. Auf einer mit kurzem, dichtem Riedgras bewachsenen Düne in das Gebüsch eindringend, befanden sich unsere Leute bald im Schatten einer mächtigen, struppigen, sturm- und wogentrotzenden Krüppelweide, von deren Fuß aus sich eine Sandfläche mehrere Klafter breit nach dem eigentlichen Flußbett hinzog, sich eigentlich darin verlief. Auf drei Seiten von hohem dunkelgrünem Erlengebüsch eingeschlossen, auf der vierten Seite von dem klaren Bach begrenzt, in geringer Entfernung eine Anzahl wohlhabende Bauerndörfer – konnte man sich für unsere Sorte Leute ein geeigneteres, lauschigeres Halt- und Ruheplätzchen denken, als es dieser »Emmenschachen« war?
»Hier«, sagte die Großmutter, »wird, eh' wir weiter ziehen, erst noch Wäsche gehalten und die Kluft (Kleidung) ausgebessert; denn so schmierig und rotz (lumpig) werden wir vor den Vettern doch nicht erscheinen wollen ... Zuvor aber laßt uns sehen, wer von unsern Leut' kürzlich hier gewesen.«
Sie hielt die flache Hand beschattend vor die trüben Augen und schaute aufmerksam zu den in die Rinde des Weidenstammes frisch eingegrabenen Zeichen empor... »Guck, guck!« rief sie, »die Klappfüßler! Müssen unlängst, vielleicht erst gestern, abgewalzt sein. Gut, daß wir sie nicht getroffen,

mag die ruhmredige Sippe nicht leiden... Aber hier, Waldmayers Hufeisen – die Waldmayers wären mir wieder einmal recht lieb gewesen, vor allem die Alte, die meine Jugendgespielin gewesen, meine gute Freundin. Nun aber sei sie völlig erblindet und auch sonst ganz kindisch geworden, die arme Trud! Und war doch früher eine der schönsten, flinksten und lustigsten Dillen der ganzen zahlreichen Hauderwelt – ja, ja, so geht's, man wird alt, man fällt dahin, ich selbst fühl' es nur zu gut!«

Die Grazin befahl: »Na, ihr Buben, die Stauden (Hemden) ausgezogen! Bei der sonnigen Witterung werdet ihr's auch ohne diese aushalten können. Auch wir anderen tun dasselbe, die Jacken reichen schon hin für die Not. Fort, in den Busch! Und du, Lonele, knöpf dich zu! Auch klagtest du oft über das Pisacken (Beißen des Ungeziefers) – zeig mal her! Ah, siehste hier die Biene (Laus) in der Falte? Ja, ja, 's ist hohe Zeit, daß wir mal wieder Wasser siedend machen. Hurtig, Buben! Und dann fort, nach Reisig aus! Ihr kennt ja den Ballert (Wald), an dem wir vorbeigezogen – aus den Augen, marsch!«

Am folgenden sonnigen Märztag hingen an den Erlenstauden ringsum eine Anzahl Wäschestücke, eines so schadhaft wie das andere, zum Trocknen ausgebreitet. Hierauf wurde zu Schere und Nadel gegriffen, was zur Folge hatte, daß das Dutzend Männer-, Frauen- und Kinderhemden schließlich zu einem geflickten Halbdutzend zusammenschmolz.

Während Frau Grazin mit kundiger fleißiger Hand die notdürftigste Ausbesserung der Familiengarderobe vornahm, die Buben Wald und Busch nach Reisig und Vogelnestern durchstreiften, und Papa Graz am sonnigen Flußufer lag, nach Fischen angelnd oder auch müßig schmauchend oder schnarchend, vollführte die Großmutter in Begleitung ihrer Enkelin wiederholte Exkursionen nach den umliegenden

Dörfern und Weilern, »Zinse holend« und »Laden stoßend« (gute Häuser und Kramläden abbettelnd), Karten schlagend und Heilkunde ausübend, mit wechselndem Erfolg und Gewinn. Oder es wurden, wenn die Alte sich allzu ermüdet fühlte, die Kinder allein nach den verschiedenartigen Küchenbedürfnissen ausgeschickt.

»Ach«, seufzte eines Tages die Greisin nach langem Sinnen, »wie die Zeit vergeht, so rasch, so traurig rasch! Deucht mich doch, es sei erst gestern gewesen, daß ich selbst als junges Mädchen, kaum größer als du, Lonele, das erste Mal mit den Meinigen in diesen Schachen kam. Damals war die Wüstenei noch weit größer, ist doch seitdem so viel eingedämmt und zu Feldern gemacht worden. Pflegten hier auch weit mehr von unseren Leuten zusammenzukommen, als dies zur Zeit der Fall ist. War das ein buntes, lustiges Treiben, mitunter auch ein lautes, wüstes Streiten, besonders wenn der wilde Burgunderjockel dabei war mit seinen hochmütigen Mädchen und sackgroben Buben. Hier war es auch, wo ich das erste Mal mit meinem nachmaligen Manne, dem seligen Wolf, zusammentraf: ein Bursche stolz und stark wie ein Leu... Und nun ist er dahin, schon an die zwanzig Jahr' – ach, wie die Zeit verrinnt! Und wie man alt wird und hinfällig! Wer weiß, wie bald auch ich hinsink' in den Sand... Nun, um mich wär' es schon kein großer Schaden mehr, und ich wüßt' kaum, weshalb ich mich gegen das End' groß sträuben sollt'! Wenn nur der Fall nicht wär', daß ich noch alleweil für alles und für alle sorgen müßt' und nicht weiß, wie es gehen soll, wenn ich mal nicht mehr da sein werde!«

»Dann«, meinte Lonele, halb treuherzig, halb schalkhaft, »dann muß halt die Mutter Großmam werden...« Zugleich aber hatte sie einen großen bunten Schmetterling erspäht; eiligst rannte sie dem Flatterer nach, über die Lichtung hin, ins Gebüsch hinein, und bald vernahm man aus der Ferne ihr

übermütiges Jauchzen, das von den Buben, von jenseits des Flusses, ebenso laut erwidert wurde.
»Ein Blitzmädel!« murmelte die Alte, wohlgefällig schmunzelnd. »Wird eine Dille abgeben, just wie ich eine war, schlägt mir nach, ganz und gar.«
Die Grazin jedoch bemerkte spitzig und gekränkt: »Was Ihr da immer und immer aussagt von Euch, als ob Ihr alles verrichten tätet für unsern ganzen Haushalt, Ihr allein, und wir andern zu nichts nütze wären, als zum faulenzen und schachteln (genießen) – es hat mich dies, offen gestanden, schon oft hart gekränkt, heute härter denn je. Hab' nämlich geglaubt, meine Sach' ebenfalls stets richtig getan zu haben mit Kochen, Flicken und Waschen –«
»Ach, ich meint' ja nicht das!«
»Was denn?«
»Ich meinte, was die richtige – wie soll ich sagen? – die richtige Hauderin und Tippelschickse (wandernde Bettelfrau) ausmacht! Verstehst mich nun? Gekocht ist's sehr bald, wenn mal die Sachen herangeschleppt sind, die man dazu braucht. Allein diese Sachen herbeizuschaffen, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche und ohne zu zotteln (stehlen), das eben ist die wahre große Kunst der Hauderin, die verstanden sein will und nicht einer jeden glückt, weil nicht eine jede dazu veranlagt ist. Oh, ich kenne Herrenweiber und Kafferinnen (Bäuerinnen), die meinen, allen Witz löffelweise gegessen zu haben, und täte man sie nur eine Woche lang an den Platz von unsereinem wüßten sie nichts anzufangen, müßten elendiglich verhungern und zu Grunde gehen mit all' ihrem Witz.«
Sie führte ihrer spitzigen, gebogenen Nase mit zitternden Fingern eine Prise Tabak zu und fuhr dann redselig und belehrend fort: »Das ist der rechte Witz der Hauderin, daß sie auf den ersten Blick die Leute erkennt, von welcher Art

die Mochumerin (Städterin) oder Kafferin ist, ob grob oder fein, ob dufte (freigebig) oder filzig, ob gescheit und kochum (auf ihrer Hut) oder dumm, abergläubisch und furchtsam. Je nach diesen Eigenschaften muß man sie zu behandeln wissen. Der einen sucht man Mitleid einzuflößen, was bald getan; der zweiten trachtet man mit andern Mitteln beizukommen, mit Rühmen und Schmeicheln; wieder andern mit Wahrsagen, Blättlein- und Heilkünsten oder auch, wenn alles andere nichts fruchten will, mit Drohungen. Ja, mit Drohungen, durch rasches, kuraschiertes Auftreten, durch bösen Blick, barsche, spitzige und geheimnisvolle Worte und Gebärden, durch kühne Unverschämtheiten... Ich hatte eine Muhme, die Base Dörtel – es war kurios zu sehen, wie die aus den Kafferinnen alles herauszubeuteln wußte durch lauter Süßholzraspeln, ihren wunderbaren Zungenschlag (Beredsamkeit), den sie allen möglichen Umständen anzupassen und stets zu ihrem großen Nutzen zu gebrauchen wußte, wie keine zweite. Während die Tante Gundel durch ihre große Häßlichkeit und die Vorweisung ihrer Wundmale, der natürlichen wie künstlichen, die Leute falle machte (mitleidig stimmte) und sich von ihnen die Taschen füllen ließ... Alle aber wurden bei weitem noch übertroffen von meiner Schwiegermutter: Kein Haus war so vornehm, in das sie nicht zu dringen wagte; keine Madam oder Kafferin, die sie durch ihren stechenden Bösblick nicht in Furcht und Schrecken zu versetzen wußte; keine, die nicht den Säugling ängstlich barg vor der mannsgroßen, hagern Hexe, deren Kinn und Oberlippe dazu noch mit schwarzen Borsten versehen waren; keine noch so mutige Hausfrau, die ihr nicht alles, was sie begehrte, willig hinwarf, nur um die Fürchterliche loszuwerden und ihre Kinder vor deren Verwünschungen zu bewahren. Sie verlor keine Zeit mit langem Schnabeln und Schmeicheln, die haute gerade auf das los, was sie just

begehrte, rauh und befehlerisch; sie folgte den Frauen und Mädchen auf dem Fuße nach durchs ganze Haus, nach dem Küchen- und Linnenkasten, in Keller und Speicher, und traf unter den Vorräten die eigene, kühne, unverschämte Auswahl. Es war zum Erstaunen, was sie alles herbeischleppte, sogar geräucherte Schinken, ganze Töpfe Bienenhonig, Butterstollen und Kirschgeist. Sie ließ sich fast täglich frisch einklüften (mit Kleidern versehen), um das Zeug gleich wieder zu verklitschen (Erbetteltes veräußern). Besaß daher auch immer Drat (Geld) die Taschen voll. Selbst die Männer fürchteten sich vor ihr, wagten selten, ihr zu trotzen, und wenn sie's taten, so wurde, was sie abschlugen, heimlich von den Weibern gegeben, um das Haus und die Bewohner vor dem bösen Zauber der furchtbaren ›Michelin‹ zu bewahren... Wie oft machte die Schwiegermutter, mir zu Anfang meiner Ehe bittere Vorwürfe über meine damalige Zaghaftigkeit und mein bescheiden höflich' Tun, den Leuten gegenüber, jedoch ohne mich zu ihrem Verfahren bekehren zu können. Vielmehr eignete ich mir mit der Zeit alle die Arten an, diejenige der Muhme Dörtel, der Tante Gundel und meiner Schwiegermutter, davon Gebrauch machend, wie es eben die Umstände erforderten. Und dabei hab' mich wohl befunden... Dies alles, Lene, sag' ich bloß, um dir zu beweisen, wie sehr ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß dir zu einer richtigen Hauderin und Tippelschickse immer noch vieles mangelt. Und ich mein' nicht dich allein, ich mein' euch allesamt, die heutigen. Unsre Leute arten aus, werden zu hoffärtig und geschniegelt, zu höflich, glatt und tippelscheu (wanderbettelscheu); schämen sich des Türstoßens; schrekken vor jedem rauhen Wort, vor jedem Knirps, in zweierlei Tuch; haben auch keine Freude mehr an der Fahrt; scheuen sich die Bilder zu legen (Karten zu schlagen), wissen nichts Geschicktes damit anzufangen; sparen das Maul, die Zunge;

verstehen sich schlecht auf all' den übrigen Kinderlitz, mit welchem man sich in den Augen der Hocker (Seßhaften, Philister) Furcht und Ansehen verschaffen kann; lassen sich von jedem Rotzbuben die Tür vor der Nase zuschlagen... Und wie viele der Unsrigen sind Abtrünnige, die lieber zu Kaffern und Handwerkern schenigeln (arbeiten) gehen, als das Essen umsonst zu kriegen, zu fordern; wie viele, die dem freien Hauderleben Ade gesagt und sich seßhaft gemacht haben. Die Fliegels, zum Beispiel, die Galli und Forsters – wie stolz sie sich fühlen in ihren elenden Hütten an steiniger Halde, beim Holzhacken und Waldroden, mit knappen Taglöhnen bei hochmütigen, filzigen Kaffern, bei ihrer abgerahmten Milch und ungeschmälzten Rundlingen (Kartoffeln) – pfui, über die Hungerleider!«

»Mutter!« schrie einer der Knaben vom Wipfel eines schlanken Erlenbaumes herunter, »Mutter, es kommen Leut'!«

»Was für Leut', Hänel?«

»Unsrige! ... Jetzt biegen sie in den Schachen ein, in das Geständ'!«

Die »Holländer«-Alte hatte sich von ihrem Rasensitz erhoben und spähte, mit der Hand die Augen beschattend, neugierig nach dem Dünenweg hin, dem einzigen, der auf den Lagerplatz führte. Und nach einer Weile bestätigte sie: »Wirklich, der Bub' hat Recht, es sind unsrige; und zwar der ›Mäuslerspitz‹ mit seiner schluderigen Dicken, von weitem zu erkennen an dem breiten Watscheln, und ihre Schwabbiner (Kinder), die fuchshaarigen, den Karren schiebend. Daß grade diese herkommen mußten!«

Ihre Schwiegertochter stimmte unmutig zu: »Ja, daß es just diese sein müssen, die ich am allerwenigsten stenden (riechen) mag! Das stinkende, mopsige (diebische) ›Mäuslerpack‹ – ich werd' auf meine Wäsche gut Obacht geben müssen.«

»Zieh sie lieber gleich ein, Lene!« mahnte die Alte; »sie wird trocken genug sein!« Zugleich breitete sie selbst hurtig die Segeltuchdecke über den Handwagen, damit dessen Inhalt vor den Augen Unberufener geschützt bleibe.
Trotzdem begrüßten sich die beiden Wanderfamilien äußerlich recht freundlich. Die Erwachsenen schüttelten sich die Hand zum Gruß, die Kinder zeigten sich ihre Schätze, bestehend aus gefundenen, geschenkten oder eingehandelten Bein- und Messingknöpfen, Kleiderschnallen, Stecknadeln, Vorhangringen, Muschelschalen, Taschenmesserchen, Heiligenbildchen, bunten Bändern und Läppchen und solcherlei Spielzeug mehr; taten gar groß mit dem Besitz und gingen gleich unter lebhaftem Gestikulieren und großem Lärm auf einen Tauschhandel ein. Auch die Hunde, nachdem sie sich erst feindselig angebellt und geknurrt, begannen das gegenseitige Mißtrauen abzulegen und sich freundschaftlich zu beschnüffeln.
Der »Holländer«-Graz hatte einen ausnehmend glücklichen Fischfang getan: Eine prächtige, mehrpfündige Lachsforelle lag auf der Frau Grazin Küchenbrett. Die »Mäuslers« brachen in laute, neidische Bewunderung aus. Um aber die Beute nicht teilen, beziehungsweise Gastfreundschaft üben zu müssen, erzählte Papa Graz – wer hätte von dem dicken Gesellen solche Schlauheit erwartet? – wie es drei Fische gewesen, die sich in dem klaren Tümpel um seinen Köder gestritten und daher die andern beiden und noch weit größern wohl auch wiederkommen würden; Freund »Mäusler« brauche bloß ebenfalls seine Angel auszuwerfen...
Zugleich beeilte sich die Grazin, die Forelle auszuweiden, mit Mehl zu bestreuen und in die siedende Schmalzpfanne zu werfen. Wie lustig das briet, wie herrlich das roch! Hierauf wurde der leckere Bissen in sechs ungleiche Teile zerlegt, drei für die Erwachsenen, drei für die Kinder, ein etwaiger

Überbleibsel noch für Papa Graz; den Hunden wurden Kopf und Gräten zugeworfen. Und bei dem Schmausen kehrte man sich nicht darum, daß die rotznasigen »Mäusler«-Buben und Mädchen den Tisch, das heißt den Reisewagen lüsternen Auges und wässernden Mundes umstanden.
»Unverschämtes Pack!« näselte die »Mäuslerin«, die sich abseits bei ihrem Handkarren aufhielt. »Hochmütiges, grobes Holländergestüt, das sich vornehmer dünkt als wir, und unsereinen alleweil nur über die Achsel anschaut!«
»Soll mich der Donner verschießen«, brummte ihr Mann boshaft grimmig, »wenn ich nicht im Stande wär' –«
»Bßt!« warnte seine dicke Ehehälfte, »sie könnten's hören!«
Nach einer Weile fragte der »Mäusler« unmutig: »Und ich, Urschel, was werd' ich zu Abend kriegen? Was hast du bereit?«
»Was sollt' ich haben? Hier kannst ihn sehen, den ganzen Vorrat: den Topf Sauermilch, die paar Hanfstücke (Brotbissen), das bißchen Kohl.«
»Und keine Fettigkeit, keine Weißlinge (Eier) und keinen Schockelmei dazu? Hab' ich mir's doch gedacht«, fuhr er grimmig lächelnd fort, »hab' ich mir's doch gedacht, als ich den langen, vergeblichen Schleichweg gemacht um den Kaff (Dorf) herum, um an die Teiche zu gelangen, den fetten Plattfüßen (Enten, Gänse) zulieb', du bleibest am Kreuzweg ruhig auf der faulen Haut hocken und rührst nicht einmal das dumme Großmaul, um jemanden anzuhauen (anzubetteln) und was zu erhaschen, was Ordentliches für den Abend – du Schlamp, du schmutziges Faultier du! Hol dich der Teufel mitsamt deinem Kohl und deinen elenden Fußlappen (Weißrüben), ich mag sie nicht!«
»So laß sie liegen, ich zwing' dich nicht, du Grobian!« versetzte sie scharf.

»Wie sagst du, ein Grobian?« rief er wütend. »Da sollst du sogleich den Grobian zu fühlen bekommen – hier hast 'ne Watschen, du schmutziges Pflaster!«
»Oih!« kreischte die Mißhandelte auf. »Schäm dich, dein Weib so zu schlagen, du, ›Mäusler‹-Teufel, du Dieb, du Flötenbläser (Zuchthäusler)!«
Die schlagende Antwort blieb nicht aus. »Hier eine für den ›Mäusler‹, eine für den Dieb, die gesalzene für die Flöte!«
Schmerzgeheul, Verwünschungen, Kindergeschrei!
Die »Holländer« schauten dem rohen Auftritt aus geringer Entfernung mit großer Gelassenheit zu, bot doch dies alles ihren Augen und Ohren so wenig neues, und war es unter ihresgleichen von jeher Sitte und Gepflogenheit, sich ohne zwingende Veranlassung niemals in fremde Händel zu mischen. Selbst als die »Mäuslerin« immer lauter und flehentlicher um Hilfe rief, ließ Papa Graz sich nicht stören, sondern fuhr fort, sich mit einer Fischgräte die Zähne zu stochern, während seine Frau Grazin sich ans Spülen der Speiseschüsseln und ans Scheuern des Kochtopfes gemacht hatte, ab und zu einen verstohlenen Blick hinüberwerfend zu den Nachbarn, und die Großmam tat, als ob sie, auf dem Rasenbord hockend, schlummerte.
»Hilfe!« schrie die »Mäuslerin«, »Hilfe! Mordio!«
Da öffnete sich das junge Erlengebüsch, und ein ältlicher, würdig aussehender Bauersmann, der, im nahen Ackerfeld arbeitend, die kläglichen Rufe vernommen haben mußte, erschien auf dem Plan und rief dem Wütenden in den Arm fallend, voller Entrüstung: »Nun sollt' es endlich genug sein, du Unmensch!«
Flugs wandte sich das Augenmerk und der Zorn des »Mäuslers« von seinem Weibe ab und nach dem unberufenen Friedensvermittler hin. Ja, das Unglaubliche, Unerhörte geschah: Auch die »Mäuslerin« stellte sich dem Bauern

feindselig entgegen, und während ihr Gatte den Mann an der Gurgel gepackt hielt und mit Faustschlägen traktierte, hatte sie selbst rasch einen dicken Hanfstrick von ihrem Handkarren gerissen und mit den Worten: »Wie wir's zusammen treiben – was geht's dich an, du Ochse?« begann sie den »Kaffer« von hinten zu bearbeiten, so daß er laut aufschrie; während die Köter, die vereinigten Holländerschen und Mäuslerischen, sich an die Waden und Rockschöße des Unglücklichen hingen und ihm diese arg zurichteten.
Als es dem Bauern endlich gelungen war, sich frei zu machen und mit verbeultem Kopf und wunden Gliedmaßen den Rückzug anzutreten durch die Büsche, stöhnte er: »Das hat man davon, wenn man sich mit dem Pack einläßt!« Und sich umwendend und die Faust ballend, rief er grimmig: »Aber es soll mir mal wieder so ein Luder an die Haustür kommen!«
»Hahaha! Hihihi!« erscholl es höhnisch als Antwort.
Nachts, beim Sichschlafenlegen, teilte Lonele ihrer Großmutter mit: »Ich will dir was sagen, Großmam! Die ›Mäuslers‹ hängen voller Geziefer; ich hab' die Bienen (Läuse) an Lillys Jäcklein ein- und ausgehen sehen – puh! Und dem Fränzel krabbeln sie am Hals herum.«
»Das will ich glauben«, erwiderte die Alte; »ja, ja, ich glaub's gar gern, bei der Lässigkeit dieser Leut' und ihrer Unreinlichkeit. Drum halt' dich von ihnen hübsch fern, mein Kind! Morgen ziehen wir weiter, schon der ›Mäuslers‹ wegen und dann auch, weil's mich sehnsüchtig treibt nach meiner Resa... Freu dich, Kind, nun geht's den Bucheggberg hinauf, nach dem gesegneten Welschland hin – ach, wie wird die Resa, deine Tante, die Augen auftun und sich freuen. Und ihre Kinder – wie groß mögen wohl ihre Kinder geworden sein?«
Am folgenden Tag als die »Holländer«-Familie fort und

über den Schöngrün (Anhöhe südlich der Stadt Solothurn) zogen – welch' ein prächtiger Frühlingsmorgen! Lieblicher-Sonnenschein lag über das weite, fruchtbare Tal ausgebreitet und ließ die vergoldete Spitze des St. Ursenturmes noch goldener erscheinen, die felsigen Abhänge des Weißensteins erglänzten in rosigem Schimmer. Die Wiesen hatten ihr prächtigstes Blumenkleid angezogen und die Grünhecken weiße Sträußchen aufgesteckt, Kirsch- und Birnbaum prangten in herrlichster Blütenpracht, die Luft mit süßem Duft erfüllend; die Vögel sangen; dazu eine sonntägliche Stille. Und die Menschen, Männlein wie Weiblein, Jung und Alt in festtäglichem Putz gingen frohen Antlitzes einher. Vom Turm der städtischen Kathedrale herab erscholl feierliches Glockengeläute, ringsum, von den Kirchen und Kirchlein, fielen die Glocken vielstimmig ein. Und froher sangen und zwitscherten die Vögel, die Blumen erhoben ihre bunten Blütenkelche, die grünenden, blühenden Baumwipfel nickten leise.

»Was ist denn heut' los?« fragte die Frau Grazin. »Was soll's mit der feinen Kluft (Kleidung) der Leute, was mit dem Schallern (Glockengeläute) allerwärts?«

»Ich glaub', es ist Ostertag«, meinte Graz. »Na, Buben!« rief er nach links und rechts sich wendend, »fest angezogen, hier den Stutz (ansteigende Straße) hinauf!«

»Ostertag!« bemerkte Lonele, – »warum feiern wir nicht auch Ostertag, Großmam? Gestern, als ich und die Buben im Dorf drüben waren – ich mein', es heißt Zuchwyl – da schlich ich mich zur Kirchtür hin, stieß sie sachte auf. Ach, wie schön war das wie herrlich schön: die hohen, weißgestrichenen Mauern und Gewölbe, die buntbemalten Gehäuse, die Seidentücher an hohen Stangen, die prächtigen Bänder und Quasten, das kostbare wunderliche Gerät aller Art, die mächtigen Kerzenstöcke und Lampen – ich glaub', sie sind aus

Gold und Silber! – die Blumenpracht, die Manns- und Frauenbilder an den Wänden ringsum, die einen so seltsam angucken, einem zuzunicken und zu winken scheinen – ich begann mich ordentlich zu fürchten, und doch konnt' ich mich von all' der Herrlichkeit, die ich hier das erste Mal zu sehen bekam, beinah' nicht trennen... Warum gehen nicht auch wir zur Kirche, Großmam? Großmam, warum sagst du nichts? Sind wir denn nicht auch, wie die andern Leut'? Ich meine: Haben wir denn nicht auch das, was die Leut' Religion nennen?«

Die Alte hatte dem Handwagen den steilen Aufsteig hinan nicht mehr zu folgen vermocht, sondern war mit ihrer Enkelin einige Schritte zurückgeblieben. Sie keuchte und ächzte; und erst als die Anhöhe gewonnen war und nach neuem drängendem Befragen gab sie den Bescheid: »Religion – 's ist allerdings eine hübsche Sache um die Religion, nämlich für die reichen Leute, ja gewiß! So in feiner Schale (Anzug), mit goldenem und silbernem Zierrat behangen in die gold- und silbergeschmückte Schmeichelwinde (Kirche) zu ziehen, sich dort angucken, anstaunen und beneiden zu lassen – ja 's muß hübsch sein für reiche Herren- und Kafferleut'. Wir Hauderer jedoch, dallas (schlecht gekleidet), wie wir sind, bleiben lieber draußen, müßten doch nur in der Schandecke stehen, wenn man uns überhaupt hineinläßt... Religion, um in Tuch und Seide, in Spitzen oder Pelzwerk gepuppt einherzuziehen, das Gezier und Geläut', das Prunken mit Fahne und köstlich Gerät – 's muß angenehm sein, das Sichsehenlassen in solcher Schachtel, angenehm auch das laute schallern (singen) und musizieren, angenehm, hierauf mit Kind und Kegel in die Katschume (Wirtshaus) zu gehen und sich von der Krone (Wirtin) für seine blanken Rädchen (Talerstücke) goldenen Wein oder kühle Plempe (Bier) reichen zu lassen. – Wir armen Wandersleut' aber, was sollen wir, ohne den

Polscher (Kreuzer) in derTasche, dabei tun? ... Man nennt uns Toleranten. Weißt du, was das heißt, Toleranten? Geduldete! Ja, bloß Geduldete und Rechtlose sind wir, mit immer größerem Widerwillen Geduldete. Am liebsten möchte man uns einsperren oder gleich abtun, wie anderes gehetztes Wild auch, und da dies nicht geht, jagt man uns von einem Ort zum andern, läßt uns kaum mehr eine ordentliche Ruh' und Rast, überall schickt man uns die wilde Putzerei (Polizei) auf den Nacken, damit sie uns quäle und forttreibe. Und selbst dann, wenn wir endlich auf der Hatze einsinken und die Scheinlinge (Augen) für immer zumachen, kalt und tot sind – geh auf die Schlummerwiesen (Friedhöfe), mein Kind, und guck, wohin man unsereinen verscharrt! Weit weg von den reichen Hockern (Philister, Seßhafte), damit wir ihnen nicht zu nahe kommen, und unsere Würmer sich ja nicht mit den ihrigen vermengen können, weit weg in den miesen (schlechten) Winkel. Und richtet man den andern zu ihren Häupten geschliffene Steinblöcke auf mit allerhand goldenem Kremenzel (Zierrat) dran, uns gönnt man nicht einmal gern den rohen Holzpfahl – paß' auf, Kind, hier das herrschaftliche Fuhrwerk! Und wir sind mit dem dummen Plauschen ordentlich zurückgeblieben!«

»Großmam!« begann das junge Mädchen nach einer Weile von neuem, »Großmam, ich möcht' dich nur noch fragen: Es war im letzten Winter als wir in dem Kloster unweit Baden Einkehr genommen, und ich und der Hänel uns in die Küche begaben, an den Spendtisch hin. Da trat ein Gallach (Geistlicher, Mönch) zu uns heran und fragte, ob wir getauft und christlich unterwiesen seien. Er fragte mich auch, ob ich etwas von Gott-Vater wisse und von Gott-Sohn, vom Beten und vom Himmelreich – weißt du, Großmam, es war derselbe alte freundliche Herr, der mir die hübschen Bildlein schenkte, und das rote Halsbändchen mit dem steifen

schwarzen Kreuz dran ... Und nun möcht' ich's gern' wissen: Was ist's mit dem Himmel, Großmam, was mit dem Gott-Vater?«
Die kindliche Frage kam der Alten offenbar sehr ungelegen. Sie räusperte sich mehrmals und erwiderte verdrießlich: »Ach, daß du einen noch so plagen magst mit deinem fürwitzigen Gefrage, wenn man schon genug zu schnaufen und die alten Knochen nachzuschleppen hat, um den andern nachzukommen. ... Gleichwohl will ich dir gestehen, daß ich, als ich ein Kind war wie du, dieselben Fragen stellte, mir und andern ... Ja, es gab eine Zeit« – ihre Stimme klang weicher und zitternd – »da auch ich zuweilen eifrig nachsann über dergleichen überirdische Dinge und am Tage hinaufschaute zur strahlenden Sonne, des Abends zu dem sanftglänzenden Mond, zu den zahllos schimmernden Sternen und sie fragte: Was soll euer schweigsames Gefunkel? Wer hat euch dorthin gepflanzt? Und über euch – was steht über euch in den dunkeln, unbegreiflichen Fernen? Gibt es wirklich ein Jenseits und wie ist es beschaffen? Was folgt, wenn wir Menschen gepeuckert (gestorben) sind, was unsrer Seele? Ist diese wirklich vom Körper unabhängig? So fragte ich. Und die Sterne – wohl zwinkerten sie und wechselten unruhig die Farbe, einige davon fuhren auch sprühend zur Erde; aber keiner kam, um mir die gewünschte Offenbarung zu bringen, ich verstand ihre stumme Sprache nicht, ich blieb ohne Antwort. Ich fragte meine Mutter; sie litt heftig an Gliederschmerzen und hatte deswegen vieles von ihrem Mann, meinem Stiefvater, auszustehen; darum war sie auch meistens maßleidigen (verdrießlich) Gemütes und schalt mich ein dummes, naseweises Ding und hieß mich auf die Fahrt gehen, was jedenfalls mehr einbringe. Die Tante Tille (Ottilia), an die ich mich nun wandte, lachte mich ordentlich aus und riet mir, das Leben zu genießen, so gut ich könne, das sei

das einzig wahre Himmelreich, darüber hinaus es nichts gebe als Schlummer, ewigen Schlummer... Und doch, als sie, die Tante Tille, selbst dalag auf der Streu, und sie fühlte den Tod, den langen Schlummer nahen, da quollen ihr dicke, kalte Schweißtropfen aus der Stirn' hervor, ihr Blick irrte angstvoll suchend umher und sie stöhnte beklommen: ›Mir ist so bang‹, ach, so entsetzlich bang! Könnt' ich zurück, ich wollt' in meinem Leben manches anders machen...‹ Ich habe seither oft an diese Worte gedacht: Manches anders machen – was sollten und könnten wir armen Haudererleut' wohl anders machen, als uns durchs Leben, durch die weite Welt schlagen, gut und schlecht, wie's eben geht? Heimatlos und geächtet, von jedermann geschupst und verachtet – sollten wir, da wo wir es können, nicht auch an jedermann Rache nehmen, Rache an der ganzen hochmütigen Welt?... Ich hab' ihre Priester blasen (predigen) hören: ›Traget Geduld, ihr mühselig Beladenen, im Himmelreich wird's euch reichlich vergolten werden...‹ Ach, Kind, ich fürchte sehr, im Himmelreich, wenn's eines gibt, wird es ebenso zugehen, wie hier unten auf Erden: Die Großen und Reichen werden von der reichbesetzten Tafel breit Besitz nehmen und uns Armen die Knochen zum Benagen hinwerfen, und während sie Tanz und Kurzweil halten bei Wein und Geigenspiel, kommt die himmlische Polente (Polizei) und sperrt uns andern in den Affenkasten, damit wir jene durch unser rotzes (armseliges) Aussehen und neugieriges Glotzen nicht ärgern. Die Reichen, die Reichen! Sie haben immer und überall den Vorzug! Sie haben sich auch ihre Religion auf den Leib schneidern lassen aus Seide, Samt und Geschmeide. Woher sollten *wir* das Gold hernehmen, um damit unsere Altäre zu schmücken, die Gallachs zu nähren und zu beschenken, damit sie uns die Sünden nachlassen? Wohl hat der zu Gersau mal gesagt in seiner Kilbired', auch Jesus

Christ sei ein armer Wandersmann gewesen, der nicht so viel sein eigen habe nennen können, um sein müdes Haupt drauf zu legen. Ich aber dachte: Dann ist's nicht *der* Christ, den unsre Christen bekennen, dieser muß ein reicher Königssohn gewesen sein, daß sie ihm nicht genug Flitter und Geschmeide darbringen können, um ihm zu dienen und zu gefallen. Und wir armen Leute werden noch eine Weile auf die Ankunft des unsrigen warten müssen.«

Fünftes Kapitel.

Die Zackenbäuerin hatte gläubigen Sinnes das ihr von der alten Hausiererin dargereichte Sänftigungs-Wunderkräutlein in die weitbauchige Branntweinflasche getan und war nun begierig zu erfahren, welche Wirkung es auf das zum Jähzorn geneigte Gemüt ihres Gemahls ausüben würde. Sie sah, wie er regelmäßig um vier Uhr seinen Apfelwein trank und darauf, zu besserer Verdauung, ebenso regelmäßig sein Gläschen Obstbranntwein goß, heute sogar, ausnahmsweise, zwei: Er verzog dabei nicht den Mund, begann vielmehr von neuem seinen Plan, die Wiederaufnahme des Schleifereigeschäftes, auseinanderzusetzen, ganz ruhig und sachlich. »Morgen«, sagte er, »Morgen wird endlich der Mühlenbauer kommen, um mir das Wasserrad auszubessern. Dann soll's mit dem Schleifen sogleich losgehen, liegt doch bereits ein Haufen Arbeit da, Schneidegeschirr, das mir die Schmiedemeister schon auf die vorläufige Ankündigung hin hergeschickt haben. Das soll einen hübschen Batzen abwerfen, weiß ich's doch aus früheren Zeiten, wie ich und mein Bruder täglich zwei bis drei Gulden verdienten und zwar an Regen- oder Wintertagen, wenn die andern Bauern müßig auf der Ofenbank 'rumrutschten. Die Regen- und Wintertage werde

ich mir auch zum Schleifen auswählen, da wir an den übrigen, schönen, auf dem Feld genug zu tun haben. Auch wird unser Fried das Handwerk in kurzer Zeit lernen, es ist nicht schwer, es heißt bloß gut aufpassen und sich ruhig auf die Schneid' verstehen, worauf ich mir freilich vieles zu gut tu' vor allen andern. ... Oder bist du nicht zufrieden, Lisbeth, mit dem Beginnen?«
»Ach, warum sollt' ich nicht?« entgegnete die Bäuerin mit sauersüßer Miene. »Bloß fürchte ich, du wirst dich in deinen Jahren mit dem doppelten Gewerbe allzusehr abschinden. Auch unserm Fried, so jung und mitten im besten Wachstum begriffen, wird es schaden.«
»Babah! Weder bin ich zu alt, noch ist der Bub' zu jung. Als ich in seinem Alter stand, mußt' ich bereits werken wie ein Knecht, und 's hat mir nichts geschadet, bin dabei groß und stark geworden. Und dann soll's ihn auch freuen, den Fried, wenn wir in unserem Vermögen tüchtig vorwärts kommen. Er soll ein wohlhabender Bauernsohn werden und sich dereinst eine reiche Frau holen können, ja gewiß!«
In dieser Hoffnungsfreudigkeit leerte er sein zweites Gläschen auf einen Zug, wischte sich den Mund und ging in den Viehstall hinaus, kehrte jedoch mit langen Schritten gleich wieder in die Stube zurück und fragte: »Den Flachsschleim für die Kalbin – wohin hast du den Schleim getan, Lisbeth?«
»Ich dachte, es wäre heute Abend noch früh genug mit dem Schleimkochen. Auch hatte ich den Mittag über so viel anderes zu tun, und dazu kam noch der Kaminfeger, so recht zur Unzeit.«
»Zur Unzeit? Bah! Bei dir ist alles zur Unzeit, was dir nicht in den Kram paßt!«
»Hans!« bemerkte die Bäuerin vorwurfsvoll.
»'s ist wahr, was ich sag'«, fuhr er nur um so eifriger fort. »An

deinen Hühnern und Ferkeln ist dir alles, an meinem Vieh dagegen blutwenig gelegen, sonst könntest nicht das Schleimkochen von Mittag auf den Abend verschieben. Wettermordio! Die Kalbin ist unter Brüdern ihre zwölf Dublonen wert, und wenn ihr etwas passieren sollt', weil's dir unbequem war, den Schleim zu bereiten, wer hat dann die Verantwortung? Du, mit deiner grenzenlosen Gleichgültigkeit in solchen Dingen – Wettermordio!«

Die Zackenbäuerin war nahe daran, die ungerechte, zornige Anschuldigung ihres Eheherrn mit der gebührenden Entschiedenheit und Beredsamkeit zurückzuweisen. Zur rechten Zeit jedoch erinnerte sie sich der Weisung der alten Hausiererin. Hurtig ergriff sie die auf der warmen Ofenbank schlummernde Hauskatze, nahm sie kosend auf ihren fettrunden Arm, begab sich mit ihr nach der Hinterstube hin, wo sie der »Mietz« eifrig den Pelz zu streicheln begann und zwar vorschriftsgemäß von vorn nach hinten; was der Katze zu behagen schien, fing sie doch wohlgemut an zu schnurren und den Kopf zutraulich an der Herrin Brustlatz zu reiben.

Das Unwetter, das auf des Zackenbauern Stirn so drohend aufgestiegen war, verzog sich beinahe ebenso rasch, wie es gekommen, und beim Abendessen schien er allen Unmut völlig vergessen zu haben. Denn nach Tisch griff er, wie er es nur in seinen »guten« Stunden zu tun pflegte, nach seiner Maserpfeife und fing gemütlich an zu schmauchen; und als sie ausgeraucht war, löste er friedlich gähnend seine Schuhe und Strumpfbänder, um sich gleich darauf, ein kurzes Gebet murmelnd, zur Ruhe zu legen.

Die Bäuerin aber gedachte dankbar der »Holländerin«, die ihr das wirksame Sänftigungsmittel angegeben. »Wo die Alte bei dem herrschenden ungestümen Aprilwetter wohl weilen mag?« fragte sie sich. »So hochbetagt und schlecht gekleidet

und den Mühsalen und Unbilden eines steten Wanderlebens ausgesetzt – sie kann einen ordentlich dauern, die Ärmste!«

Wie der Bauer erwartet hatte, war seine Großschleiferei in wenigen Tagen eingerichtet und in Gang gesetzt. Und er gewahrte mit Stolz und Freude, daß er das Handwerk keineswegs verlernt hatte. Hei, wie das rasselte und sprühte, wenn er die rohgeschmiedete Holzaxt, das Zimmerbeil, das Heuoder Hackmesser mit starker schwerer Hand auf den wirbelnden, schnurrenden Granitstein preßte, wie das rauschte, wenn er die Stücke auf den riesigen, schnaubenden Sandstein brachte, zu scharfem Schliff, zur Politur. »Schau mal her, Fried!« rief er, »und paß wohl auf, wie ich's hinhalte und wend'! Merk dir den Strich, unterschiedentlich je nach dem Werkzeug, das ihn bekommen soll. Faß es gut in den Kopf: So muß man's angreifen, so den Daumen halten, daß einem nichts geschieht. Wirst doch nicht ein dummer Junge sein und aus der Art schlagen wollen, der geschickten! Ich war ein kleiner Bub' noch, stak kaum in den ersten Höschen, und kletterte schon auf die Schleifbank hinauf und fürchtete mich gar nicht vor dem Gebraus' und Getös', vor dem Funkensprühen, sondern hielt ein Eisen auf den wild sich drehenden Stein; so daß mein Vater mich öfters schalt und doch seine große heimliche Freud' dran hatte, wie ich wohl merkte... So, du machst's nicht schlecht, Friedel! Jetzt gewendet; so! Siehste, schon sechs Kreuzer verdient in wenigen Minuten, guck! ... So lang' das schlechte Wetter anhält, wird fleißig drauflos geschliffen, wir verdienen Geld, mein Junge, hübsches Geld!«

An einem sonnigen Maisonntag kamen Onkel und Tante Dürst – der Bäuerin Schwester – auf den Zackenhof zu Besuch. Die Freude war groß, ebenso die Bewirtung.

Als die Gäste sich fortbegeben hatten, sagte die Bäuerin zu

ihrem Mann, der sich heute in besonders guter Laune befand: »Was die Meinung meiner Schwester über unsern Fried betrifft – hast du's auch gehört, Hans? Er sei ein solch feines, aufgewecktes Bürschchen und so gelehrt von der Schule her – jammerschad'«, meinte sie, »daß er nicht zu was anderm gehalten wird, als bloß so zum Bauern und zum Grobschleifen.«

Der Bauer blies geräuschvoll sein Tabakspfeifenrohr aus und erwiderte: »So? Was hätt' er denn werden sollen, der Bub'? Etwa auch ein Latwergenkneter und Pillendreher, wie ihr Männchen? Oder ein Advokätlein, ein Schreiberlein oder Vikar?«

»Ei, warum denn nicht? Hat nicht schon der Stadtschulherr gesagt, als der Junge aus der Schule trat, wir sollten ihn etwas Höheres lernen lassen, seines aufgeweckten Sinnes wegen? Und sitzt er nicht an Sonn- und Feiertagen, statt mit den Jungburschen herumzufahren, stets über seinen Lehr- und Geschichtenbüchern?«

»Ja, ja, das tut oder tät' er wohl lieber als pflügen, mähen und dreschen, ich merk' es wohl!«

»Da tust du ihm aber Unrecht, Hans! Schafft er doch, was du ihm aufträgst, oft über seine jungen Kräfte, so daß er mich bisweilen nicht wenig dauert, will's dir nur gestehen, Hans!«

»Oh, diese mitleidigen Mütter!«

»Spotte nicht, Hans! Du weißt wohl, daß ich das Faulenzen so wenig lieb' wie du, und auch unsrer Kathrin nichts nachsehe in diesen Stücken. Aber, um auf den Fried zurückzukommen – schad' dürft' es doch sein, ihn so verbauern zu lassen, wo er's leicht zum Herrn bringen könnt', ebenso gut oder noch besser als ein Stadtbub', ein dummgedrillter, hochmütiger. Auch hat er etwas an sich, – wie soll ich's nennen? – etwas Besonderes, Geistliches, ist gar nicht so frech und ausgelas-

sen, wie die übrigen Bauernjungen. Und ich dachte, du vermöchtest ihn ebenso gut studieren zu lassen, wie jeder andere.«
Da spuckte der Bauer unwillig aus, hing seine Pfeife an den Wandnagel und polterte: »Was du da plapperst, Lisbeth – 's ist eitel dummnärr'sches Zeug! Die größte Närrin aber ist deine Schwester Klephi, die dir den Floh ins Ohr gesetzt. Sie meint wohl, weil sie mit Müh' so ein dünnes Herrlein gekriegt, alle Welt sollte es ihr nachtun? Die Herren Doktoren, Apotheker, Gesetzesverdreher und Kapläne samt ihrer feinen Schleckmäuler würden bald ausgefressen haben, gäb' es keinen Bauernstand mehr, der das Getreide pflanzt, Gemüs' und Kälber aufzieht, die Schweine und das Geflügel mästet und das Vieh hütet; und ihnen obendrein noch Geld bringt, zumeist für unnütze Dinge und nichtsnutzige Verrichtungen. Ich möcht' wohl sehen, wie lang es die Welt aushalten tät, wollt' jedermann sich hinter die Bücher und Tintenfässer setzen; möcht' gern erfahren, ob sie mit all' ihrer Schulweisheit und ihrem Gescheittun einen einzigen Kreuzerwecken oder Kohlkopf zustande bringen könnten! Verhungern müßte sie, rein verhungern bei all' ihrem Gelehrtsein und ihren Kniffen, die ganze geschniegelte hochmütige Sippe! ... Den Jungen studieren lassen – – 's ist wahr, er hat etwas Vikarhaftes, Träumerisches an sich. Das hat er aber nicht von mir geerbt, das hat ihm eher diese Tante Klephi angetan, als sie ihn über das Taufbecken gehalten, sie, die von jeher mit allen Himmelssternen Zwiegespräch gehalten und Mitleid fühlte mit jedem Mäuslein, das sich in der Falle verfangen oder der Katze unter die Krallen gelaufen, mit jedem Floh, von ruchlosem Daumennagel geknickt. Ja, ja, ich will's schon glauben, daß sie aus ihrem Patenkind, unserm Jungen, gern einen Sterngucker, Mondscheinwandler oder Herrgottsdüftler machen würde, glaub's gar wohl!«

»Den Jungen weiter schulen zu lassen«, fuhr er, die Stube auf- und abschreitend, fort, – »ich selbst konnt', als ich aus der Schule kam, kaum mehr als meinen Namen schreiben und hab' es trotzdem in dieser Welt ebenso weit gebracht, wie irgendeiner meiner Mitschüler, auf ehrlichem Weg'... Den Jungen studieren lassen, ein groß Stück Geld dran wenden, gar noch erborgtes, fremdes – bah, der reine Unsinn, nur so was zu denken! Ihn fortziehen und auf den Studentenschulen herumrutschen lassen ein Halbdutzend Jahr' oder mehr, und ich selbst derweil auf meinen Äckern mich abschinden, mich mit Knechten rumschlagen, mit kostspieligen, nichtsnutzigen oder lümmelhaften – ein Narr, wenn ich's tät', ein Erznarr, gewiß! Auch würd' ich auf diesem Weg bald ausgewirtschaftet haben... Also bleib mir vom Leib, Lisbeth, mit solch' närrischen Zumutungen, kann und will sie nimmer anhören. Reich mir lieber noch einen Becher Kaffee und gieß mir auch einen Tropfen Kirsch hinein! Das soll mir gut behagen auf die vielen Küchlein, die mir ordentlich den Magen blähen...«
Er befand sich heute in solch' erregter und ausnehmend guter Laune, der Zackenbauer. Und dennoch vermochte die Bäuerin sich darüber kaum zu freuen. Der Rat ihrer Schwester, den Sohn Fried studieren und ein Gelehrter oder Priester werden zu lassen, hatte ihr eingeleuchtet, der Gedanke sich in ihrem mütterlichen Herzen bereits festgesetzt. Und nun sollte der ganze liebgewonnene Plan an dem Starrsinn ihres Mannes scheitern...
Derjenige aber, dem die lebhaft geführte und wichtige Unterhaltung der beiden Zackenhof-Eheleute gegolten, der Fried, schien davon auch nicht die leiseste Ahnung zu haben. Er und seine Schwester hatten Onkel und Tante Gotte bis vor das Tor des Städtchens begleitet. Kathrinle war von einer Freundin zurückgehalten worden; Fried dagegen ging laut

singend und pfeifend nach Hause. Am Zackenwald angekommen, probierte er an der dickstämmigen »Bettlerbuche« die Schärfe seines soeben geschenktbekommenen neuen Taschenmessers. Es gelang ihm denn auch, neben den vielen rätselhaften Zeichen und Inschriften ein deutliches, zierliches F S und die Jahreszahl in die weißliche, saftige Baumrinde einzugraben, als vom Städtchen Krotzingen her, das Bimmeln des Abend-Fünfuhrglöckleins zu hören war, für den Jungen die ernste Mahnung, daß es höchste Zeit wurde zum Melken der Kühe und zur Verrichtung der übrigen bäuerlichen Arbeiten, die auch an Sonn- und Feiertagen nicht unterlassen werden durften. Er war pflichteifrig und gehorsam, unser Fried. –

*

Der Sommer kam und ging. Es kam auch der Herbst mit seinem milden Sonnenschein, seinem Obstsegen, seinen mannigfachen Annehmlichkeiten und Mühen.

Eines Morgens – dichte Nebelmassen wogten und wälzten sich über den Spiegel des nahen Sees hin und füllten den Talgrund, so daß man kaum zwanzig Schritte weit sehen konnte – meldete Kathrinle, von einem Botengang auf den Zackenhof zurückkehrend: »Die ›Holländer‹ sind wieder da, Mutter, drunten im ›Winkel‹; sind soeben angekommen.«

»So?« entgegnete die Mutter. »Nun, diese ›Holländer‹ mag ich leiden, sind nicht so schmutzige und zudringliche Leute, wie die andern, die kürzlich da waren.«

Und als bald darauf die »Holländer«-Alte tief gebückt und schwer keuchend unter der Küchentür erschien, wurde ihr ein freundlicher Empfang zuteil.

»Ich dachte schon«, meinte die Bäuerin, »Ihr kämet nimmer, wäret gestorben.«

»Ach ja«, ächzte die Greisin, sich mühsam auf den ihr ange-

botenen Küchenschemel niederlassend, »ach ja, mich wundert's nur, daß es nicht schon geschehen, das Sterben, bei all' der Trübsal und den Beschwerden, die ich in meinen alten Tagen noch auszustehen hab'! ... Kommen soeben vom Emmental herauf, wo einer unserer Buben das Bein gebrochen – sie sind so mutwillig verwegen, diese Buben! Und wir anderen konnten ihn doch nicht im Stich lassen, mußten in der Gegend bleiben, bis der Knochen eingerenkt und notdürftig zusammengeheilt war. Und die Leut' dort herum sind so grob und die Putzerei (Polizei) so ohne Maß noch Mitleid, gönnen einem kaum das Stücklein Brot... Zuvor waren wir im Welschland, an den Seen droben, das war meine Schuld. Fühlte nämlich große Sehnsucht, meine Tochter mal wieder zu sehen, das jüngste meiner Kinder und, verzeih' mir's Gott, das liebste, obwohl sie's keineswegs verdient hat, die Resa. Und als wir sie nach langem Suchen zu Berg und Tal endlich fanden, lag sie krank im Ballert (Wald), auf elende Streu gebettet. Sie hatte eine Frühgeburt gehabt, und die hat ihr Mann auf dem Gewissen, der rohe, lumpige, garstige Kerl. Krank im Busch, sag' ich, in elender Kluft (Kleidung), ohne Linnen, schier nichts zu beißen und ohne den Polscher Geld, da der Schaggel alles, was er in die Händ' gekriegt, verklitscht (vertrödelt) und versoffen. Dazu die beiden hungrigen, schreienden Würmchen – ach, ich mag's lieber nicht erzählen, das große Elend, und was ich alte Frau in diesen Tagen tun und erleben gemußt! ... Ach, der Schockelmei (Kaffee) schmeckt so gut, und das Brot ist so frisch und weich, daß man die Zähne wohl entbehren kann... Schon dreimal hat der Resa ihr Mann sich von ihr weggemacht und sich an eine andere Schickse (Weibsbild) gehängt; und denkt Euch: Schon dreimal ist das einfältige Ding, meine Resa, ihm wieder nachgegangen, bis sie ihn gefunden, kann gar nicht von ihm lassen. Und ist doch eine,

trotz ihrer fünfunddreißig, wie man stolzer und hübscher keine finden kann; so war sie, eh' sie krank geworden; jetzt freilich sieht sie blaß aus wie die Wand und so mager und eingefallen. Der Kerl bringt sie noch vor der Zeit ins Grab. Und doch dürft' ich zehn gegen eins wetten, jetzt ist sie ihm, kaum notdürftig hergestellt, schon wieder nachgegangen! Darum wollte sie auch meinen Rat und mein Anerbieten nicht befolgen und zu uns halten auf unserm Strich. So sind wir halt, wir Weibsleute, albern wie die Schaf'! ... Mir selbst haben die Zeit über Kummer und Sorgen arg zugesetzt. Schaut nur, wie mir die Füß' geschwollen, wie ich zittere vor Schwäche ... Ah, frische Butter! Welch' gutherzige Frau Ihr seid! Werd' Euch loben zeitlebens ... Und wie geht's denn alleweil Euch und Euerm Mann?«
»Ja, von dem hab' ich just berichten wollen«, antwortete die Bäuerin. »Kathrinle, geh in den Hintergarten und brich einen Armvoll von dem hohen Mangold für die Säu'! Und dann sieh nach den jungen Hühnern, streu' ihnen Hirse oder Wicken! ... Um von meinem Mann zu reden: Das Rezept – wißt Ihr? – das gegen das aufbrausende Wesen – ich hab's versucht und gut befunden! Ein Mal hab' ich's unterlassen, es war am Verenatag, als er abends heimkam vom Gericht, wo er in dem Prozeß gegen den Untervogt den Kürzeren gezogen und deshalb ein Glas über den Durst getrunken vor Ärger; und er – ich schäm' mich, es zu sagen! – auch mir alle Grobheit an den Kopf warf der paar Worte wegen, die ich mir bei seinem lauten Schimpfen zu entgegnen erlaubte; und es einen wüsten Streit gab, und ich schließlich genötigt war, mich eiligst in die Oberkammer zu flüchten und bei dem Mädchen zu schlafen, aus Furcht, er möcht' mich gar noch schlagen. Da faßte ich den Vorsatz, Euern guten Rat niemals mehr außer acht zu lassen ... Aber nun denkt Euch mein Mißgeschick: Die Katze, die schwarz-weiße, ist tot, hat wahr-

scheinlich Mäusegift gefressen. Was nun anfangen? Wohl ist noch eine zweite da, doch ist's eine aschfarbene, mit gelben Sprenkeln – seht, dort auf dem Herd sitzt sie!«
Die Hausiererin meinte, bedächtig den Kopf wiegend: »Das ist allerdings schlimm. Da müssen wir uns wohl auf eine andere Art, nämlich mit *dieser* Katze zu behelfen suchen. Bringt mir mal das Tier her, damit ich ihm die Scheinlinge (Augen) begucken kann ... Nun, liebe Frau, diese Katze tut's auch, bloß werd' ich sie zuvor in Behandlung nehmen müssen. Habt Ihr vielleicht frisches Schweinefleisch im Haus'?«
»Ja, ja«, antwortete die Bäuerin eifrig »wir haben erst unlängst geschlachtet, die beiden Schweine liegen noch im Salz!«
Sie eilte in die Küchenkammer und brachte ein fast ellenlanges saftglänzendes Rückenstück zum Vorschein. »Tut's das? Ist's noch frisch genug?« fragte sie.
»Ja, ich denk's!«
Die Katze, die man wieder hatte laufen lassen, roch den Bissen ebenfalls und machte sich lüsternen Auges und gehobenen Schweifes herbei, in die Nähe der Alten. »Halt noch ein Weilchen, du Leckermaul!« wehrte diese grinsend, »muß dir zuvor noch Senf dran tun zu besserer Verdauung, und zwar den seltensten, den es gibt auf Erden!« Damit schnitt sie ein fingerdickes Riemchen von dem Fleischstück ab, bestrich es mit einer blaßgelben fettigen Salbe und hielt es, nachdem sie einige unverständliche Worte darüber gemurmelt, dem Tier zum Fraß hin. Miezchen säumte denn auch nicht, kräftig hineinzubeißen und sich mit der leckeren Beute in den dunkelsten Küchenwinkel zu flüchten, von wo aus man ihr lautes Kauen und Schmatzen vernehmen konnte ...
Fried saß im Stall und molk die Kühe, er verkürzte sich die Zeit damit, indem er das Burschenlied, das er Tags zuvor von

einem Trupp fröhlicher Handwerksgesellen im Städtchen hatte singen hören, abwechselnd pfiff und sang. Doch wollte ihm die Melodie nicht genau gelingen, und das ärgerte ihn nicht wenig, denn sie hatte ihm sehr gefallen. Noch mehr aber ärgerte ihn, von draußen eine Stimme vernehmen zu müssen, die sich offenbar bemühte, seine musikalischen Versuche in allen Teilen nachzuäffen; es war eine halbleise, jugendliche Fistelstimme, die ebenso gut einem mutwilligen Mädchen, als einem Buben angehören konnte. Fried dachte an seine Schwester und rief scheltend: »So halt doch dein dummes Maul, Käthe!« Darauf aber wurde das Summen nur noch neckischer, das Kichern mutwilliger und spöttischer. Das steigerte des Jungen Ärger aufs höchste; sachte erhob er sich vom Melkstuhl, stellte den halbgefüllten Milcheimer beiseite, ergriff die Viehpeitsche, schlich auf den Fußspitzen den Gang entlang, nach der Stalltür hin und riß diese auf. Er riß auch die Augen weit auf; denn der neckische Kobold, den er zu züchtigen vorhatte – wohl war es ein Mädchen, doch keineswegs seine Schwester Käthe, sondern fahrender Leute Kind, des »Holländers« wilde Hummel! Um Kopfeslänge gewachsen, dabei noch schlanker und sonnenverbrannter geworden, als sie es schon gewesen, beinahe nicht wiederzuerkennen, wären die großen dunklen Augen nicht gewesen, das mutwillige Stupsnäschen und das wilde schwarze Kraushaar, sowie das verblichene, ehemals blau und weißgestreifte Drillichkleid, das nun freilich eine halbe Elle zu kurz geworden. Das überraschte Mädchen hatte sich bei Frieds Erscheinen laut aufschreiend hinter den Scheunenvorsprung geflüchtet, so daß nur noch das vorgebogene Köpfchen beobachtend hervorlugte.

»Komm!« rief der Knabe, »laß dich sehen, wenn du Mut hast!«

»Daß mich peitschen kannst, gelt?« klang es zurück.

»Ich peitsch' dich nicht, ich schneid' dir bloß die lausigen Zöpf' ab.«
»So tu's, wenn du kannst – fang mich!«
Der Knabe schien nicht übel Lust zu haben, der kecken Herausforderung Folge zu leisten, als durch das offene Schiebefensterchen der Bauernstube die heisere Stimme der alten Hausiererin erscholl: »Lonele, wo steckst denn? die Bäuerin will dich sehen!«
Gleichzeitig vernahm man von der Schleiferhütte her die rauhe Stimme des Bauern: »Nun, Fried, sind die Küh' schon gemolken und das Vieh besorgt, daß du so müßig herumfahren kannst?«
Der Knabe eilte beschämt in den Stall zurück. Und als er wieder melkend unter der Scheckkuh saß, sprach er halblaut vor sich hin: »Lonele – welch' ein spaßiger Name, wie keiner im Heiligenkalender steht! ... Und wie neckisch es sich gebärden tut – aber es soll mir nur wieder kommen!«
Das junge Hausierermädchen in der Stube drinnen – es war zum Verwundern, wie rasch es allen Mutwillen abgestreift, wie demütig und frommen Blickes es, gemäß Großmams Aufforderung, sich vor die Bäuerin hinstellte und von oben bis unten mustern ließ. Denn was die beiden Frauen soeben unter sich verhandelt hatten, bezog sich auf das elend dünne und allzu klein gewordene Röckchen Loneles, das die gutherzige Bäuerin, durch das von ihrer Tochter Käthe abgelegte Sonntagskleid zu ersetzen versprochen hatte. Freilich ergab sich beim Vergleichen, daß auch das Kleid zu kurz und um eine volle Spanne zu weit war; doch fand die alte »Holländerin«, das sei kein Schade, umso besser lasse sich darin durch Staub, Kot und Schnee wandern und umso leichter lasse sich, bei rauher Witterung, das alte Kleid darunter tragen. Anprobieren jedoch wollte das Hausiererkind das schöne Kleid nicht. Fürchtete es etwa, der Sohn des Hauses

möchte es dabei überraschen? Die Alte schalt es ein eigensinniges Närrchen; und sprach der Bäuerin den überschwänglichen Dank aus für all' die erhaltenen reichen Gaben, nämlich das Kleid ihrer Enkelin und den gewichtigen, saftigen Schweinsrücken, den sie in ihrer weiten, unbeschreiblichen Schürze davontrug. Und während sie mühsamen, tastenden Schrittes Haus und Gehöft verließ, sprang das Mädchen gleich einem jungen Reh den Hang hinunter zur Mutter, um ihr frohlockend von der empfangenen Bescherung zu berichten. Es war wieder ganz Munterkeit und Mutwille geworden und begann, das Burschenlied zu trällern, das es dem jungen Bauernsohn abgelauscht:

Mädel, laß' die Zier,
da ich scheid' von dir!
Einen Kuß mir gib,
halt mich fürder lieb!
Denn wer weiß, wie bald
mich mein Aufenthalt
zurück ins Städtel führt,
wie sich's wohl gebührt –
Juchhei!

Auf des Berges Höh'
wechselt Grün mit Schnee.
Auf der Wanderstraß'
läuft's ohn' Unterlaß:
Bursche geht und kommt,
wie's ihm eben frommt –
zieh' ich wieder ein,
sollst mein Schätzel sein.
Juchei!

Sechstes Kapitel.

Jahre vergingen.
Im »Bettlerwinkel« beim Zackenhof hielten sich Wanderfamilien auf und verschwanden wieder, verschiedenartige und größtenteils sehr arme Leute, die den Anwohnern lästigfielen.
Die »Holländer« hatten sich nicht wieder blicken lassen.
An einem jungen Lenztag aber kam eine stark vermummte und auffallend tief gebeugte weibliche Gestalt, auf den Krückstock gestützt, sehr langsam das Zackensträßchen heraufgewankt und gekrochen. Alle fünf Schritte hielt sie müde und keuchend inne. Endlich im Flur des Bauernhauses angekommen, ließ sie sich mühsam und stöhnend auf die Bank nieder, schier in sich zusammensinkend, nach Atem ringend.
In der offenen Scheunentenne war ein schlanker, kräftiger Jüngling eben damit beschäftigt, ein Halbdutzend gefüllte Getreidesäcke auf einen bereitstehenden Wagen zu verladen. Daneben stand die dicke Zackenbäuerin, einige Bund Leinengarn über dem Arm, die sie ebenfalls, inmitten der Kornsäcke, sorgsam verlud. Und erst, als sie sich anschickte, ins Haus zurückzugehen, bemerkte sie den seltsamen Gast auf der Flurbank; sie blieb einen Augenblick forschend stehen und rief, halb fragend, halb verwundert: »Ist's möglich, die ›Holländerin‹? Seid Ihr's wirklich?«
»Ach, ja!« krächzte die Alte, das farblose Kopftuch lüftend. »Oh, ich – ich glaub's wohl, daß Ihr mich kaum mehr erkennt... Ja, wer mir's damals, als ich noch eine junge, übermütige Dille war, vorausgesagt hätt', daß ich jemals krumm wie eine Sichel, mit wackelnden Knochen und mühseligen Atems einherkriechen müßt', ich würd' ihm ins

Gesicht gelacht oder gar eine zornige Ohrfeige versetzt haben! ... Krumm und lahm – das tut das grausam hohe Alter, das kommt von den großen Mühen und Strapazen, dem Tippeln (Wandern) bei Wind und Wetter und hartem Frost, gleich dem ewigen Juden, das kommt von den vielen Sorgen, Kümmernissen, Trübsalen und Entbehrungen... Damals, vor fünf Jahren, als ich das letzte Mal bei Euch vorgesprochen, da glaubte ich kaum, daß ich noch hinfälliger und elender werden könnt' – nun seht mich an! Gelt, Euch graut vor meiner großen Häßlichkeit und Krüppelhaftigkeit? Glaub's wohl!«
Die Bäuerin wußte nicht, was sie erwidern sollte; denn in der Tat wurde sie beim Anblick der mumienähnlichen Gestalt von einem geheimen Grauen erfüllt. Darum sagte sie treuherzig: »Das geht, mit dem Alter, wohl uns allen so. Seht *mich* an, wie mein Haar ergraut!«
»Haar ergraut? Was will das sagen? Als ich die Fünfzig erreicht hatte, begann auch meines sich zu sprenkeln, gleichwohl aber blieb ich noch Jahrzehnte lang die jugendliche, starke Frau, wie ja auch Ihr es geblieben zu sein scheint.«
Eine dralle, rotwangige Bauerndirne näherte sich, die Hacke auf der Schulter, dem Bauernhause und blieb vor der Alten voll scheuer Verwunderung stehen.
»Doch nicht etwa Eure Tochter?« fragte jene. »Ei, wie groß und hübsch das Kind geworden ist!«
»Ja«, erwiderte die Bäuerin nicht ohne Stolz, »groß und stark sind beide geworden, gottlob! Schaut Euch nur den Buben an, dort in der Tenne, unsern Fried.«
»Ei, ei! Guck, guck! Größer schier, als sein Vater... Und so hübsch und flink!«
»Daß dem so ist und die Kinder so groß und kräftig geraten, das kommt uns nun wohl zu statten«, meinte die Bäuerin. »Denn daß Ihr's nur wißt: Hans, mein Mann, ist von einer

Tanne getroffen worden im Wald und seitdem übel genug daran, kann keine schwere Arbeit mehr verrichten, mußte auch die Schleiferei aufgeben schon seit einem Jahr, weil er keinen Knecht einstellen und leiden mag. Muß sich sehr schonen. Und just diesen Morgen ist er nach dem ›Quellenbädlein‹ gegangen, um, nach des Doktors Weisung, sich das ungesunde Blut schröpfen zu lassen. Fried führt das Getreide in die Mühle und wird ihn dann heimfahren... Fried!« rief sie, »du wirst doch nicht etwa das Jungpferd einspannen wollen?«

»Warum denn nicht, Mutter?«

»Weil's eben noch so jung, so mutwillig und schlecht eingefahren ist. Laß es lieber bleiben, Fried, ich bitt' dich!«

Der Jüngling aber entgegnete lächelnd: »Wie Ihr nur immer so ängstlich sein könnt, Mutter! 's ist ja nicht das erste Mal, daß ich den ›Hens‹ angespannt hab'. Auch bleibt mir kaum die Wahl, da ja der Schimmel fußlahm geworden... Die Käthe soll mir die neue Peitsche 'rausbringen, auch das lederne Sitzkissen für den Vater! Zugleich kann sie, während ich einschirre, die Ölflasche an den Wagen binden.«

Die Bäuerin, wegen des Pferdes einigermaßen beruhigt, lud die Hausiererin ein, ihr in die Küche zu folgen. Hier, bei einer Tasse Milchkaffee, erzählte ihr die Alte wo sie und ihre Familie sich die Zeit über aufgehalten: »Wir befanden uns eben wieder im Emmenschachen«, begann sie, »als mir durch Fillungers, die eben aus dem Welschland gekommen, berichtet wurde, meiner Resa ihr Mann sei wegen Totschlags, den er in der Wildheit (Betrunkenheit) und aus Eifersucht begangen, verschütt (verhaftet) worden; sowie daß er im Kittchen (Gefängnis) – denkt Euch das Gräßliche! – sich ein Leid angetan... Stellt Euch meinen Schrecken vor, gute Frau, meinen Zorn! Denn solches ist in meiner Familie noch nie vorgekommen, die ›Holländer‹ sind allesamt und von jeher

eines ehrlichen Todes gestorben, Ihr dürft's mir glauben! Diese Schand'! Und nun das Elend, in das die Resa geraten. Es litt mich nicht länger, ich mußte sie aufsuchen, sie trösten gehen. Drum brachen wir denn auch unverzüglich auf, zogen nach dem Welschen hin, Graz und die Lene mit Widerwillen, ich mit großer Sehnsucht und Ungeduld. Und als wir an Ort und Stelle kamen, zu Combe auf dem Juraberg, da war von meiner Tochter und ihren Schwabbinern (Kindern) nicht die Spur mehr zu erblicken. Und erst einige Tage drauf, nach langem Umhersuchen und Nachforschen, mußt' ich zu meinem unaussprechlichen Ärger erfahren, daß sie, die Resa, sich schon wieder an einen andern, dem Pumperluserkuoni seinen Bub', gehängt habe, mit ihm auf und davon gegangen sei, nach Punterlü (Pontarlier) oder weiß Gott wohin... Oh, über die Leichtfertigkeit der Frauen, zumal der heutigen!... Allein die Resa ist nicht immer so gewesen, glaubt es mir, liebe Frau! Erst bei diesem ihrem Schaggel, dem elenden Lumpen, ist sie das geworden, und nicht umsonst fühlt' ich den großen Ärger, daß sie, die stolzschöne Dille, an einem solchen Burschen aus minderer Familie hat Gefallen finden und den Narren fressen gekonnt... Das Unglück kommt selten allein. Denn zur selbigen Zeit erfuhr ich, daß mein Ohm Kläis – man nannte ihn nur den Harzkläis, weil er mit Tannenharz, Schuster- und Schmiedepech hausieren fuhr, weit und breit, im ganzen Seeland herum – daß eben der arme Kläis zu Wistelach totkrank darnieder lag. ›Auf, nach Wistelach!‹ gebot ich. Denn der Ohm konnte mich arg dauern, wußte ich ja, daß er hoch in den Neunzigern stand, Weib und Kind längst überlebt hatte und mit dem lahmen, stocktauben Glinz, den er aus Guttat angenommen, eigensinnig allein in der Welt herumfuhr... Und wir trafen's, daß er gerade in den letzten Zügen lag und selbige Nacht noch den letzten Schnaufer tat hier auf Erden. Den

Hanf (Geld) – wie sollte er, bei dem guten Geschäft und seinem großen Geiz nicht solchen besessen haben? – den Hanf hatten sie – ach, Ihr kennt sie nicht, die kösse (schlaue), diebische Honigpeterbande, die die letzte Zeit über und mit Absicht zu ihm gehalten! – also den Hanf hatten sie ihm schon abgenommen bis auf paar lumpige Bätzlein. Nun wollten sie auch noch Esel und Wagen für sich beanspruchen, weil er, der Verstorbene, ihnen so und so viel schuldig geworden sei auf Pump (Darlehen). Der Kläis diesem Lumpenpack schuldig geworden – lächerlich! Es kam denn auch zwischen uns zu bösem Streit, ich und die Lene sparten die Mäuler keineswegs, und der Graz packte den schuftigen Peterle samt seinen beiden langen Bengeln am Kragen und walkte sie entsetzlich durch, daß sie die Sterne am Himmel um Hilfe anschrieen – so bös' und gewalttätig hatt' ich meinen guten Graz zuvor noch nie gesehen, und wer weiß, wie elend er die Burschen noch zugerichtet, wäre nicht, von der Peterin gerufen, die Polente dazwischen gekommen. Schließlich mußte sich auch noch das Gericht dreinlegen, des Erbstreites wegen, und ich hatte zu beweisen – als ob das nicht sonnenklar! – daß der Kläis meiner Mutter jüngster Bruder gewesen, und daß der Esel sein eigen und ich selbst seine nächste Anverwandte und Erbin war. Und hätt' ich vor den Herren nicht so mutig geredet und alles dargetan, welch' begehrliches, lumpiges Pack die Honigpeters von jeher waren – der einfältige Graz hätte trotz seiner gewaltigen Fäuste doch den Kürzern gezogen, desgleichen die Lene, obgleich es sie nach Esel und Wagen beinah' noch mehr gelüstete, als mich selbst... Also Grauchen ward unser samt Wagen, Klebling (Harz) und Pech. Und wir setzten gleich des Ohms Kundenfahrt fort, mußten aber zugleich den stelzfüßigen Glinz mit in Kauf nehmen; und das war unser Schaden nicht, denn der Bursch', so blöd er auch aussieht, versteht

sich trefflich aufs Korbflechten. Und da unser Hänel von der bösen Pockenkrankheit, von der er nur mit großer Müh' und Anwendung all' meiner Kunst gerettet werden konnte, einen schlimmen Denkzettel davongetragen – er ist seitdem bei weitem nicht mehr der kräftige, mutige Bursch', der er zuvor gewesen – so hat er von ihm das Handwerk gelernt, und die Beiden verdienen schon einen ordentlichen Batzen, so daß wir nun –«

»Mutter! Mutter!« gellte es plötzlich und kläglich vom Hausflur her, »Mutter! Hilfe!«

»Ach Gott, die Käthe!« rief die Bäuerin erschrocken. »Was um des Himmelswillen« – sie vollendete den Satz nicht, sondern eilte so schnell, wie ihre Korpulenz es gestattete, zur Küche, in den Hausflur hinaus. Dort stand ihre Tochter und rang verzweifelt die Hände und schrie: »Der Fried! Der Wagen! Das Roß! Der Fried muß halbtot sein oder ganz tot, ich wag' nicht nachschauen zu gehen – ach, Mutter!« schrie und weinte sie.

Die Bäuerin zeigte sich weit gefaßter und beherzter. Sie machte sich laut keuchend und stöhnend das Zackensträßchen hinunter, nach der Unglücksstätte hin. Richtig, da lag der Wagen umgeworfen und mit zerbrochener Deichsel, am Bachrand des Sohnes Hut und Tabakspfeifchen, weiter abwärts ein abgerissenes Hufeisen. Im »Winkel«, wo die »Holländer« ihr Lager bezogen, sah sie die Grazin mit den Männern ihrer Familie zusammenstehen. Und als sie angstpochenden Herzens hinzutrat, erblickte sie in deren Mitte ihren lieben Sohn Fried langausgestreckt auf dem Rasen liegen, mit geschlossenen Augen, und das blasse, leblose Haupt auf den Schoß einer jungen Weibsperson gebettet, die ängstlich beflissen war, ihm mit einem genäßten Leinenlappen das träufelnde Blut von der Stirn zu wischen.

»Herr Jesus, er ist tot!« schrie die Mutter, so schrie nun auch Käthe, die heranstürmte.
Doch die Grazin tröstete: »Nein, nein so weit ist's nicht! Er regt sich ja – seht, seht!«
Wirklich begann der Jüngling langsam die Augen aufzuschlagen und wie schlaftrunken auf seine Umgebung zu richten, von einer Gestalt zur anderen, bis der Blick haftenblieb an dem jugendlichen Frauenantlitz, das mit äußerst teilnehmender Miene auf ihn herniederblickte und zwar aus solch' unmittelbarer Nähe, daß ihre weichen Haarlocken seine Wangen berührten.
Nun versuchte er, nicht ohne große Anstrengung und schmerzhafte Gebärden, sich aufzurichten, und als ihm dies mit Hilfe Dritter endlich gelang, saß er zwischen dem fremden Mädchen und seiner eigenen Mutter, die ihn sorglich unterstützten. Und wieder mußte er die junge, schöne Nachbarin anglotzen, ferne, unbestimmte Jugenderinnerungen tauchten auf. Wer war das Mädchen?
In dieser Betrachtung wurde Fried gestört durch die eifrige Dazwischenkunst Käthes, die den ausgezogenen Schuh im nahen Schleiferbach mit frischem Quellwasser gefüllt hatte und dies ihrem verunglückten, lieben Bruder jählings über Kopf und Nacken goß, so daß er förmlich troff und sich fröstelnd und unwillig schüttelte.
Leute brachten das durchgebrannte und glücklich wieder eingefangene Jungpferd herbei; es schnob und zitterte immer noch vor Aufregung, hatte jedoch, außer einer unbedeutenden Hautschürfung am Oberschenkel, keinen leiblichen Schaden genommen; es wurde unter Käthes kundiger Führung in seinen Stall zurückgebracht und des Restes seines Geschirres entledigt.
Auch Fried glaubte, sich soweit erholt zu haben, um den Gang nach Hause antreten zu können. Als er sich aber auf

den Füßen befand und Gehversuche anstellte, rief seine Mutter besorgt: »Nein, nein, so allein sollst du's nicht wagen; hier meinen Arm!« Auf der andern Seite von dem großen fremden Mädchen gestützt, trat der junge Mann, gefolgt von der ihnen begegnenden wundheilkundigen alten »Holländerin«, langsam den Heimweg an.
Während die Bauerntochter, im Stall draußen, damit beschäftigt war, das junge Pferd zu beruhigen und zu pflegen, und Bäuerin und Hauderin in der Küche eine starkduftende Kräutersalbe brauten, saß Fried drinnen in der Stube, auf der niedrigen, mit Kissen belegten Ofenbank, vor sich die junge Unbekannte, die zu seiner Wartung zurückgeblieben. Sie sprachen keine Silbe zueinander. Während jedoch das hoch- und schlankgewachsene Mädchen die Augen verwirrt und verschämt niederschlug, ließ der Bauernsohn die seinigen nur umso kecker über die auffallend schön geformten, weichen Züge seines weiblichen Gegenübers gleiten, bis sein Blick schließlich an einer kaum mehr sichtbaren Stirnnarbe hängenblieb. Und plötzlich wurde die Vermutung, die er schon zuvor gehegt, zur vollen Gewißheit. »Lonele!« entfuhr es ihm.
Da schlug auch das Mädchen die Augen auf, die großen dunklen; und darin leuchtete es mit einmal wieder schalkhaft, schelmisch.
»Lonele!« wiederholte Fried leise.
»Das ›Lonele‹«, erklärte seine schöne Pflegerin mit tiefer klingender Stimme, »das, ›Lonele‹ ist in den Kinderschuhen geblieben. Nun, da ich erwachsen bin, nennen sie mich Lonny, wie auch meine Gotte (Patin) geheißen.«
Lonny! das klang ja noch eigenartiger und hübscher. Wahrscheinlich würde der Jüngling dieser Ansicht auch unverhohlen Ausdruck verliehen haben, wäre nicht die Käthe geräuschvoll in die Stube getreten, um sich nach dem Befin-

den ihres Bruders zu erkundigen. Diesen Anlaß benützte die junge Hausiererin dazu, um sich mit einem stummen Gruß zu empfehlen. Erst, als sie verschwunden war, kam es Fried in den Sinn, daß er es unhöflicherweise unterlassen, seiner Pflegerin den geziemenden Dank auszusprechen. Zu spät; er sah durch das geöffnete Stubenfenster, wie sie, ohne umzublicken, leichtfüßig davon- und den Hang hinuntereilte; und auf all' die neugierigen und teilnehmenden Fragen seiner Schwester gab er, so lange jene noch in Sicht, keinen oder nur höchst einsilbigen Bescheid. Als er wieder müde die Augen schloß, beschäftigten sich seine Gedanken fast ausschließlich mit der holden Erscheinung der wieder aufgetauchten jungen Hausiererin; er vergegenwärtigte sich das schöne Ebenmaß ihrer hohen, schlanken Figur, die feinen, schlanken Finger, mit denen sie ihm das Glas Wasser hingehalten, aus welchem er vor lauter Staunen und Bewunderung nicht einmal getrunken, er gedachte des Gesichtchens, dieses Gesichtchens, das –
»Hier, Fried!« rief die Mutter, von der Küche her eintretend, »hier die Wundsalbe, noch frischwarm! Laß mich sie dir auf die Kopfbeulen streichen und auf den wunden Arm! Käthe, hilf ihm, das Wams auszuziehen, aber sachte!«
Als dies alles geschehen, hob sie an: »Ach, der Schrecken, den ich ausgestanden! Er ist mir völlig in die Glieder gefahren, die Beine wollen mich kaum mehr tragen. Und der Vater – wie wird erst der Vater Augen machen, wenn ihm die Geschichte zu Ohren kommt! Mir bangt nicht wenig ... Hat's doch dem Roß nichts getan, Käthe? Nun, desto besser! Wollen's dem Vater so leicht wie möglich darstellen. Dumm muß es aber alleweil zugegangen sein bei der Abfahrt, dumm und leichtfertig – gesteh es nur, Fried!«
Fried schüttelte ärgerlich den Kopf und erwiderte: »Dumm – ja, das war's, dumm nämlich, daß beim Anziehen die Mecha-

nik (Hemmvorrichtung des Wagens) brach, die längst schadhafte!«
Worauf die Mutter einlenkte: »Ach so, die Mechanik gebrochen? Nun läßt sich freilich alles begreifen, der Unfall hätte also auch ihm passieren können ... Wenn nur erst der Wagen aus dem Wege geräumt ist, eh' er heimkommt, der Vater.«
Und sie fragte die nun ebenfalls in die Stube tretende alte Hausiererin: »Gelt, Frau, Eure Leute werden schon so gut sein und mit Hand anlegen, beim Wegräumen des Wagens, der so auffällig wüst am Weg liegt? Käthe, geh, sie darum anzufragen! ... Ach, es war mir ein besonderer Trost, Euch gerade zur Hand zu haben, ich selbst hätte mit Fried vor lauter Schrecken nichts anzufangen gewußt! ... Und das Mädchen, das höchst verständige – 's ist doch Eure Großtochter, gelt?«
Die »Holländerin« nickte und bestätigte: »Ja, ja, 's ist ein gutes, braves Mädchen, die Lonny!«
»Und so prächtig groß und hübsch geworden«, fuhr die Bäuerin in ihrem aufrichtigen Lob fort.
Die Alte wiegte selbstgefällig das Haupt. »'s ist mein Enkelkind!« meinte sie. »So, just so, bloß ein bißchen stärker und derber, sah ich aus in diesen Jahren – wer sollt' es glauben? So groß und schön und stolz, wie's keine zweite gab auf den Straßen – – o dieser Husten, das Kitzeln im Hals, so oft ich Küchendampf rieche! ... Ein Gläschen? Nun, da sag' ich nicht nein, so ein Schlückchen wird mir gut tun ... Ja, die Lonny! Ich sag' Euch, das ist ein Mädchen, nicht zu bezahlen, so klug und brav, so gut und verständig, auch gegen mich arme alte Großmutter, so daß ich ohne sie nicht die Minute mehr leben möcht' ...«
Drunten im »Winkel« schälte die Frau Grazin Rüben und Kartoffeln. Auch an ihr waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen; sie war gealtert, dicker und schwerfälliger

geworden, und es bedurfte des leicht ergrauenden Haares schon nicht mehr, um zu beweisen, daß sie, wenn auch noch rüstig und kräftig, nun doch des Lebens Sommer hinter sich gelassen. Dasselbe war augenscheinlich auch bei Graz, des Hauses Oberhaupt, der Fall; breiter noch als früher und sehr behaglich saß er auf einem abgesägten Wurzelstock, damit beschäftigt, seinem messingenen Tabakspfeifendeckel mit einem Wolllappen neuen Glanz zu verleihen.
Am Wagen war Meister Langohr angebunden, verdrießlich an den vorgelegten, harten Heustengeln kauend. Während das andere lebende Erbstück aus Onkel Kläisens Hinterlassenschaft, nämlich der Stelzfuß Glinz, am erhöhten, sonnigen Waldrand hockte und Körbe flocht, ihm zur Seite, Weidenruten spaltend, des Hauses Jüngster, der schmächtige, blatternarbige Hänel. Beide arbeiteten emsig fort, ohne irgendwelche Unterhaltung zu pflegen, noch nach einer solchen Bedürfnis zu bekunden, weder der alte taubstumme und blöde dreinblickende Stelzfuß, noch der blaß und scheu aussehende Jüngling. Ihnen schauten zwei weißhaarige Pudel zu mit einer Aufmerksamkeit, als wollten sie sich das Handwerk ebenfalls aneignen.
Grauchen am Wagen – stellte plötzlich das Fressen ein, gebärdete sich unruhig und ließ ein »Iah!« um das andere erschallen, vielleicht weil ihm das harte, saftlose Futter nicht mehr behagte, oder es sich damit die Langeweile vertreiben wollte. Mitunter klangen die Rufe auch wie eine wehmütige Erinnerungsklage an frühere, bessere Zeiten – wer will eines Esels Gemütstiefen und Gefühlsleben ergründen?
Die Grazin hatte ihr Gemüse in den Kochtopf getan und begann sich laut zu beklagen: »Nicht einmal ein ordentliches – so halt doch endlich ein, du dummes Vieh, mit deinem Schreien! – nicht einmal ein ordentliches Feuer bring' ich

mehr zustand'! Drei, vier Mannsvölker im Haus', die, wenn's zum Schachteln (Essen) geht, den Löffel als erste in der Schüssel haben wollen, daneben aber zu faul sind, einem ein Scheit Holz herbeizuschaffen, selbst wenn ihnen der dürre Baumast den lausigen Schädel streift. Da läuft der Bub', der Dieter, schon den ganzen Morgen im Wald herum, armseligen Singvögeln nach, um sie, natürlich für seine Tasche oder sagen wir lieber für seine durstige Gurgel, verhausieren zu gehen, wie er das mit den jungen Hunden zu tun pflegt, ohne daß ich einen Kreuzer davon erblick', von dem Gewinn. Ich wollte fast, er wäre damals an dem Hitzfieber gestorben, als daß er mir nun nichts als Ärger macht und große Kümmernis, wie's ihm dereinst noch ergehen wird. Kaum daß ich ihn am Tage einmal zu Gesicht bekomm', aber wenn's an den Topf geht, da stellt er seinen Mann wie keiner, der Nichtsnutz... Auch du, Graz!« – sie hatte sich gegen ihren Gatten gewendet, – »auch du tändelst nur alleweil an deiner Stinkpfeife oder dergleichen Spielzeug herum, als wärest du Landvogt oder ein anderes großes Tier; verrichtest nicht das Kindswerk, noch kümmerst dich den Teufel drum, woher das Essen kommen soll für die vielen hungrigen Mäuler – ach, dazu ist der Herr viel zu vornehm!«
»Ich muß ja Weiden streifen –«
»Ja, wenn's tätest, wenn nicht zu faul wärst dazu!«
Da fuhr Meister Graz auf. »Weißt du was«, gab er zornig zurück, »von dummen Weibsleuten lass' ich mir nicht die Nase putzen!«
»Oh!« versetzte seine Gattin höhnisch, »ich glaub' fast, du ließest dir das noch gern gefallen, nur damit dich nicht zu rühren brauchtest!«
Sie geriet in immer größeren Ärger. »Nun«, rief sie, »was frag' ich danach? Bin ich nicht eine große Närrin, daß ich mich deswegen ereifere? Kommt kein Holz herbei, so laß' ich

das Femern (Kochen) einfach; gewiß vermag ich's mit hungrigem Bauch so lang auszuhalten, wie ihr alle!«
Die Drohung wirkte. Vater Graz steckte seine Pfeife ein und machte sich brummend in den Wald hinein, auf die Holzlese. Es war aber, was er tat, schon keine Lese mehr: grimmig und mit riesiger Kraft riß er armdicke Äste von den Bäumen, daß man es laut knacken und krachen hörte.
Die Tochter Lonny kam vom Zackenhause heruntergestiegen.
»Auch du«, schalt ihre Mutter, »trippelst nur so sorglos in der Welt herum. Was hat es dir nun eingetragen, daß du den Gelbschnabel, den jungen Kaffer, hingeleitet hast mit der Miene einer frommen Spitalschwester? Hast was zu beißen, was mitbekommen für den Topf, zum Dank? Nichts, gar nichts? Nun, so kannst du die Fußlappen (Rüben) und Rundlinge ungeschmälzt essen, wie wir auch! Kein Weißling (Ei) mehr, keine andere Fettigkeit, als das bißchen ranzigen Speck, den ich von der schäbigen Torbäuerin gekriegt und den ich ihr lieber gleich wieder an den Kopf geschmissen hätt'... Als ihr noch klein wart, du und die Buben, da konnt' ich euch noch zu etwas verwenden, euch auf die Fahrt schicken nach diesem und jenem, was mir mangelte. Nun, da ihr euch großgegessen, und seitdem wir das Erbe getan, seid ihr vornehm und stolz geworden, schämt euch des Tippelns und Türstoßens, so daß ich schon manchmal gewünscht hab', der Kuckuck hätte Esel und Wagen holen mögen; denn im Grunde, was hat's uns eingetragen? Als Harz und Pech alle geworden, da war's auch aus mit dem Drat (Geld), mit Verkauf und Erlös zu End', und nun müssen wir auch noch für das unverschämte Maul Grauchens sorgen, damit er, etwa alle paar Tag' einmal vor den Wagen gespannt, so furchtbar träge dahintrappt, daß man das vom Fleck kommen fast nicht erleben mag. Ja, wären nicht Glinz und der

brave Hänel mit ihrem ordentlichen Verdienst, sowie die Großmam ...«
Die letztere, von der Grazin gerade rühmend erwähnt, kam soeben höchst mühsam das Zackensträßchen heruntergekrochen. Worauf sich die Blicke aller, vorab der Grazin, richteten, war der Tragkorb an ihrem Arm. Die Lonny lief ihr entgegen, um ihr die Last freundlich abzunehmen. Der Korb enthielt denn auch weit mehr, als man hatte erwarten und wünschen können: Schweinefleisch, Eier, Butter und frischgebackenes Brot.
Nun ging es, nachdem Papa Graz Brennholz herbeigeschafft, an ein Sieden und Braten, und die den Töpfen entströmenden Wohlgerüche mußten weit und verlockend in den Wald hineingedrungen sein, denn als es ans Anrichten der Speisen ging, kam auch Dieter, der hochgewachsene, aber sehr struppig und verwahrlost aussehende Ältestsohn des Hauses gelaufen, einen Appetit mit sich bringend, über den die Übrigen, wenn sie es an ihm nicht schon gewohnt gewesen, hätten staunen müssen. –



Der Wagen, den des Zackenhöfers Jungpferd umgeworfen, war weggeräumt und auch sonst alles, was an den Unfall hätte gemahnen können, sorgsam entfernt worden. Auch Fried befand sich offenbar auf dem Weg rascher Wiederherstellung.
Gleichwohl, als der Bauer abends nach Hause kam, müde und verdrossen, und man ihm den Vorgang so schonend wie möglich erzählte, brach er in wiederholte ungehaltene »Wettermordio!« aus und meinte schließlich, ihm selbst wäre eine solche Ungeschicklichkeit wohl niemals passiert, und auch sein Sohn hätte sie, bei einiger Achtsamkeit, leicht verhüten können. Sein Unmut hatte noch einen besondern Grund,

denn der Arzt hatte ihm jegliche körperliche Anstrengung auf längere Zeit untersagt, und auch die Baderin ihn ungebührlich lange mit dem Schröpfen hingehalten.
»Ich soll feiern«, polterte er, »und der Bub' hat sich leichtsinnig die Glieder zerschunden – wer soll nun pflügen und säen gehen, wer all' die Frühjahrsarbeiten verrichten?«
Erst als ihm seine Frau Lisbeth die Schüssel mit dampfendem Milchmus, seine Lieblingsspeise, nebst einem dicken Eierkuchen vorsetzte, legte sich sein Zorn und begann sanfteren Regungen Platz zu machen. »Die Badewirtin«, berichtete er mitteilsam, »fragt stets, ob ich zu dem Schöpplein Wein nicht auch was genießen wolle; sie meint wohl, ich sollt' noch Geld auslegen für ein Mittagessen. Nein, da wollt' ich lieber gleich warten bis nach Haus' und meine Kreuzer sparen ... Dieser Eiertätsch, Lisbeth, ist gut; ich eß' ihn gleich auf, gelt, Lisbeth?«
Und nachdem er in den Stall hinausgegangen und sich überzeugt hatte, daß sein Jungpferd keinen nennenswerten Schaden genommen, kam er wieder in die Stube zurück, um sich nun auch nach dem Befinden seines Sohnes zu erkundigen.
»Er hat sich zu Bett begeben und schläft nun schon an die zwei Stunden«, berichtete die Bäuerin. »Und wie die alte Hauderin im ›Winkel‹ drunten versichert, werden die paar Hautschürfe und Wundbeulen rasch heilen und der Fried in paar Tagen wieder werken können, wie zuvor. Das werden wir ihrer allerfürtrefflichsten Wundsalbe zu danken haben.«
»Oh!« meinte der Bauer, »dank ihr nur nicht allzu sehr! Ich müßte mich arg täuschen, wenn die Alte für den Löffel voll Schmiere nicht eine mächtige Ankenballe (Butterstolle) oder eine halbe Seite Speck erwartet, und du wärest Närrin genug, ihr diese zu geben ... Ich mag dieses Landstreicher- und

Faulenzervolk nun einmal nicht leiden. Dem Spittelhöfer haben sie letzte Woche, als er und seine Leut' auf dem Feld arbeiteten, die ganze Speisekammer ausgeräumt; sogar den jungen Haushund haben sie ihm weggelockt, mit Teufels List und Hexenwerk. Ist das nicht, um den Kropf an den Hals zu kriegen vor lauter Ärger?«

»Ja freilich! Doch waren es gewiß nicht die ›Holländer‹, die sind zu grundehrlich –«

Hier fiel ihr der Bauer unmutig ins Wort: »Holländer oder Engeländer oder Rußländer – Pack ist Pack, und für den Unterschied gäb' ich nicht das Förmele (beinerner Knopf)! Die wahre Landplag' ist's, und ich wundere mich nur, wie man sie im Lande noch dulden kann in einer Zeit, da die Leut' doch überaus gescheit geworden und die neue Regierung die Nas' in alles steckt, was sie im Grund' nichts angeht. Und die Polizei, die scheint auch nur dafür da zu sein, um ehrliche Leute zu ärgern, nämlich die Steuerbatzen einzuziehen; an dem Bettelvolk gehen die Herren gemütlich vorbei, weil's bei diesen nichts zu erhaschen gibt... Einem den Haushund von der Kette zu stehlen – ist so was je erhört worden?«

»Vater«, fragte Käthe, »wie ist das so gekommen mit diesen Leuten? Ich meine, woher kommen und stammen sie, diese Wanderbettler?«

»Woher sie stammen? das mag Gott wissen! Aus aller Herren Länder, denk' ich, Leute, die aus diesem oder jenem Grunde von zu Hause fortgezogen oder auch fortgejagt wurden, nämlich ihre Eltern oder Voreltern, und, wie der Stadtschreiber sagt, ihr Heimatrecht zu erneuern (der gesetzlichen Bestimmung, sich alle zwanzig oder dreißig Jahre in ihrer Heimatgemeinde zu präsentieren und die Legitimationspapiere erneuern zu lassen, entzogen haben) unterlassen haben und dessen verlustig gegangen sind, teils aus Liederlichkeit,

teils aus Bequemlichkeit, da ihnen das Vagabundenleben gar wohl behagte. Das Fehlen der Papiere drückt sie nicht schwer, ja, es verschafft ihnen das Recht der Heimatlosen, daß sie überall, im ganzen Land, strolchen und betteln und sich auf anderer Leute Kosten bequem machen und mästen können, weil man sie wohl oder übel dulden muß nach Gesetz und Herkommen, wenigstens eine Zeitlang... Einem den Haushund von der Kette stehlen«, rief er gähnend, »'s ist doch zum Kappenfressen!«
So polterte er, bis er endlich auf der Ofenbank einschlief.
Der Tag war besonders still und frühlingswarm gewesen. Als aber die Sonne hinter den Bergen verschwand, stellte sich, als hätte er nur auf diesen Zeitpunkt gewartet, der Sturmwind ein und scheuchte feuchte Nebel aus den Bergesschluchten hervor, jagte das aufsteigende Gewölk wie toll vor sich her und blies über das Talgelände und den See, daß der Märzstaub hoch aufwirbelte, und die Wellen sich türmten und brausten. Er schüttelte die immer noch winterkahlen Wald- und Obstbäume, daß sie ächzten und krachten, und in ihren Wipfeln die Raben und Elstern erschrocken und unwillig aufkrächzten und sich in den dichtesten Tannenforst flüchteten. Als die Nacht einbrach, ergoß sich über Berg und Tal ein vom Wind gepeitschter, kalter Regenschauer, ließen die fliehenden Wolken noch dichte Schneeflocken fallen, die vom Sturm gierig erfaßt und in boshaftem Spiel ins dichteste Waldgebüsch, durch die Ritzen und Luken der Wohnhäuser und Scheunen gejagt wurden, dazu sang er sein schauriges Lied, daß den Menschen unheimlich zu Mute wurde, selbst den wohnunggeschützten, wohlgeborenen.
Und unsere Lagerleute im »Winkel«? Wohl vermochte Onkel Kläisens planbedeckter Reisewagen in seinem Innern die gewohnten Insassen, nämlich das Elternpaar, die Großmutter und Lonny, notdürftig zu bergen. Draußen jedoch,

unter dem Wagen, befand sich die Lagerstätte der Buben und des Stelzfußes. Auch der Esel an der Stange sträubte unbehaglich sein langes Grauhaar und stieß von Zeit zu Zeit Klagetöne aus, die im Wald laut und unmelodisch widerhallten.
»Mutter!« klagte der Hänel durch die Wagenöffnung herein, »der Glinz und ich halten es nicht länger aus. Der Dieter hat sich nach dem Städtchen fortgemacht, hat, vom Hundetausch her wohl noch einige Kreuzer in der Tasche, die er nun in der warmen Penne (Herberge) dünne machen wird. Wir beide aber, was sollen wir anfangen? Die Planker (Wolldecken) sind schon völlig durchnäßt und die Streu unter dem Leib mistfeucht geworden. Und der ›Grau‹ wird uns heut Nacht krepieren, glaub's nur, Mutter!«
Auch Papa Graz fing an, sich unmutig zu regen. »Auch ich halt's nimmer aus«, brummte er: »Ihr Weibsleut dahinten im Wagen habt gut reden, mir aber weht der Wind den Schnee durch die Ritze gerad' auf die Beine, so daß mich hundemäßig friert!«
»Und du, Lonny, hast du auch kalt?«
»O ja, Mam! Denn auch hier, zu meinen Häupten dringt der Schnee ein.«
Nur die Großmutter klagte nicht; von der Zackenbäuerin hatte sie ein kräftigwirkendes Schlaftränklein geschenkt bekommen...
Gleichwohl entschied Frau Grazin: »Wir pendeln (ziehen) nach dem Hof hinauf. Ich selbst will vorausgehen zu der Kafferin, Ihr andern folgt gleich mit Wagen und Kram – sie wird uns schon Unterschlupf gewähren... Ja ja, der Hänel mag Recht haben, der Graue könnt' uns draufgehen, dann hieße es, den Wagen wieder selbst ziehen, was uns allen doch ordentlich abgeschmackt vorkommen dürfte... Auf, Graz, mach Platz, daß ich aussteigen kann – puh! wie das windet

und heult und schneit! Wer hat je solches erlebt um diese —«
Der Wind nahm ihr das Wort tosend vom Munde weg. – Und siehe da, am Morgen hatten Sturm und Wetter ausgetobt, oder sich vielmehr wieder in die Schluchten der Schneeberge zurückgezogen. Über den Zackenwald ging die herrlichste Sonne auf, von Zweigen und Dachrinnen troff es wie eitel Gold, im Gebüsch erklang wieder fröhlicher Vogelgesang, erscholl des Spechtes eifriges Hacken.
Auch die »Holländer«-Familie schob ihren Reisewagen aus der Zackenhoffscheune hinaus, in den »Winkel« hinab, und nahm ihre gewohnte Beschäftigung wieder auf.
Durch Glinzens und Hänels Fleiß war eine Anzahl ziemlich feiner Korbwaren fertig geworden; mit diesen sollte nun Lonny im Städtchen hausieren gehen. Auf dem Wege dahin sah sie ihren Bruder Dieter in Gesellschaft eines zerlumpten Handwerksburschen trunken dahertorkeln.
»Guck da, mein Schwesterle!« lallte Dieter. »Lonny, hast du wohl etwas Kies (Geld)? Leih mir welches, bin ganz marode von dem verdammten Liegen auf der harten Bank. Und der Lump von Pennebas (Herbergwirt) wollte mir nicht einmal ein Morgenschlückchen reichen auf Kneif (Kredit), ich sollt' erst blechen. Blechen, wenn kein Blech hast – hahaha! Also, Lonny, nur die paar Kreuzer, daß ich mir den Magen wärmen gehen kann. Willst nicht, he?«
Auch sein Kumpan stammelte: »Bloß ein paar Kreuzer, liebes Kind!« Er wollte sie bei der Hand ergreifen, beim Arm fassen, doch Lonny wich unmutig aus und sagte, zu ihrem Bruder gewendet: »Geh du zur Mutter, die wird dir schon was zum Frühstück geben, das du eigentlich gar nicht verdienst. Schäm' dich, Dieter, es so liederlich zu treiben!«
Damit kehrte sie beiden den Rücken und ging eiligen Schrit-

tes davon, die spöttischen, schnöden Nachrufe der beiden betrunkenen Gesellen nicht achtend.
Das Mädchen besaß zur Verkäuferin besonderes Geschick. Ohne nach Art der Hausiererinnen viele Worte zu machen und aufdringlich zu werden, gelang es ihr in verhältnismäßig kurzer Zeit ihre Waren loszubekommen, schien es doch, als ob die Leute sie gerade ihres gemessenen und anständigen Wesens willen bevorzugten.
Diesmal jedoch sollte Lonnys Geschäftsgang nicht ohne Verdrießlichkeit ablaufen. Sie war schon einige Male ins Städtchen hausieren gegangen, ohne auf irgendwelche Weise belästigt zu werden – heute stellte sich ihr unter dem Torbogen ein Polizeidiener, der offenbar schon seinen Frühschoppen genossen, in den Weg und begehrte, Einsicht in ihr Hausierpatent zu nehmen. Auf des Mädchens höfliche Entgegnung, daß es keinen weiteren Ausweis besitze, als denjenigen armer Leute, die auf redliche Art ihr Brot zu verdienen suchen, forderte er es kategorisch auf, ihm nach dem Torstübchen zu folgen. Als sie sich entschieden weigerte, verlangte er zum mindesten einen Kuß als Torgeld, wollte ihn sich gewaltsam rauben. Der Kuß wurde ihm auch zuteil, ein unerwarteter zwar, nämlich eine zornige, klatschende Maulschelle. Es traf sich, daß gerade zwei promenierende, ältliche Stadtherren des Weges gegangen kamen und Zeugen des Auftrittes wurden. Sie brachen in ein schallendes, schadenfrohes Gelächter aus, und der eine rief spöttisch: »Mahlzeit, Ruedi!...« Der Ärmste durfte nicht einmal Rache nehmen, denn derjenige, der den Zuruf getan, war der Herr Stadtschreiber in Person, der dem Mädchen schalkhaft freundlich zunickte und es unbesorgt seiner Wege gehen hieß.
Als Lonny nach glücklich vollbrachtem Ausverkauf in den »Winkel« zurückkehrte, sagte man ihr, die Mutter sei nach dem Zackenhof hinaufgegangen, wo sie, in Abwesenheit des

Kaffers, der mit dem Jungpferd nach der Schmiede gefahren, Linnenwäsche machen wollte.
Nachdem das Mädchen der Großmam ein Tütchen Schnupf-, ihrem Vater ein Röllchen Rauchtabak gegeben hatte, setzte es sich auf die Wagendeichsel und begann den Erlös zu zählen; er belief sich auf drei Gulden zwanzig Kreuzer. »Hier, Hänel«, sagte Lonny, »hast deinen Teil, zehn Kreuzer als Taschengeld! Und hier, Glinz, hast deinen Part auch, dazu ein Tütchen Gerstenzucker!«
Der Stelzfuß verzog sein runzeliges Gesicht zu einem vergnügten Grinsen und blinzelte wohlgefällig zu der jungen, schönen Hausiererin empor. Das Geld jedoch wies er beharrlich zurück und machte dazu eine Gebärde, die ungefähr bedeuten sollte: »Wozu den Drat? Behalt du ihn für dich, Mädchen, ich schenk' ihn dir aus frohem Herzen!«
Als sie eine Weile vergeblich auf die Rückkehr ihrer Mutter gewartet hatte, beschloß Lonny, sich ebenfalls nach dem Bauernhause hinaufzubegeben, um der Grazin nach Gewohnheit Rechenschaft über den Verlauf ihres Geschäftsganges abzulegen und neue Weisung einzuholen. Der Bauer, den sie immer noch so sehr fürchtete, war ja ausgegangen. Und es begab sich, daß, als sie an die Haustür pochte, diese gleichzeitig von innen geöffnet wurde. Es war Fried, der Sohn des Hauses, der ein Handtüchlein über die Schulter geworfen, heraustrat. Er mußte wohl kaum mehr großen Wundschmerz empfinden, denn bei Lonnys Anblick leuchteten seine Augen freudig auf, und er sagte: »Muß mich doch noch bedanken, wegen gestern ...«
Das Mädchen lachte unbefangen und erwiderte: »Wüßt' nicht für was!« Dabei zeigte es zwei Reihen Zähnchen, die blendend weiß zwischen den leichtgeöffneten kirschroten Lippen hervorschimmerten, zeigte abermals das schelmische Grübchen im Kinn, das sie von früherher kennzeichnete.



Und als sie eintreten wollte, sperrte ihr der Bauernbursch', die Arme von Türpfosten zu Türpfosten ausbreitend, mutwillig den Weg.
»Laß mich«, bat Lonny, »ich muß zu meiner Mutter!«
»Damit hat's noch Zeit«, meinte er.
Hierauf versuchte das Mädchen, sich den Durchpaß gewaltsam zu erzwingen, vermochte jedoch gegen den mannsstarken Jüngling nichts auszurichten, der sie nun mit seinen Armen umfing und vollends zur Gefangenen machte. »Nun mußt dich wohl gedulden«, rief er mit triumphierendem Lächeln, »bis ich dich wieder loslaß! Zuvor mußt mir sagen, wie du es angefangen, ein so großes hübsches Mädchen zu werden? Halt, halt! Das Sträuben nützt dir wenig, erst die Antwort: Wie hast du das angefangen, das Groß- und Hübschwerden?«
»Dumme Frage!« versetzte sie ungeduldig. »Ich tat wohl dasselbe wie du: Ich aß und schlief und ließ alles übrige geschehen, wie es eben geschah... Nun aber laß mich zu meiner Mutter!«
»Deine Mutter und meine Mutter sitzen gemütlich im Waschhaus drinnen und plauschen. Brauchst deshalb keine Eil' zu haben, laufen dir nicht draus!«
Bei dem Ringen war dem Mädchen das Kopftuch auf die Schultern heruntergefallen, und damit kamen die hohe, weiße Stirn, die vollen, prächtigen Zöpfe zum Vorschein. Dazu die feinen, schamrot erglühenden Wänglein. Wie schön, wie auffallend schön und bezaubernd sie aussah, diese junge Hausiererin! Fried hatte ihre schlanke Taille fahrenlassen, dafür aber schnell ihre weiche, schmale Hand erfaßt. Und nach einem Weilchen andächtigen Beschauens und Bewunderns begann er mit weicher, gedämpfter Stimme: »Muß dir erzählen, was mir diese Nacht geträumt... Ich lag noch mit wundem Kopf auf deinem Schoß, und du selbst

verwandeltest dich nach und nach in die heilige Cäcilia, wie sie auf dem Altar steht in der Stadtkirche: Ebenso schön und mild herabblickend; auch das Strahlenkränzlein fehlte nicht ums Haupt. Und ich wagte kaum zu atmen, aus Furcht, du könntest verschwinden... Lach nicht, Mädchen, 's ist wahr, was ich dir erzähl'. – Aber sag mir mal«, fuhr er den scherzhaften Ton wiederaufnehmend, fort, »wie kamst du nur zu den langen, abscheulich-schwarzen Zöpfen, die dir Kopf und Nacken so sehr verunstalten?«
»Die sind ebenfalls so gewachsen, kann nichts dafür!« entgegnete sie lachend. Gleichzeitig machte sie sich unversehens mit einem Ruck los und lief kichernd und dem ihr verdutzt nachblickenden Burschen zuwinkend, eiligst von dannen, nach dem Hinterhause zu.

Siebentes Kapitel.

Der Sommer brachte den Bewohnern des Zackenhofes Mühen und Schweiß, dafür aber auch eine reiche Ernte an Futter und Getreide.
Der Sommer brachte dem Bauernsohn Fried auch noch etwas anderes, ganz unerwartetes, nämlich ein – Schätzchen.
Eigentlich war es mehr der »Schatz« des Zackenbauern selbst zu nennen, war er es doch, der für seinen Sohn das Mädchen ausgesucht und beinahe unablässig darüber nachdachte, als wäre es seine eigene Geliebte. Und als er alles wohl erwogen und sich zurechtgelegt, fand er es angezeigt, seinen Fried, den es doch auch ein bißchen anging, ebenfalls mit seinem Plan bekannt zu machen.
Das war an einem Sonnabend beim Nachtessen. Er legte den Muslöffel früher als gewöhnlich beiseite und sprach nach

einigem Räuspern: »Daß der Zeugschmied heut' hier gewesen, wirst du wohl auch bemerkt haben, Fried! Das Anliegen aber, das ihn hergeführt, muß ich dir noch mitteilen. Es war wegen seinem Neugebornen, wegen der Gevatterschaft. Du sollst dem Kinde Götti (Pate) sein; als Gotte (Patin) ist ihm des Spittelhöfers Tochter im ›Grund‹ zugesagt. Ich habe für dich ebenfalls zugesagt. Morgen soll die Taufe stattfinden. Und um von dieser deiner Gotte zu reden – da darfst du dich mit ihr wohl sehenlassen, Junge! Einziges Mädchen und kriegt dereinst eine Aussteuer, wie sie der vornehmste Ratsherr kaum hinzugeben vermöchte, ich weiß es, ich weiß es! Drum mußt dich auch ordentlich umtun, Fried, und dich eine Flasche mehr oder weniger nicht reuen lassen.«
»Auch etwas dazu, Fried!« verbesserte die Mutter; »Kuchen, Braten, gezuckerten Tee und dergleichen. Denn die Mädchen lieben es nicht, nur so bloßen Wein zu trinken. Und falls man dir auf dem Schloßbühl freudenschießt, der Gotte zu Ehren – auch da darfst du nicht knauserig tun –«
»Gewiß«, fiel hier der Bauer wieder ein, »gewiß wird man's tun, das Schießen! Dann heißest du die Schützen ins Wirtshaus gehen und sich gütlich tun bei Käs' und Most, auf deine Rechnung. In solchen Fällen darf man sich keine Unehr' zuziehen, es kommt schon wieder die Zeit, wo man ordentlich sparen kann ... Dann, wenn das Taufen und Gastieren vorbei ist im Städtchen, fährst du die Gotte nach Hause, nach dem Spittelhof, wie's der Brauch ist, wenn man ein Mädchen mehr als gewöhnlich ehren will. Ich selbst werde, so um fünf Uhr 'rum, dir das Fuhrwerk ins Städtchen bringen, zum ›Leuen‹, wo ihr wohl am angesehensten gehalten werdet. Du darfst überhaupt nichts außer acht lassen, was dir das Mädchen gewogen machen kann – verstanden?«
Und wieder glaubte die Bäuerin ihre zweckdienlichen Winke und Ratschläge beifügen zu müssen. »Wie du das machen

sollst«, bemerkte sie, »das Höflichtun, das lustige Schwatzen, das dich Angenehmmachen, das Zureden beim Trinken und das fleißige Anstoßen, wird man dir doch nicht erst genau sagen oder gar vormachen müssen, Fried!«
Dem Jüngling wurde es ganz wirr im Kopf, ihm war dies alles, das Patensein, wie das um ein Mädchen werben, völlig überraschend gekommen. »Mich dünkt«, meinte er schüchtern und sich verlegen hinter den Ohren kratzend, »mich dünkt, ich bin noch so jung ... und hab' noch nie gedacht an solches ...«
Da brauste der Bauer unwirsch auf: »Zum Teufel – kann man einfältiger schwatzen als du? Zu jung, um sich ein reiches Mädchen gewogen zu machen, die reichste Bauerntochter weitum – wie, das will dir spanisch vorkommen, he? Glaubst etwa, die Erbin wird geduldig warten, bis es dem Herrlein, nämlich dir, gefällt zu sagen: ›So, jetzt wär' ich endlich bereit, mit dir anzubinden ...?‹ Zudem bin ich mit dem Alten, dem Spittelhöfer, gut befreundet, hab' ihm, bei seinem schweren Prozeß um das Tannenwäldchen, einen wesentlichen Dienst geleistet. Und daß ich's gradaus sage: Wir haben uns, wegen euch beiden, bereits besprochen und sozusagen geeinigt. Einem andern meines Schlages, nämlich einem Mittelbauern, würd' er sein Mädchen gar nicht geben! Aber es kann ihm nicht unbekannt sein, daß die Zackenhöfer von Alters her ein ehrbar angesehenes und seßhaftes Geschlecht sind, daß mein Großvater im Zehntgericht gesessen und ein anderer meiner Vorfahren sogar die Stelle eines Untervogts bekleidet, drunten im Neuamt; während die Spittelhöfer erst in jüngster Zeit emporgekommen sind, zum Erstaunen schnell. Das muß der Hansjörg wohl wissen und unser Haus drum schätzen. Sollte er aber vor der Zeit sterben, wer bürgt uns dafür, daß du das Mädchen dann noch kriegen kannst? Werden sich nicht auch andere Bürschchen,

vornehmere als du, bei ihr einstellen und sie dir vor der Nase wegschnappen wollen? ... Und«, fügte er einlenkend hinzu, »damit soll ja nicht gesagt sein, daß ihr gleich zu heiraten braucht, ihr könnt's ja 'nausschieben, nach Belieben. Bloß bleibt die Hauptsach', daß du die Sache beizeiten festmachst, dir das Versprechen geben lässest vom Alten, wie von dem Mädchen, am liebsten schriftlich, daß es vorhält auf alle Fäll'. Hierzu sollst du Morgen den Anfang machen. Drum paß hübsch auf, Junge, daß du dich nicht vergaloppierst!«
Unter solchen und ähnlichen Zusprüchen trat der Zackenfried am folgenden Tag seine Patenfahrt an. Und es war gar nicht schwer und bedurfte nicht einmal des Jünglings besonderes Zutun, um sich das Spittelhöfermädchen gewogen zu machen. Sah er doch in dem neuen Festgewand so hübsch und stattlich aus, wie kaum einer der Jungburschen in- und außerhalb des Städtchens; ein Umstand, welcher der hübschen Gotte wohl nicht entging, denn sie benützte jede Gelegenheit, um ihn sich heimlich zu beschauen, bei jedem seiner artigen oder Spaßwörtlein lachte sie laut und sozusagen mit dem ganzen Gesicht, so daß die kleinen Äuglein darin fast gänzlich verschwanden – sie konnte ihn nicht genug betrachten!
Doch als Fried spät abends nach Hause zurückkam und er von der Mutter angelegentlich befragt wurde, wie die Sache nun abgelaufen, und ob ihm die Gotte gefallen, da schüttelte er mißvergnügt den Kopf und sagte, den Hut an den Wandnagel hängend: »Gut ist's schon abgelaufen, denn ich bin nirgends gestolpert und auf die Nase gefallen; von dem Mädchen aber redet mir lieber nicht mehr, denn das ist ein klotzig unschönes Ding und dazu, so viel ich bemerken konnte, noch einfältig-dumm wie eine Ente!«
Das hörte sein Vater in der Nebenstube, wo er sich bereits zur

Ruhe begeben hatte und fing laut an zu poltern: »Wettermordio! Wie der Bub' nur so dummes Zeug schwatzen kann! Sollt's etwa ein Stadtdämlein sein, ein dünnes, feingeschniegeltes, dessen Fingerlein nichts anzurühren gewohnt sind, als die Gütterlein (Fläschchen) und Töpfchen, aus denen es sich das bleiche, schwindsüchtige Lärvlein ziert? Könnten wir auf dem Zackenhof so eins gebrauchen? Nein, was wir haben müssen, ist eine junge Frau, die weder die harte Arbeit scheut, noch vor jedem heißen Sonnenstrahl oder lästigen Mückenstich in Ohnmacht fällt; was du dereinst brauchst, Junge, das ist eine Frau mit Geld, mit mächtig viel Geld, damit, wenn die Käthe mal ausfliegt, du nicht gezwungen sein wirst, dich schmalzumachen und dir bei der Aussteuer bange wird... Schön oder nicht schön – weißt du, was schön ist in der Eh'? Das ist der Besitz, das Wohlleben, der Frieden. Woher aber kommen Frieden und Unfrieden? Kennst es nicht, das Sprüchlein: An der leeren Raufe schlagen sich die Gäul'? Ja, ja, so ist's, wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern da hat auch der Ehemann, der Bauer, sein Recht verloren, hört alle Herrlichkeit und Gemütlichkeit auf! Kennst du auch das andere Sprüchlein, das von dem schönen Becken, wo nichts drin ist, als die buntgemalten Blumen? Iß sie, die Blumen, wenn du kannst! Und«, schloß er, »eigentlich häßlich braucht man die junge Spittelhöferin nicht zu nennen. Guck sie dir nur recht an: Arme und Waden wie gedrechselt, schier dicker als mein Stiefelrohr – das wird mal eine dolle (dickstattliche) Bäuerin werden, die dollste im ganzen Gebiet – hm, hm!«
Auch die Mutter, als sie den Patenrock und die Weste im Wandschrank verwahrt hatte, mahnte: »Bezwing dich, Fried, und sei gescheit! Kam dir das Mädchen auf den ersten Blick auch nicht ganz so hübsch vor, wie du erwartet hattest – schau dir die große schöne Hab' an! Bei deinem Besuch' in ihrem

Hause wird sie dir schon besser gefallen. Überleg es dir wohl, Fried, und schlaf gut!«
Zum Bauern sagte sie, als der Sohn sie verlassen hatte: »Das kommt nur davon, daß unser Fried immer so manierlich zu Hause hockt und noch niemals recht unter die Leute kam. Er ist scheu und fürchtet sich vor den Mädchen. Nun, da der Anfang gemacht ist, wird ihm mit der Zeit der Mut schon kommen.«
»Schlaf gut!« hatte die Bäuerin ihrem Sohne nachgerufen. Aber Fried schlief nicht gut. Schuld war der genossene Wein und die vielen, aufregenden Gedanken, die ihn bestürmten, besonders die an das ihm von seinen Eltern zugedachte Spittelhöfer Mädchen, seiner heutigen Gotte. Je mehr er sich ihre Gestalt, Gesichtszüge und Benehmen vorstellte, umso weniger Gefallen fand er an ihr. Er dachte der Reihe nach an alle Mädchen, mit denen er in der Schule oder im übrigen täglichen Leben schon in Berührung gekommen, hübsche, lebensfrohe, muntere Dinger, die ihn mit ihrem mutwilligen, neckischen Gebahren auch jetzt noch verfolgten, da sie doch die Kinderschuhe längst ausgetreten und zu jungfräulicher Reife herangewachsen waren; es war keines unter ihnen, das ihm nicht begehrenswerter erschien, als dasjenige, das man ihm gerade zugedacht. Sogar die junge Hausiererin, himmelweit schöner noch, als alle Ortsmädchen – nein, nein! bei dieser durften seine Gedanken nicht verweilen, nicht einmal ganz flüchtig; das verbot die Sitte, der unüberbrückbare Abstand, der zwischen ihnen beiden lag.
Was jedoch der wache Verstand zu denken nicht wagte, der verwegene Traum machte sich kein Gewissen daraus, kehrte sich wenig an gesellschaftliche Sitten und bürgerlichen Abstand. Kaum hatte der Schlaf dem Bauernsohn endlich die müden Lider zugedrückt, so befand er sich schon wieder unten im »Winkel«, das Haupt in den Schoß der jungen

»Holländerin« gebettet; und über sich sah er das edelgeformte Antlitz, die zierliche Nase, den feingeschnittenen Mund, die schmalen, leichtgeröteten Wänglein, das rosige Kinn mit dem Schalksgrübchen, den Schwanenhals, die bläulichschwarzen Haarlocken, die sanft seine wunde Stirn berührten. Und dann diese tiefdunklen, von hohen Brauen überwölbten wundersamen Augen, die wie zwei glänzende Himmelssterne auf ihn niederschauend, sein armes junges Herz erbeben machten ... Dann trafen sie sich wieder an der Haustür; er glaubte, den süßen Wohllaut ihrer Stimme zu vernehmen, mit der sie ihn erst demütig um Einlaß bat, um gleich wieder, auf seine neckische Rede, ihm neckisch-trotzige Widerrede zu bieten. Er hatte ihre weiche Hand erfaßt, er fühlte sich mutig entschlossen, sie niemals zu lassen. Da entschwebte sie, einen kurzen, huldvollen Blick zurücksendend, nach der nahen Zackenwaldhöhe hin. Bei ihrem Nahen neigten die hohen Tannen und mächtigen Eichen ehrfurchtsvoll die Häupter, der Buchenhain rauschte geheimnisvoll und tat sich auf, eine dunkelgrüne, altarähnliche Nische bildend, in der die Lichtumflossene den bereitstehenden Thron bestieg, um von dort aus die Huldigung der herantrippelnden Waldzwerge entgegenzunehmen und den laut schmetternden Chor der unzähligen Singvögel anzuhören ... Alles genauso, wie er es in dem Sagenbuch erst kürzlich und mit sehr großem Interesse gelesen ... Anbetend sank auch er nieder ins schwellende Moos. Und als er den Blick emporzurichten wagte, da schaute sie wieder schalkhaft lächelnd auf ihn nieder, und er vernahm ihr mutwilliges Flüstern: »Was du an mir als schön bestaunst – ich ließ alles geschehen, wie's geschah, ich kann nichts dafür ...«
Auch er konnte nichts dafür, daß sein Herz die bildschöne, reizende Gestalt tief in sich aufnahm und mit steigender Bewunderung festhielt, daß es ihr einen Altar baute, so daß

die reiche, klotzige Spittelhöferin keinen Platz mehr darin finden konnte, nicht den kleinsten Winkel.
Das war schlimm, es durfte eigentlich nicht geschehen. So kam es Fried selbst oft ernsthaft in den Sinn. Und er seufzte: »Fast wollt' ich, ich sähe sie nimmer, sie bliebe dem Zackenhof für immer fern!«
Ja, wäre sie ferngeblieben – gewiß hätte ihr Bild, das sich in sein Herz gegraben und das Idol, das er sich daraus geschaffen, nach und nach seine Zauberkraft eingebüßt, wäre mit der Zeit vergessen worden.
Aber das Mädchen kam wieder...
Als Fried an einem Spätsommermorgen vor den Kuhstall trat, ließ er den Blick den Hang hinunter schweifen auf den noch schlummernden See, das idyllische Talgelände, die leere Landstraße – nein, die Landstraße war nicht ganz leer, ein von Männlein und Weiblein umgebener Planwagen kam langsam vom Städtchen hergefahren; und das Zugtier sandte dem Zackenwald einen lauten, gedehnten Gruß entgegen, den bekannten Eselgruß, rüstiger griff es aus, denn sein als beschränkt verschrieener Sinn hatte die Lagerstätte gleich wieder erkannt, den grasreichen »Winkel«.
Fried hatte den gefüllten Milcheimer auf den Flurboden gestellt und die Hauskatze sich heimlich darüber hergemacht, über den weißen duftigen Milchschaum; Fried beachtete es nicht, seine Aufmerksamkeit war ausschließlich auf die Ankömmlinge, auf die Vorgänge im »Winkel« gerichtet. »Sind sie es wirklich?« fragte er sich erregt. Ja, es waren die »Holländer«, nun deutlich zu erkennen an dem großen bunten Flicken auf der Wagenplane, der sich von weitem ausnahm wie ein kantonales Zeltwappen; zu erkennen an den phantastisch geschorenen Pudelhunden. Dort bewegte sich auch, Vater Grazens schwerfällige Hünengestalt, ihm folgten sein schmächtiger Sohn Hänel, der Stelzfuß Glinz,

die dicke Frau Grazin, die Lonny ... die Lonny groß und schlank, mit dem leichten, schwebenden Gang, die geborene, unvergleichliche, anmutsvolle Hoheit, in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet... Jetzt bog der Zug in den »Winkel« ein, dort unter dem schirm- und schattenspendenden mächtigen Nußbaum wurde, wie gewohnt, haltgemacht. Im Nu war Meister Langohr ausgeschirrt, mit freudigem »Iah!« trabte er in den grünen Wald hinein, während unter dem Nußbaum bald eine dickqualmende Rauchsäule aufstieg.
»Nun, Friedel, was reckst du denn den Hals und schneid'st ein Gesicht wie ein verzückter Sternengucker?« So rief die Käthe mit lauter neckischer Stimme vom Krautgarten her. »Steht etwa das Städtle in Brand, oder kommen die Türken über den See angefahren? Hihihi!«
Verschämt griff der Bauernsohn nach seinem vernachlässigten Milcheimer und gab seiner Schwester ärgerlich zurück: »Dein dicknasiger rußiger Kurt ist's, dem ich zugeschaut, wie er, schier über seine eigenen krummen Beine gestolpert!« Damit eilte er nach der Küche; noch nie hatte er sich so rasch seiner schmutzglänzenden Stallkleider entledigt und war in saubere, zwillichene geschlüpft. Ja, als seine Mutter zum Frühstück rief, traf sie ihn dabei, wie er, das Haupthaar glatt kämmend und die Spitzen seines jungen Schnauzbärtchens nach oben drehend, vor dem halberblindeten Kammerspiegelchen stand – am hellen Werktag!
Beim Frühstück erging sich der Zackenbauer mit einer bemerkenswerten Beredsamkeit über die nicht hoch genug zu schätzenden Vorteile einer rationellen Pferde- und Jungviehzucht, besonders für die Besitzer guter Weideplätze. Er selbst werde im kommenden Winter eine zweite Fohlenstute anschaffen, wenn möglich ein echtes Rassetier. Er vergaß nicht zu erwähnen, daß auch sein Freund Spittelhöfer diese

Ansicht vollkommen teile und auf ähnliche Weise vorzugehen beabsichtige.
Fried, an den als dereinstigen Großbauern, diese Erörterungen und Belehrungen vor allem gerichtet waren, lieh ihnen nur wenig Aufmerksamkeit. Vom geöffneten Stubenfenster aus, vor dem er saß, konnte er bequem den absteigenden Hang überblicken bis zum »Winkel« hinab, konnte er die Ringel der aufsteigenden Rauchsäule zählen, wie sie, in hoher Luft zu Dunst zerfließend, sich mit dem lichten Morgennebel vermählten; er konnte das Bellen der Hunde, die schrill kreischende Stimme der alten »Holländerin« vernehmen, die dem Vieh Schweigen gebot... Als nun plötzlich und leise an die Stubentür gepocht wurde, ließ der Jüngling vor Schreck und Aufregung beinahe den Löffel aus der sonst so kräftigen Hand fallen; denn es konnte ja *sie* sein, von der sein Herz soeben sehnsuchtsvoll geträumt.
Doch es war nicht die Lonny, die in die Stube trat, sondern ihre Mutter, in der Hand ein frischverfertigtes Gemüsekörbchen, gegen das sie Milch und Brot einzutauschen beabsichtigte. Diesem Wunsch kam die Bäuerin mit großer Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit nach. Die Grazin erzählte, wie ihre Schwiegermutter auf einmal sehr hinfällig geworden und namentlich die Gehwerkzeuge ihr den Dienst zu versagen begonnen – durchaus nicht zu verwundern bei den neunzig Lebensjahren.
Fried, sein Vater und Käthe begaben sich mit Sicheln bewaffnet in das oberhalb des Zackenhauses gelegene Gerstenfeld. Aber noch nie zuvor war dem sonst so fleißigen, jungen Mann die Arbeit so sauer und langweilig vorgekommen, wie eben heute. So oft er sich aufrichtete, warf er einen verstohlenen Blick den Abhang hinunter, nach dem »Winkel« hin. Er sah die Mutter Grazin mit ihrem Kram sich vom Hause wegbegeben, dann, nach einiger Zeit, einen Burschen, den

Dieter, mit einem Bund Wickenstroh. Sie selbst jedoch, auf die alle seine Gedanken gerichtet waren, war nicht zu erblicken.
Sie ließ sich auch den ganzen übrigen Tag nicht sehen.
Und als es Abend geworden und die Arbeit getan war, litt es Fried nicht länger im Hause; er wollte und mußte sie sehen, wenn auch nur verstohlen, von weitem. Darum schlenderte er anscheinend gleichgültig und ein Liedlein pfeifend nach dem nahen Zackenwald hinüber. Dort angekommen, nahm er gleich eine sehr rasche Gangart an; eilig schlüpfte er zwischen den dicken Eichen- und Buchenstämmen hindurch, wand sich geschickt und unverdrossen durch den stacheligen Jungföhrenschlag, immer dem Waldrand entlang, der hinunter nach dem »Winkel« führte. In dessen Nähe angekommen, aus buschigem Versteck heraus, konnte er bequem den ganzen Lagerplatz überblicken, samt der auf dem Rasenhang ruhenden, malerisch gruppierten Wanderfamilie ... die eine, die sein Auge suchte, befand sich nicht dabei.
Einer der Hunde erhob schnüffelnd und knurrend die langbehaarte Schnauze, weshalb Fried es für geraten fand, sachte den Rückzug anzutreten; er tat es verstimmt und verdrießlich; gedankenlos schnitt er mit dem Taschenmesser eine Haselgerte und war drauf und dran, sich wieder nach Hause zu begeben – halt, was war das? Mädchengesang, ein Jubilieren so hell, schön und anmutig... Der Gesang kam näher und näher, klopfenden Herzens verbarg sich Fried hinter einem moosgrünen Felsblock, immer deutlicher konnte er Verse und Worte vernehmen, den Refrain:

Wenn du mir nur gut bist,
wenn du mir nur treu –
Jodeldi, Jodeldei,
Jodeldu!

Ob Goldsonne leuchtet mir ringsumher,
ob Wolken sich türmen gewitterschwer,
ob Freude mir winket, ob Ungemach –
was soll's mich kümmern, was frag' ich darnach?

Wenn du mir nur gut bist,
wenn du mir nur treu –
Jodeldi, Jodeldei,
Jodeldu!

Und Goldsonne beleuchtete mit ihrem letzten, durch die Waldlichtung schräg einfallenden Strahl das holde Anlitz der Sängerin, ihre ganze, in ungezwungenster Anmut einherschreitende Gestalt...

Unbekümmert um den sie überkommenden Schreck, den angstvollen Aufschrei, vertrat des Zackenbauern Sohn der Schönen kühn den Weg, ergriff ihre bebende Hand, schaute ihr treuherzig in die Augen und sagte mit weicher, bewegter Stimme, ohne irgendwelche Einleitung:

»Lonny, sei mir gut!«

Das Mädchen schien sich von seinem Schrecken schnell erholt zu haben, denn nun lachte es mutwillig auf und versetzte mit neckischer Miene: »Womit kann ich dienen? Hast etwa wieder die Waldfuhre verfahren und dabei deine Pelzmütze verloren, wie damals, vor Jahren – weißt noch?«

»Ach, spotte nicht! Höre, Lonny, ich hab' dich sehr lieb...«

Zugleich suchte er ihre Hand, die sie ihm behende entzogen, wieder zu erfassen. Das Mädchen aber, plötzlich sehr ernsthaft geworden, wehrte: »Laß mich, Fried! Du scheinst heut' Abend nicht bei Trost zu sein, sonst könntest nicht solch' unsinniges Zeug schwatzen... Komm, Bill!« rief sie dem wedelnd herbeieilenden Pudel entgegen, »komm gib mir

Geleit!« Damit schritt sie ruhig und voller Hoheit zu den Ihrigen zurück.
Verdutzt sah Fried ihr nach, bis sie in dem Dickicht des Waldsaumes verschwand. Dann schlich auch er sich gesenkten Hauptes und auf Umwegen nach Hause. Von seinem Kammerfenster aus, durch die tiefabendliche Dämmerung sah er das Lagerfeuer drunten im »Winkel« noch einmal hell aufflackern, dann allmählich verglimmen: Alle hatten sich zur Ruhe begeben, auch sie, die schöne Trotzige. Er begab sich zu Bett, den Kopf voll wirrer Gedanken, das Herz voll der aufregendsten, widersprechendsten Gefühle. Er seufzte immer wieder auf, wie einer, dem tiefes, ungerechtes Weh widerfahren. Schließlich jedoch begann so etwas wie Zorn, die Oberhand zu gewinnen. Das Mädchen hatte das Geständnis seiner aufrichtigen Liebe hochmütig und höhnisch zurückgewiesen, es, das arme Haudererkind – war das für ihn, den Bauernsohn, nicht in hohem Grade demütigend? Nun reute es ihn, den Gang getan und das Wort gesprochen zu haben. Wie dumm, wie dumm! Wenn das sein Vater wüßte, dem selbst die reichsten Bauerntöchter beinahe zu gering erschienen, ja, wenn er das wüßte oder vernähme – Fried wagte sich das gar nicht auszudenken. Er versuchte über seine eigene Torheit zu lachen, es wollte ihm nicht gelingen. »Wenn nur das Mädchen seinen Mund hält, dachte er, »daß das Geschehnis nicht meinen Eltern zu Ohren kommt! ... Doch«, so tröstete er sich schließlich, »wer würd' wohl einer solchen Person ernsthaft Glauben schenken? Das könnten nur die Neider, die klatsch- und skandalsüchtigen Leute. Aber gibt es davon nicht mehr als genug in und um das Städtchen?«
Ja, wenn die junge Hauderin nur schweigen konnte! Er selbst, so nahm er sich vor, wollte gern alles vergessen und sich aus dem Kopf schlagen. Das Mädchen selbst, so schön es

auch war, so liebreizend schön ... »Ach, wenn diese ›Holländer‹ nur gleich Morgen fortzögen und nicht wiederkämen, das wäre wohl das Beste!« stöhnte er.
Und wirklich, als Fried zu ziemlich verspäteter Stunde die Kühe melken ging, siehe, war der Lagerplatz geräumt, die Hausiererleute verschwunden nach unbekanntem Ziel. Und der Jüngling schalt sein Herz, weil es so schmerzvoll klopfte.

Achtes Kapitel.

Sie kehrten wieder, die »Holländer«. Und zwar diesmal in strenger Winterszeit, als fußhoher Schnee die Fluren bedeckte, die Eiszapfen beinahe ellenlang von den Dächern hingen und die Sonne keine andere Kraft zu besitzen und Aufgabe mehr zu kennen schien, als mit ihrem matten Schimmer den kurzen Tag zu beleuchten, Eis und Schnee erglänzen zu lassen. Als die Mutter Grazin das Sträßchen heraufgestapft kam nach dem Zackenhof und um Herberge bat für die Nacht und den folgenden Tag, fühlte sich die Bäuerin von tiefem Mitleid angewandelt, und selbst der Bauer konnte und wollte die Bitte nicht abschlagen. Ja, als er gewahrte, wie des »Holländers« Grauchen große Mühe hatte, den Planwagen das schlechtgebahnte Sträßchen heraufzuschleppen, befahl er Fried, den Schimmel vorzuspannen. Doch die Grazin ließ es nicht geschehen. »Das ist nicht notwendig«, meinte sie. Und ihre Stimme klang laut und befehlend: »Na, ihr Mannsvölker, seid ihr zu faul, um Hand an den Wagen zu legen? Wollt ihr das arme Tier zu Schanden fahren?« Das half; binnen weniger Minuten war das Fuhrwerk oben angelangt und unter Dach gebracht im weiten, wettergeschützten Scheunenschuppen. Und aus dem Wagen sprang, nachdem sie sich aus den Decken und Laken heraus-

geschält, Lonny, die Hausierertochter, leicht und behend, mit vor Kälte geröteten Wangen und Ohrläppchen, mit munter blitzenden Augen, mit stummem, freundlichem Gruß. Die Großmutter freilich mußte herausgehoben und ins Haus getragen werden, so steif waren ihr die Glieder geworden. Und sie ächzte. »Ach, daß man auch so elend lang' leben muß.«

Fried war auch mit dabei, half, den Wagen in den Schuppen schieben, wies dem Esel seinen Standort an und versah ihn mit einem mächtigen Armvoll Kleeheu. Auch ihn hatte die Lonny begrüßt, flüchtigen, unbefangenen Blickes, dann war sie fortgehüpft ins Hausinnere, ehe er sich nur recht besonnen hatte, auf welche Weise er ihr begegnen wolle, ob grollend oder – –

Nein, er konnte ihr nicht grollen. Ihr unvermutetes Erscheinen hatte sofort all' die schlummernden zärtlichen Gefühle wieder wachgerufen, die sein Herz früher empfunden, die Bewunderung und – er wollte es sich nicht gestehen, daß es die Liebe war, die ihn auf einmal mit übermächtiger Gewalt wieder überkam. Ach, wie gern wäre er dem Mädchen ins Haus nachgeeilt, nach der Küche hin, wo man den Ankömmlingen bereitwillig einen Nebenkochherd eingeräumt; er wagte es nicht, aus Furcht, seine Gefühle vor den Augen von Mutter und Schwester nicht gehörig meistern zu können.

Nach dem Abendessen – die »Haudermänner« und die Großmutter hatten sich frühzeitig in den warmen Viehstall zurückgezogen – wurden die Frau Grazin und ihre Tochter von der Bäuerin freundlich in die geräumige und wohlgeheizte Wohnstube geladen, damit sie ihr und den Ihrigen den langen Abend verkürzten. Denn es war die Christnacht, in der, zu mitternächtlicher Stunde, im Städtchen drinnen nach katholischem Brauch die feierliche Christmesse gelesen wurde.

Die Einladung wurde von der Mutter Grazin dankbar angenommen, Lonny dagegen bat sich die Erlaubnis aus, noch eine Weile bei der Käthe in der Küche bleiben zu dürfen. Die beiden Mädchen hatten trotz des Standesunterschiedes schnell Gefallen aneinander gefunden und dicke Freundschaft geschlossen. Lonny half der Bauerntochter beim Aufräumen der Küche, beim Spülen des Eßgeschirrs, bei den Vorkehrungen und dem Umkleiden für den nächtlichen, festlichen Kirchgang.
»Komm auch mit, zur Kirche!« bat die Käthe. »Ich werde deine Mutter um Erlaubnis fragen.«
Die Erlaubnis wurde erteilt, freilich erst nach vielem Bedenken und langem Zögern.
Die Bäuerin hatte Kuchen gebacken und eine Nidel (Rahm) geschlagen. Und nun saßen sie zu Tisch, die Bauersleute und ihre beiden Gäste, Lonny freilich mit bemerkenswerter Befangenheit und großer Zurückhaltung. Die Käthe hatte ihren Festtagsputz angezogen – wie ärmlich sah daneben die junge Hausiererin aus in ihrem abgetragenen, farblosen Kleid und mit keinem andern Schmuck angetan, als dem kleinen silbernen Medaillon, das sie von ihrer Patin geerbt und an einem schmalen Samtbändchen am weißen, schlanken Hals trug; mit der Fülle glänzendschwarzen Haares, das in frischgekämmten, schweren Flechten über Nacken und Rücken herunterfiel und in krausen Löckchen ihre herrliche Stirn zierte; mit dem wunderhübsch geformten liebreizenden Gesichtchen, dem von der ungewohnten Stubenwärme zart erblühenden Teint, dazu das dunkle, wundersam leuchtende Augenpaar – dem Bauernknaben zerfloß bei ihrem Anschauen das Herz wie Butter in der Sonne, er hörte kaum auf das Gespräch, die bunten Geschichten, die da erzählt wurden, so sehr war er in das Anstaunen und Bewundern seines holden Gegenübers versunken, vergaß beinahe jede

Vorsicht – gut, daß sein Vater eingeschlummert und Mutter und Schwester in lebhafte Unterhaltung mit den Gästen vertieft waren.
Und als die Wanduhr das baldige Nahen der Mitternachtsstunde anzeigte und vom Städtchen her, durch die Stille der Nacht, das zweite Glockenzeichen erscholl, den Gläubigen zur Mahnung, daß sie sich rüsten sollten zum frommen Gang – da verließen die beiden Mädchen das Zackenhaus, ihnen nach unser Fried. Flink eilten die Freundinnen den mondscheinbeschienenen Weg entlang, so daß der Jüngling ihnen beinahe nicht zu folgen vermochte; sie plauschten so munter und kicherten so fröhlich und warfen ihrem Begleiter neckische Scherzworte zu, die er in derselben Weise erwiderte – jetzt, da die Alten es nicht hören konnten, war ihnen das Mundwerk gelöst, allen drei jungen Leutchen!
Der nächtliche Himmel prangte in seltener, funkelnder Pracht. Fried aber, der sich beherzt an die Seite Lonny's gestohlen hatte, sah, statt der Sterne am Himmel, nur das mutwillige Blitzen aus des Mädchens dunklen, warmen Augen, das sein Herz in helle Flammen versetzte. Verwünscht, daß sich ihnen immer mehr Fromme, von den umliegenden Berggütern, anschlossen! In den Straßen des Städtchens Krotzingen wimmelte es von Leuten alt und jung und aller Stände, die schweigsam oder auch unter Scherzworten und lärmenden Zurufen nach dem hellerleuchteten Gotteshause hinstrebten. Drinnen erst – welch ein Gedränge! Lonny, in ihrer rasch wiederkehrenden Befangenheit, hätte sich am liebsten im Hintergrund der Kirche gehalten und mit einem bescheidenen Stehwinkel begnügt; doch die Käthe zog sie mit sich, den Mittelgang entlang, nach vorn und hörte nicht auf mit Kopfrecken und Spähen nach allen Seiten, bis sie einen unbesetzten Platz am Ende einer Frauenbank ent-

deckt hatte, den sie ihrer frischgewonnenen Freundin anwies, während sie selbst sich noch weiter nach vorn begab, wo ebenfalls ein Plätzchen verfügbar geblieben.
Fried war, in Gesellschaft vieler jungen Leute, im matterleuchteten, erhöhten Hintergrund der Kirche stehengeblieben. Wohl zog auch er, bei Beginn des Gottesdienstes, sein Gebetbüchlein aus der Rocktasche, doch glitt sein Blick immer wieder darüber hinweg und nach der jungen Hausiererin hin, die vorn im Stuhl kniend, ihre Nachbarinnen um beinahe Kopfeslänge überragte. Ohnehin unterschied sie sich ihrem Äußern nach wesentlich von den sie umgebenden, frommen Schönen und zwar durch ihren ärmlichen Anzug und ihr abgetragenes dunkles Kopftuch, das sie einer spanischen Mantilla ähnlich um den Kopf geschlungen hatte, was alles gegen den festtäglichen hellen Putz der übrigen Frauen bescheiden abstach. Fried gewahrte, wie die Blicke denn auch verächtlich auf die Hauderin gerichtet waren, wie die Mädchen hochmütig und abfällig die Nasen rümpften und sich allerhand spöttische Bemerkungen zuraunten, ja gar noch Gesichter schnitten, die wohl besagen wollten: »Was hat diese Heimatlose hier zu suchen, mitten unter den ehrbaren, seßhaften Leuten? Wie frech! ...«
Lonny selbst, der diese Verachtung galt, schien sie gar nicht zu bemerken. Dem war auch wirklich so. Der ungewohnte Anblick des weiten, erhabenen und von zahllosen bunten Lichtern und Lichtlein erhellten Kircheninnern, die Pracht der Altäre, die kostbaren Draperien, der Glanz der goldenen und silbernen Gefäße und Zierrate, die Blumenzier, die reichen funkelnden Gewänder der Priester und Chorknaben – all' das fesselte ihr Auge dermaßen, und kam ihrem jugendlichen Sinn so fremdartig und feenhaft vor, daß sie kaum mehr herzhaft zu atmen wagte, aus Furcht, der Zauber möchte entfliehen. Und dann die Orgeltöne, die majestätisch

durch die hohen, gewölbten Hallen klangen, bald leise flötend und flüsternd, bald hoch aufjauchzend, rollend, mit donnerähnlichen Schlägen; dann der vielstimmige Gesang des Kirchenchores in fremden, ihr unverständlichen Lauten, das Geigenspiel, das Spiel der Bläser, wie vom Firmament herabkommend, das seltsame Zeremoniell am Hauptaltar, die Weihrauchwolken – es wirkte fast betäubend auf das unerfahrene Gemüt des Kindes der Straße, das zum erstenmal in solchen Räumen, in solcher Gemeinde verweilte, es umstrickte ihre Sinne mit heiliger Scheu, mit geheimnisvollem überirdischem Zauber. Sie gewahrte nicht, wie sehr sie zum Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Nachbarinnen geworden, das freche Angaffen, das spöttische Winken und Lächeln, die zischelnden boshaften Bemerkungen ihrer christlichen Schwestern. Da – der Priester am Altare verkündete soeben mit feierlicher Stimme das »pax hominibus bonæ voluntatis!« – ein gemeinsames, gewaltiges Schulterrucken der derben Bankgenossinnen, das die ahnungslose Lonny plötzlich aus ihrer frommen Verzückung riß und jählings aus dem Betstuhl schleuderte, daß sie taumelte und beinahe auf die Steinfliesen des Kirchenganges hingefallen wäre. Als sie aufblickte, sah sie die Augen aller Welt auf sich gerichtet, voll frecher, köstlicher Neugier, voll Spott und Hohn, und hörte das schadenfrohe Gezischel und Gekicher links und rechts, vor und hinter sich – vor Bestürzung und Schreck schwanden ihr beinahe die Sinne, sie hätte vor Scham in den Erdboden versinken mögen. Sie wandte sich um, schwankte dem Ausgang zu; sie hörte nicht die Bemerkungen, die sich einige der Jungherrlein bei ihrem Vorbeigehen zuflüsterten: »Ah, die schöne Hauderin! Laßt uns ihr sachte folgen! Das muß ein köstlicher Spaß werden!«

»Ihr auf und nach!« So sprach es auch in dem von Schmerz und Mitleid, Wut und Eifersucht ergriffenen Herzen Zak-

kenfrieds, der alles mit angesehen und gehört hatte. »Auf und nach!« knirschte er.
Auf dem nahen Brunnenplatz hatte er die Fliehende schon eingeholt, gerade in dem Augenblick, als drei Herrchen sie gewaltsam anhalten und ihr ihre freche Begleitung aufdrängen wollten. Im Dom erscholll ein friedfertiges, segnendes »Dominus vobiscum!« Draußen auf dem Brunnenplatz war ein Geraufe, regnete es zornige, wuchtige Faustschläge. Und der diese austeilte, das war des Zackenbauern ergrimmter Sohn, und die sie empfingen, daß ihnen Hören und Sehen verging und sie seitwärts taumelten und, Flüche murmelnd, Reißaus nahmen, das waren die Stadtherrlein.
Ihr auf und nach! Als Fried außerhalb des Tores die Fliehende nochmals eingeholt hatte und sich ihr als Begleiter und Beschützer anbot, wehrte sie mit rauher, bebender Stimme: »Nein, nein, ich duld's nicht! Lass mich Ausgestoßene meinen Weg alleingehen!« ... Sie rang verzweifelt die Hände und schrie: »Oh! Oh!« Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und stöhnte: »O die Schand', die man mir angetan, die herzlose, unerhörte – ich überlebe sie nicht, ich wag' mich nicht zu den Meinen zurück! Dort der blinkende See – ich möcht' mich hineinstürzen vor Weh! ... Diese Menschen – was hab' denn ich Ärmste diesen Menschen getan, was verbrochen? Was kann ich dafür, daß ich geächteter Leute Kind bin? Oh, meine Großmam hat Recht: Die Religion ist eine hübsche Sache für die Reichen, für uns taugt sie wenig – hätte ich dieser Worte gedacht, statt mich hochmütig in die Gemeinde zu mischen und die Mißhandlung herauszufordern!«
So sprach sie, fortschreitend, in wirrem Selbstgespräch. Plötzlich aber den Bauernsohn wieder an ihrer Seite gewahrend, rief sie bitter: »Was tust du noch hier? Geh du zurück zu deinesgleichen, eh' dich die Schand' mittrifft, die

Schand' der Aussätzigen ... Keinen Schritt weiter, ich verbiet' es!«
Allein Fried ließ sich nicht abweisen. Er stellte ihr die Gefahren vor, die ihr in tiefer Nacht und auf einsamer Landstraße widerfahren könnten, und erklärte rundweg, daß er sie nicht verlassen werde. Am Ende ergab sie sich darein. Alle beredsamen Bemühungen ihres Begleiters aber, dahin zielend, ihren Unmut und Schmerz über die erlittene, schwere Kränkung zu mildern und die Tat selbst als eine von einzelnen rohen Menschen ausgehende und dem Bürgertum im allgemeinen nicht anzulastende darzustellen – weder Trost noch Entschuldigung wollten verfangen. »So sind sie alle«, rief sie, »deine Herren- und Kaffernleut', alle, alle, ohne Ausnahm'! Schätzen uns nicht höher als ihre Hunde, die man nach Belieben mit Fuß –«
Sie hielt plötzlich inne. Ihr war, als vernähme sie aus dem nahen Gebüsch ein seltsames Geräusch, als hörte sie etwas sich regen. Da war es mit ihrem Trotz und ihrem Mut auf einmal zu Ende; furchtsam klammerte sie sich an den Arm ihres Begleiters. Und Fried ließ den zitternden, weichen Arm nicht mehr los, preßte ihn tapfer fortschreitend, fest an den seinen; und ihm schien, daß er den aufgeregten Pulsschlag ihres Herzens fühlte, und sein eigenes geriet darüber in vermehrten Aufruhr. So schritten sie eine Weile schweigsam dahin, der Schnee knisterte unter ihren Fußtritten – mit ihren von den verschiedenartigsten Gefühlen aufgeregten Herzen fühlten sie weder Nachtluft noch Kälte.
Da wo die mächtige, burgähnliche »Spindelfluh« sich dicht an die Heerstraße herandrängte, diese teilweise überwölbend, auf halbem Weg zwischen dem Städtchen und dem Zackenhof, war für die Milch- und Gemüsehändler ein hölzernes Ruhebänkchen an der Felswand angebracht worden.

Und Fried sprach, leise und bittend: »Wollen wir nicht ein bissel rasten, Lonny?«
»Nein, nein! Heim zu den Meinigen!« drängte sie.
»Was sollen wir aber zu dieser Stund' zu Hause? Vater und Mutter sind schlafengegangen; jedenfalls wird uns noch niemand zurückerwarten, weder dich, noch mich. Was sollen wir ihnen erzählen? Den Vorfall doch wohl nicht? Brauchen's nicht zu erfahren, deine Mutter am allerwenigsten. Und bis die Käthe nachkommt, wird es wohl noch eine Weile dauern, läutet es doch erst das zweite Zeichen.«
Der Einwand hatte seine Berechtigung, das mochte auch die junge Hauderin fühlen: mit dem Sohn des Hauses und ohne die Käthe heimkommen, nein, das durfte sie nicht, das schickte sich nicht, die Mutter würde arg schelten. Also lieber noch ein Weilchen säumen, so sehr es ihr auch widerstrebte.
Kaum jedoch hatten sich die Beiden auf das Fluhbänkchen niedergelassen und eine Weile stumm nebeneinander gesessen, geriet das Mädchen schon wieder in heftige Unruhe, wollte enteilen. Doch als hätte der Jüngling ihre Gedanken und Gefühle erraten, hielt er sie ebenso entschlossen wie zärtlich zurück und sprach: »Mich brauchst du nicht zu fürchten, Lonny, ich bin nicht wie die andern ... Hör mich an, Lonny! Was ich dir schon 'mal gesagt, drüben im Zackenwald – 's ist wahr, 's ist auf Ehr' und Gewissen wahr: Ich hab' dich lieb, Lonny, ich hab' dich ehrlich und inbrünstig lieb! Ich schwör' dir's beim Bild des Gekreuzigten, das dort drüben glänzt ... Und ich werd' dich lieben in Ewigkeit, ich fühl's! ... Lonny, warum antwortest mir nicht? Bist mir denn noch böse? Du zitterst ja wie Espenlaub – friert's dich, Mädchen? Hier mein wollenes Schultermäntelchen!«
»Nein, nein, mich friert nicht! Vielmehr fühl' ich's in meinem Gehirn lohen und brennen, die Gedanken sich verwirren

zum Närrischwerden – die Schrecken dieser Nacht, die Schand', die Furcht... Und was du mir da gesagt hast – o Fried, es ist töricht von mir armem unwissendem Mädchen, solche Reden nur anzuhören!«
Und sie fing laut an zu schluchzen; Fried sah ihre Tränen im Mondschein erglänzen. Er hatte ihre weiche, feuchte, bebende Hand ergriffen, sie ließ es beinahe unbewußt geschehen; sie ließ es geschehen, daß er sein Haupt mitleidsvoll an das ihrige schmiegte, daß er ihr die quellenden Tränen andächtig von den Wangen küßte – sie weinte nur immer heftiger. Da warf er sich vor ihr auf die Knie nieder und rief in höchster Erregtheit: »Lonny, ich liebe dich mehr als mein Leben! Ich bitt' dich drum, daß du mir's glaubst, wie ehrlich ich's mit dir mein'! Und zum Pfand dafür, daß mich ebenfalls lieben willst –«
»O Fried, quäl' mich nicht länger, laß' mich, laß' mich ziehen!«
»Nicht eher, bis du mir das Wörtlein gesagt: Ich zürn' dir nicht, auch ich bin dir gut! Nicht eher, bis ich einen Kuß gekriegt zum Pfand!«
»Daß du mich hernach verlachen und verraten kannst!«
»Nein, das werd' ich niemals tun, so wahr mir Gott helf'! Einen Kuß, Lonny, einen einzigen Kuß!«
»Daß mich hernach loslässest? Ja!«
Und sie beugte sich zögernd zu ihm herab...
Auf der Höhe der Spindelfluh, in den struppigen Zwergföhren, ließ der Uhu sein monotones Gekrächze vernehmen, vom Städtchen her drang das Bimmeln des Meßglöckleins, das letzte Zeichen, hinaus in die windstille Nacht, der Mondschein wechselte einen Augenblick mit tiefer Finsternis – die Beiden gewahrten es nicht.
Plötzlich aber fuhren sie erschrocken auf; Menschenstimmen, weibliche und männliche, nahten sich lachend und

scherzend. »Die Kirchenleut'!« entfuhr es Fried verdrießlich; »komm, Lonny, laß' uns ihnen schnell vorausgehen! Zu Haus', vor der Tür, können wir Käthe erwarten.«
Die Käthe war nicht allein. Eine männliche Gestalt gab ihr das Geleit den Hang hinauf bis in die Nähe des Hauses – Fried erkannte ihn trotz des nächtlichen Dunkels: Es war ihr »Schatz«, des Torschmieds Sohn. Die Beiden verabschiedeten sich laut scherzend.
Als die Bauerntochter vor der Hauspforte auf die junge Hausiererin stieß, fragte sie verwundert: »Du noch hier, Lonny? Und nun sag' mir, ist es denn wahr, was sich die Leute erzählten, daß des Klosterschaffers garstigstolze Mädchen dir in der Kirche die Grobheit angetan? Wohl hört' ich das Geräusch, wagte aber nicht zurückzuschauen wegen der frommen, gestrengen Kaplansköchin an meiner Seite... Erzähl, Lonny, ich kann's kaum erwarten! ... Du weinst? Ach, wein doch nicht, das hochmütige, niederträchtige Pack verdient es nicht, daß man seinetwegen –
Plötzlich ging die Hauspforte knarrend auf, und der Zackenbauer mahnte verdrießlich: »Wie ihr da draußen nur so dumm weilen und schwatzen könnt bei der Kälte! Na, 'rein da, damit auch ich mich schlafen legen kann!«
Auch Fried, der sich einige Schritte beiseite gehalten, schlüpfte hinein. Doch als er sich oben in seinem Schlafkämmerlein befand, bereute er es fast, hereingekommen zu sein. Am liebsten wäre er wieder hinausgegangen in die herrliche glitzernde Mondnacht hinaus, um hell aufzujauchzen und es laut den Höhen und Bergen ringsum der Landschaft, dem See zuzujubeln: »Das schönste, liebreizendste Mädchen, das Gottes Hand je geschaffen, 's ist mein! Hört ihr's, ihr Bäume des Waldes und du, Mond, und ihr Sternlein des Himmels: Sie ist mein, ihr Herz gehört mir!«
Seine Mutter hatte ihm sorglich das Bett gewärmt. Es hätte

dessen gar nicht bedurft, in seiner Brust lohte eine Flamme, die ihn nicht zum Schlaf gelangen lassen wollte.
Drunten in der Hinterkammer schlief sie, die Angebetete. Schlief sie wirklich? Oder erging es ihr wie ihm, dessen Herz fiebertrunken pochte vor Liebesglück? Was hätte er darum gegeben, ihre Träume erraten zu können!
Am folgenden Tag, am heiligen Weihnachtsmorgen hatte sich die Hausiererfamilie im Scheunenschuppen um Dieter versammelt, der eben erst, nach mehrtägiger Abwesenheit, wieder zu ihnen gestoßen. Der Vater Graz strich sich bei seinem Anblicke grimmig den rauhen, ergrauten Bart und spuckte das ausgesogene Stück Kautabak verächtlich aus. Die Mutter Grazin aber schalt, die Arme in die Hüfte gestemmt und zornigfunkelnden Auges: »Bist du wirklich ein Zitronenschleifer (Landstreicher) geworden, ein Himmelsfechter und Bauernfänger, ein Linkmichel und Schlamassel (liederlicher, schlechter Geselle)? Schaut mir mal diesen großen Bengel an, wie rotz (verkommen in der Kleidung) er daherkommt, den Wallmusch (Rock) kläglich zerfetzt, die Weitchen (Beinkleider) nicht zu beschreiben, die Kreuzspanne (Weste) aus allen Nähten, den Hut gegen eine elende kotige Mütze vertauscht oder von irgendeinem Kehrichthaufen aufgelesen! Und die Staude (Hemd) – ist dies wirklich die Staude, die ich dir zum letzten Sonntag erst so gut geflickt, gewaschen und fein gebügelt? ... Ach, bleib' mir doch vom Leibe mit deiner linken Schiebung (faulen Ausrede), ich kenn' dein Lügenmaul, kenn' es leider nur zu gut! Und wie du nach Oluf (Branntwein) stinkst – Kerl, wo nimmst du den Drat her für das Gesöff? Wirst doch nicht etwa gar – ich wag' das Wort nicht auszusprechen, der Kaffer könnt' es hören ...«
Der baumlange, verwildert aussehende Bursche, der Verhör und Vorwürfe bislang stumm und gesenkten Blickes ausge-

halten, fuhr nun zornig auf – einen Augenblick nur, dann ließ er den wettergebräunten Krauskopf wieder scheu hängen und sagte in demütigem, kleinlautem Ton: »'s war wirklich dumm von mir, es so zu machen. Ich werd' es nicht mehr tun, das Flatterfahren (Herumstreichen), zählt drauf, Mutter! ... Mich friert, Mutter! Ich fühl' so arg' Hunger, Mutter!« begann er zu schmeicheln.
Die Mutter Grazin, was konnte sie anders tun, als sich seiner, wieder verzeihend, fürsorglich anzunehmen?
Die Großmutter hatte sich mit Hilfe ihres Krückstockes in die Bauernküche verfügt, wo eine heißduftende Tasse Kaffee für sie bereitstand. »Ach«, stöhnte die Greisin, »welch' eine garstige Witterung haben wir noch zu erwarten, Sturm und neuen Schneefall! Denn die Glieder schmerzen mich, als wären sie aus den Gelenken gerissen.«
Drinnen, in der wohlgeheizten Wohnstube, saß der Bauer mit geschlossenen Augenlidern auf der Ofenbank und schmauchte behaglich.
In der einen Fensternische, auf niedrigem Schemel, hockte Käthe und ließ sich von der jungen Hausiererin die aschblonden Zöpfe flechten. Wie übernächtig sie aussah, die Lonny! Das dachte auch Fried, der am Tisch saß, anscheinend in das Mustern eines Bilderkalenders vertieft, heimlich aber nach den Mädchen hinüberschielend. »Wie übernächtig sie aussieht, so bleich! Wenn sie nur sprechen und die Augen aufschlagen wollte, nur ein einzig' Mal!« dachte er seufzend.
»Fried!« begann der Bauer, die Pfeife ausklopfend und ohne jede Einleitung, »Fried, wie lang mag es her sein, daß du auf dem Spittelhof gewesen?«
Der Jüngling fuhr erschrocken zusammen, räusperte sich verlegen und stammelte: »Auf dem Spittelhof – ich denk', es werden so vier, fünf Wochen her sein.«
»So?« versetzte der Bauer mit zornigem Spott, »so vier, fünf

Wochen? Weißt es also nicht einmal mehr genau zu sagen und frägst dem Mädchen so spottwenig nach, der reichen Erbin? Wettermordio!«
Frieds Gesicht war glühendrot geworden. Die Käthe aber zuckte jählings zusammen und schalt: »Ach, Lonny, wie du mich soeben grausam gerauft hast mit dem scharfen Kamm! Warte nur«, drohte sie scherzhaft, »ich werd' dir's vergelten!«
Der Bauer fuhr rücksichtslos fort: »Ein solches Mädchen derart zu vernachlässigen – hast du auch nur ein Fünkchen Verstand, Fried? Wenn sie nun einem andern Gehör schenken tät', dir geschäh's recht. Mich aber sollt' es nach all' meinem großen Bemühen um die Sach' gottsträflich ärgern – Wettermordio!«
Der arme Jüngling wagte nicht mehr nach den Mädchen hinzublicken, ihm schien, er sitze auf glühenden Kohlen. Er hörte, wie die Käthe sich nochmals, wenn auch nur leise, beklagte: »Aber, Lonny! Ich glaube fast, du ziehst mir all mein Haar in die eine Flechte zusammen! Und wie deine Finger zittern, Lonny – ist dir unwohl?«
Wieder sprach der Bauer, seine Tabakspfeife von neuem stopfend: »Heut' ist hoher Festtag, und es war von jeher so der Brauch, daß ein richtiger Bauernbub' sich nach seiner Liebsten umsah. Also mach dich bereit, Fried, gewiß erwartet sie dich.«
»Es paßt mir heut' schlecht«, wagte sein Sohn schüchtern einzuwenden. »Ich – ich leid' an Zahnweh ...«
»Du, Zahnweh? Das ist mir an dir was neues! Hm, hm! ... Da fällt mir ein: Warst denn nicht du es, der heute morgen im Kuhstall sang und jodelte wie ein Geißbub? Das tut doch sonst kein Zahnwehkranker!«
Da log Fried – ach, er wußte vor Verlegenheit und Qual nicht mehr, was er sagen sollte! – zum zweiten Mal: »Das war der Stelzfuß, Vater! ...«

»So, der? Der Stumm'?«
Die Käthe lachte hell und mutwillig auf; ihr Bruder jedoch, große Schweißtropfen auf der Stirn, suchte sich zu verbessern: »Nein, ich glaube, es war der andere...«
Gut, daß die Zackenbäuerin, die eingetreten war und einen Teil des Gespräches mit angehört hatte, ihrem Sohn mitleidig zu Hilfe kam. »Nun«, meinte sie, »wenn ihm nicht wohl oder er sonst nicht dazu aufgelegt ist – warum denn ihn zwingen wollen, Hans? Es würd' dies doch nur ein leidig' und nutzloses Kiltgehen (Freien) abgeben. An einem andern Tag wird das ebenso gut geschehen und er sich genügend entschuldigen können.«
Der Alte gab sich brummend darein. Er griff nach Tuchrock und Wollhut, um sich nach dem Städtchen, zum Sonntagsschoppen zu begeben.
Und die Lonny – kaum, daß sie die Frisur ihrer Freundin notdürftig vollendet, als auch sie eilends die Stube verließ, ohne Gruß und auffallend erregt.
Ach, Fried fühlte wohl, warum! Er hätte ihr nacheilen und sie bitten mögen: »Bleib! Verzeih!«
Und als er eine Weile darauf sich ebenfalls hinausbegab in den Hausflur, da gewahrte er, wie sich die Wanderfamilie ernsthaft zum Wegzug rüstete. Es konnte ihm nicht entgehen, daß es hauptsächlich die Lonny war, die zum Aufbruch drängte und wider Gewohnheit selbst eifrig Hand mit anlegte. Er suchte jede Gelegenheit zu erspähen, um ihr unter vier Augen ein entschuldigendes, beruhigendes und liebendes Wort zu sagen; doch sie wich ihm augenscheinlich aus. Auch waren nun seine Mutter und Schwester ebenfalls herzugekommen, um über den eiligen Wegzug ihre Verwunderung auszusprechen und den Leuten weitere Gastfreundschaft anzubieten.
Fried war verzweifelt. Ein einziger langer Blick hatte er von

seiner Heißgeliebten beim Abschied erhalten; und in dem Blick lag etwas, das man ebenso gut als wehmutsvolle Liebe, wie als den Ausdruck empfundener Kränkung und geheimen Vorwurfes hätte deuten können.
Als aber der Wagen, unten im »Winkel« angekommen, auf die Landstraße einlenkte – war es nicht ein junger Frauenkopf, der sich zur Wagenöffnung herausbog und nach dem Zackenhof hinauf einen kurzen stummen Gruß sandte? Fried schaute sich hurtig um, Mutter und Schwester waren nicht mehr anwesend – der Gruß galt also ihm, ihm allein!
»Sie ist mir nicht böse, sie liebt mich!« jubelte sein Herz freudig auf. »Oder war's nur so zum Abschied, ein Lebewohl? Ach, wenn ich's nur wissen könnt'!« seufzte er.



Die »Holländer« waren kaum abgezogen, als ein strammer, bis an die Zähne bewaffneter Polizeisoldat vom Städtchen her anmarschiert kam. Beim »Winkel« angekommen, hielt er an und schaute sich um. Und als er des Zackenbauern Tochter, festtäglich geputzt und auf dem Kirchgang begriffen, den Hang herunterkommen sah, stellte er sie zur Rede: »Das Hauderergesindel, das hier gehaust, wo ist es hingekommen?« Dann, auf Käthes Bescheid, schlug er die Richtung ein, die sie ihm bezeichnet hatte und die durch frische Fuß- und Wagenspuren auf der beschneiten Straße bestätigt wurde.
Nach kurzer Zeit und noch im Bereich des langgestreckten Zackenwaldes, an dessen Rand die Landstraße hinlief, hatte er die Gesuchten bereits zu Gesicht bekommen.
Auch er war von der Wanderfamilie bemerkt worden. »Ein Teckel (Gendarm)!« meldete Hänel, der sich zufällig umgeschaut hatte. »Er winkt zum Halten!«
»Ein Teckel?« versetzte die Mutter Grazin erstaunt. »Was will

der? Von uns wohl nichts ... Nun, Dieter, was veränderst du die Farb' und lugst so unruhig, verzweifelt drein? Er wird es doch nicht etwa auf dich –«
Sie konnte vor Unruhe und Schreck die Frage nicht beenden, denn gleichzeitig erscholl ein lautes, gebietendes »Halt!« Und als der Polizeimann nahe genug herangekommen war, und die Grazin ihn nach seinem Begehr fragte, erwiderte er höhnisch und auf ihren Ältesten deutend: »Dieser da hätt' es Euch schon sagen können! Na, Bürschchen, willst du etwa Fersengeld geben oder dich gar noch zur Wehr setzen?«
In der Tat hatte es den Anschein, als ob Dieter ausreißen wollte. Da war es sein Vater Graz selbst, der ihn mit eiserner Faust beim Arm packte und ihn grimmig andonnerte: »Halt, Schlingel, keinen Schritt weiter, oder ich dreh' dir den Kragen um, ja ich! Was hast g'fressen? Sag's!«
Und da sein Sohn, an allen Gliedern zitternd und ein wahres Armesündergesicht schneidend, beharrlich schwieg, ergriff der Landjäger das Wort und eröffnete: »Gestohlen hat er, einen Hammel gestohlen aus verschlossenem Stall, in Gemeinschaft des ›Zinklöffels‹, vorletzte Nacht; gestohlen, verkümmelt, verlötet ... Die Händ' her, Bursche, damit ich dir den Rosenkranz (Handschelle) anlegen kann! Wie, du willst dich sträuben? Wollt' dir's nicht raten!« Und er schlug drohend an seine Wehr.
Welch' ein Schreien und Wehklagen und Fluchen bei den übrigen Familiengenossen! Der Fluchende, das war der Vater Graz. »Der Elende!« stieß er grimmig aus.
Lonny, im Wagen, weinte vor Scham und Schmerz überlaut. Großmutter, an ihrer Seite, krächzte: »Wie, unser Dieter ein Zottelberger? 's kann nicht sein, das hat noch kein ›Holländer‹ getan! Fluch über dich, Bub'!«
Die Mutter Grazin raufte sich die Haare und gebärdete sich wie verzweifelt. Hänel schaute blöde und unschlüssig drein,

während Glinz, der Stelzfuß, als er sah wie Dieter abgeführt wurde, das runzelige Gesicht zu einer unbeschreiblichen Grimasse verzerrte und mit der Fingerspitze einen Kreis um seinen Hals beschrieb, die Bezeichnung des Gehängt- oder Geköpftwerdens.
In Grazens Gemüt schien indessen ein plötzlicher Wandel vor sich gegangen zu sein. Es war doch sein Sohn, sein eigen Fleisch und Blut. Und als er ihn gefangen wegführen sah, in Händen der verhaßten »Teckelei«, erfaßten ihn Grimm und Schmerz zugleich, er ballte krampfhaft die riesige Faust, ergriff eine an den Wagen gehängte Reserve-Deichselstange und wollte damit dem Mann des Gesetzes nacheilen, und es bedurfte der eindringlichsten Bitten und lebhaftesten Vorstellungen seitens der Frauen, um ihn von dem gewalttätigen und verhängnisvollen Vorhaben abzuhalten.
Die Grazin gelobte, schon am kommenden Tag persönlich nach dem Städtchen, auf das Richteramt, zu gehen, um für ihren armen, leichtfertigen Sohn Fürsprache einzulegen. Darum sei es das beste, daß sie allesamt gleich um- und nach dem soeben verlassenen Lagerplatz, dem Zackenhof, zurückkehrten.
Da wär es aber ihre Tochter Lonny, die gegen das Vorhaben verzweifelten Protest erhob. »Nein, nein!« rief sie, »nicht dorthin, um alle Welt nicht! Oder dann geht ihr ohne mich!«
Das sprach sie mit einer Entschiedenheit, die alle erstaunte und schließlich den Ausschlag gab zur Fortsetzung der Reise, wenigstens eine Spange (Etappe) weit. Die Mutter Grazin freilich konnte sich nur ungern und unter vielen Tränen dareinschicken, ihren Sohn vorläufig seinem Schicksal zu überlassen.
Welch' eine traurige Weiterreise, nach all' dem Geschehenen! Selbst der Esel ließ seine Ohren über Gebühr hängen,

war es aus Mitgefühl für seine hartgeprüfte Herrschaft, oder aber des Umstandes wegen, daß die trockenkalte Witterung plötzlich umgeschlagen und es eisig zu tauen anfing und der Weg immer schlüpfriger und schwieriger wurde, und er große Mühe hatte, den schwerbeladenen Reisewagen vorwärtszubringen. Und die Ohren, die fing er erst wieder an zu spitzen und ein hoffnungsvergnügtes »Iah!« anzustimmen, als er die Herberge zu den »Drei Tannen« gewahr wurde.
»So schweig doch, du Biest!« rief Vater Graz ärgerlich und den Peitschenstock erhebend. »Riechst wohl schon die Futterkrippe, gelt? Wird nichts draus, du Freßsack!«
Frau Grazin jedoch meinte: »Bei dieser Witterung werden wir doch kaum weiter gehen wollen. Siehst denn nicht, Graz, wie es nun auch noch flockt, immer dichter, und der Wind einherbläst, einem gerade ins Gesicht!«
Diese Meinung wurde auch von Hänel unterstützt, der sich arg beklagte, wie die Nässe ihm und Glinz durch das schadhafte Schuhwerk dringe, nicht mehr zum Aushalten.
Zu den »Drei Tannen« war, zwischen den Wäldern an sehr gangbarer Straße gelegen, ein Wirtshaus für alle; Arme und Reiche, Vornehme und Geringe fanden hier angemessene Unterkunft, und der ältliche, rundliche Wirt reichte dem gemeinen Mann mit derselben Freundlichkeit den Krug Apfelmost oder das Gläschen Branntwein, wie dem Herrenvolk den perlenden, kostbaren Traubensaft.
Zwei Flaschen solchen vornehmen Rotweins nebst einigen Butterbrötchen wurden bei der heute ungewöhnlich früh anbrechenden Dunkelheit von einem bäuerisch gekleideten, jungen, schmucken Reitersmann vom Dreitannenwirt begehrt.
Damit, mit Flaschen, Trinkglas und Broten begab er sich in den Scheunenhof hinaus, zu dem einsam dort stehenden Planwagen hin, in dem, in Decken gehüllt, die alte »Hollän-

derin« an der Seite ihrer schluchzenden Enkelin weilte, während die übrigen Familienglieder sich bereits in die Gesellenstube begeben hatten, um die Vorbereitungen für die Nachtherberge zu treffen.
Der junge Reiter sprach in den Wagen hinein leise und sehr angelegentlich; bisweilen erhob sich seine Stimme zu lauter lebhafter Bitte und Beteuerung. Endlich schien er Erhörung zu finden: Nämlich es gelang ihm, Wein und Brötchen loszuwerden... Und als die Mutter Grazin herzukam und einen mißtrauisch-forschenden Blick auf den großen dunklen Mann und einen fragenden auf ihre Tochter richtete, sagte diese begütigend: »'s ist der Fried, Mutter, des Zackenhöfers Sohn, der einen Spazierritt gemacht und hier kurze Einkehr hält... Hier, Mutter, nehmt das Glas Wein, ein Brötchen...«
Nach einer Weile aber, als ihre Mutter sich eifrig bedankend entfernt hatte, bemerkte Lonny, zu dem jungen Mann gewendet: »Ich will mir's überdenken, obgleich ich es nicht erfassen kann, daß es dir ernst sein soll mit der Lieb' und was draus werden soll und kann... Nun aber geh, Fried; geh um meines und deines guten Rufes willen! Mir bangt so sehr, wenn ich an deinen Vater denk' – geh? Fried!«
»Erst dein Händchen!... Auf Wiedersehen!«
Gleich darauf verkündeten schnelle, dumpfverhallende Hufschläge, daß der Besucher von dannen ritt.
»Lonny«, krächzte die Alte, an ihrem Brötchen knuspernd, »was soll's mit dem jungen Kaffer? Treibst mit ihm Liebschaft, he? Nimm dich in acht, Kind, sieh dich vor...« Sie bekam einen heftigen Hustenanfall. Dann, als dieser gewichen, fuhr sie fort: »Weißt du, wie derlei Volk es mit unsereinem meint? Einen Zeitvertreib nennen sie's, um sich dann über uns lustig zu machen. Ich aber, als ich in deinen Jahren und eine junge Dille war, da war *ich* es, die *sie* zum besten

hielt; ich nahm Wein und Brot und Schmeichelworte und auch Rädchen (Talerstücke) hübsch in Empfang, dafür schlug ich ihnen ein Schnippchen und lachte sie weidlich aus, wie sich's gebührte. Man muß die Gelegenheit nützen, da auch wir uns an ihnen, den Hockern (Seßhaften, Bürgerlichen), rächen können.«
»Großmam«, entgegnete das Mädchen eifrig, »dieser da, der Fried, ist nicht wie die andern, ich dürft's beschwören!«
»So, du dürftest schwören? Und kennst so genau sein Tudichum, sein Gewissen? Ei, ei!«
Sie sah es nicht, konnte es der angebrochenen tiefen Dunkelheit wegen nicht sehen, wie ihre Enkelin tief errötete. Doch nach einer Weile entgegnete diese beinahe unwillig: »Daß sie uns verachten, von denen du sprichst, wer kann es ihnen verargen? Denk' ich, zum Beispiel, an meinen Bruder Dieter, an sein liederlich' Leben und seine Schlechtigkeit, und wie er sich und uns in Schand' gebracht, die ganze Familie! ... Und wir, die Hauderleut' insgesamt – schon manchmal und heut' zumal hab' ich darüber nachgedacht und es beschämend empfunden, welch' ein elendes trauriges Leben wir führen und fristen. Heute hier, morgen dort; ein bissel schenigeln (arbeiten), ein bissel hausieren, ein bissel tippeln und dalwen (wanderbetteln), stets aber den Leuten zur Last fallen oder gar sie betrügen mit Wahrsagen und anderm Kinkerlitz, oder gar noch mit Drohung zu erlangen suchen, was man uns freiwillig abschlägt – muß man sich da noch wundern, daß man uns mit scheelen Augen ansieht und mit großem Widerwillen und noch größerer Verachtung begegnet und duldet? Wie oft, seitdem ich groß geworden, hab' ich mich geschämt und innerlich gesträubt, an die Türen zu pochen und vor die Leut' hinzutreten mit Bettelkorb und Kessel, weil ich wußte, wie hart sie's erst verdienen mußten, was sie mir umsonst reichten, aus Mitleid oder auch aus unbestimmter Furcht.

Und wie oft hab' ich heimlich gewünscht, in einem Bürgershause geboren und zu was Rechtem erzogen worden zu sein, um mir mein ehrliches Auskommen verdienen zu können!«
Da richtete sich die alte »Holländerin« von ihrem Lager auf und rief voll Hohn und Spott: »Hört mir mal das Gäxnäschen an, das fürwitzige! Ist es nicht, als ob es bei einem Gallach (Priester) oder Burgemorum (Bürgermeister) in die Predigt gegangen? Es möchte lieber Küh' melken und Fußlappen (Weißrüben) ziehen, als freiherrlich die Welt durchstreifen. Als ob wir im Grunde nicht ebenso vornehm wären, als diese Dr... bauern und ihre Weiber, die Stallmist an den Fingern kleben haben, messerschneiddick, und so dumm und unwissend sind, wie ihr liebes Vieh... Und ein ›Holländer‹-Mädchen kann solchen Unsinn aussprechen – pfui Deibel!«
Die Lonny aber wiederholte sich nur immer: »Er ist nicht wie die andern, er meint es ehrlich treu! Und wie gut von ihm, daß er gekommen ist, um mich zu sehen und zu trösten, und sich gar nicht gescheut hat!«
Und die ganze lange Winternacht, wenn nicht die Kälte und das Seufzen und Jammern ihrer Mutter um den »verschütt gegangenen« (in Verhaft genommenen) Sohn ihr den Schlaf raubten, träumte sie von ihm, dem jungen Zackenhöfer. Sie befand sich auf weiter, sonnenbeschienener Heide; und einen Reiter sah sie aus der Ferne heransprengen, einen schmucken, schlanken, glänzend gekleideten, mit den ihr wohlbekannten hübschen Gesichtszügen. So sehr aber der Reiter sein Roß auch spornen und dieses weit ausgreifen mochte, er konnte trotzdem nicht vom Fleck gelangen und nicht herankommen. Sie selbst vermochte kein Glied zu rühren; sie konnte nur seufzen und ihrer Sehnsucht lauten, melodischen Ausdruck verleihen:

Ob Goldsonne leuchtet mir ringsumher,
ob Wolken sich türmen gewitterschwer...
Wenn du mir nur gut bist,
wenn du mir nur treu bist –

Da fühlte sie, die Heide erbeben – nein, es war der harte, unwillige Rippenstoß ihrer Mutter, von der scheltenden Bemerkung begleitet: »Bist närr'sch geworden, Mädchen? Hast du keinen Funken Verstand und Gefühl im Leib, daß du heimlich summen und trällern magst, während dein armer Bruder im Kittchen (Gefängnis) sitzt?«
Was half diese derbe, mütterliche Zurechtweisung?
Kaum war Lonny wieder eingenickt, als sich ihr abermals der Traumgott nahte. Sie stand vor der Schwelle des Zackenhofes; und die Käthe trat heraus, über dem Arm buntseidene Gewänder; sie grüßt die »Schwester« freundlich und schmückte sie bräutlich mit Blumen, Bändern und Geschmeide. Und den Hang herauf kam Fried gestiegen, strahlenden Angesichts und von zahlreichen Gästen begleitet; er küßte sie auf die Stirn und grüßte sie als seine süße Braut. Da aber trat hurtig der Zackenbauer, eine dralle, goldbehangene, junge Kafferin an der Hand, dazwischen und befahl mit grimmiger Gebärde: »Diese da nimmst du, Junge!...«
Am Morgen, als die Hausiererfamilie wieder langsam auf ungebahnter Straße ihres Weges zog, waren es ungewohnte und widersprechende Gedanken und Gefühle, mit denen sich Lonny beschäftigte.
Sie dachte zurück an ihre ersten Jugendjahre. Wie froh und übermütig hatte sie als Kind, als junges Mädchen, in die weite Welt hinausgeblickt; war gesprungen und gehüpft wie ein Zicklein, hatte geträllert wie die Lerche in der Luft; den Kopf voll Mutwillen kannte sie weder Kummer noch Sorge, ausge-

nommen die Fälle, wenn etwa die Buben ihr Versteck an Nüssen, Obst und dergleichen Naschereien entdeckt und ausgeplündert, welcher Verdruß jedoch nur so lange auszuhalten pflegte, bis es ihr selbst gelungen war, sich an den Frevlern auf dieselbe Weise zu rächen. Diese erste Jugendzeit bildete einen immerwährenden Freudentag, der nicht einmal durch die Hausiererbeschwerden, den zeitweiligen Mangel an Nahrung und Bequemlichkeit oder die Unbilden der Witterung gestört wurde. Wie oft hatte man sie um ihr lebensfrohes, glückliches Naturell und um ihre mehr und mehr sich entwickelnde Gestalt und Schönheit, deren sie selbst sich kaum bewußt war, beneidet; bis auch die erwachsenen Buben sie darauf aufmerksam zu machen und ihr darüber Schmeicheleien zu sagen begannen, ohne jedoch die erhoffte Wirkung zu erzielen.
Nur einem ihres Stammes hatte sie, zum großen Ärger der anderen, eine Bevorzugung angedeihen lassen; das war der verkrüppelte Bienenjockel-Zys. Es war aber nicht Liebe, sondern die Lust, andere zu ärgern und dann auch ein heimliches, herzliches Mitleid, das sie zu dem armen, gutmütigen Jungen hinzog und, als er dahinsiechend starb, ihm Tränen der Wehmut nachweinen ließ.
Ja, ihr Herz war frei geblieben, trotz des Ungestüms, mit dem die jungen Verwandten und Bekannten sie bedrängten und mit ihren Liebesanträgen bestürmten. Bis zu jenem Tag, als dieser Bauernsohn, der Zackenhöfer, den Sturz vom Wagen tat, bis –– ach, warum mußte sie für den Burschen gleich so großes Mitleid fühlen, für den Burschen, den sie doch bisher nur immer geneckt und gefoppt hatte? Dann das Zusammentreffen im Hausflur, im Wald... Und dieser Christabend, der für sie so ereignisvolle, schmerz- und schmachvolle und bei alledem doch so – wonnevolle... Und sein, des jungen Zackenhöfers, Nacheilen am gestrigen stürmischen Winter-

abend; seine zarte Aufmerksamkeit ihr, dem armen, niedergebeugten Mädchen gegenüber – wer hätte so etwas von einem Bauernsohn erwarten, erhoffen dürfen! Und wie hübsch er aussah zu Pferd, im Feiertagsstaat; wie gemessen, stolz und liebreich zugleich war sein Benehmen. Und dabei stets so gesittet, so ganz anders als die ausgelassenen und frechen Buben ihres eigenen Standes, die jungen Hauderer! Hauderer, welch' fatales Wort! es fuhr ihr wie ein Nadelstich ins Herz hinein. Hauderer – war sie selbst denn nicht auch eine arme, verachtete Hauderin? Und sie wagte an den reichen Bauernjungen zu denken, sie, die nichts besaß als die paar Lumpen, die ihren jungen Leib bedeckten, sie wagte an seine ernstgemeinte Liebe zu glauben? O eitler Wahn und Selbstbetrug!

»Und sollte seine Liebe auch ernstgemeint sein, würde der Alte, würden seine vornehmen Verwandten je eine solche Verbindung erlauben? O nein! Eher wird der stolze Rigiberg und der finstere Pilatus über den Waldstättersee hinüber sich freundlich die steinernen Hände reichen, als daß wir uns bekommen könnten!« seufzte sie. »Und hat nicht der Alte bereits über ihn verfügt und ihm eine reiche Kafferin bestimmt? Und so sehr der arme Bub' sich auch dagegen sträuben mag, es wird ihm wenig frommen, am End' wird er sie doch nehmen müssen, ich seh' es kommen. Drum fort mit den Träumen, den törichten, die je eines Mädchens Herz erfaßt haben, fort mit Gewalt!«

Und sie nahm sich ernsthaft vor, nicht mehr an Fried zu denken.

Als ob sich etwas einfach untersagen und bezwingen ließe! Denn kaum waren die »Holländer« auf ihrem Wanderzug in die Nähe des »Siebenweilers« gekommen, fuhr das Mädchen jäh aus ihrem Träumen auf: War das nicht Frieds Stimme gewesen? Nein, es war ein ihm völlig unähnlicher, verwachse-

ner Bursche, der sein träges Ochsenpaar ausschalt; die Stimme, ja die Stimme hätte man, bei geschlossenen Augen, allenfalls für seine halten können. Und die Strecke weiter, an der »Ziegelbrücke« – der junge Mann, der mit den beiden geschirrten Rossen dahergesprengt kam, hatte er nicht die Statur Frieds? Sogar das Gesicht, das Schnurrbärtchen, nur daß dieses schwarz, statt blond war... Als der junge Fuhrmann vorbei war, hätte Lonny beinahe laut auflachen mögen vor Ärger über sich selbst, daß sie sich schon wieder bei den Gedanken an den, den sie vergessen wollte, ertappt hatte, sie faßte wieder den allerfestesten Entschluß – –.

Neuntes Kapitel.

Eine ungefähr drei Morgen große Waldwiese, an drei Seiten von riesigen Tannen und mächtigen Roteichen umgeben, dazu von dem vorspringenden und jäh abfallenden »Bannlihügel« vor rauhem Ostwind geschützt, die offne, von einem murmelnden Quellbach begrenzte Seite nach Süden gekehrt, mit der Aussicht auf die dunkelgrünen Hügel und blauen Berge des Emmentals und die schneeig erglänzenden Firnen der Berner und Walliser Alpenwelt – das war die im Dorfbereich Kestenholz gelegene, sogenannte »Bettlerküche«. Dieser sonnig, idyllische und zugleich weltverlorene Lager- und Ruheplatz war daher auch der übliche Ort des Stelldicheins der Hauderer- und Heimatlosenwelt aus Nah und Fern.
An einem sonnenhellen Frühlingsmorgen hatte sich auf dieser Waldwiese eine ausnahmsweise große Gesellschaft zusammengefunden: ein halbes Dutzend Wanderfamilien mit Kind und Kegel und der ganzen fahrenden Habe. Von den Tannen- und Eichenwipfeln schauten Raben und

Elstern verwundert und neugierig herab auf das bunte, rege Treiben, das sich auf der mit frischem, zartem Rasen bekleideten »Bettlerküche« entwickelte, die hochauflodernden Lagerfeuer, die verschiedenen, lärmenden Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, Frühstück bereitend, Frühstück verzehrend, scherzend, singend, scheltend und streitend in mannigfachem Stimmengewirr, verstärkt noch durch das mutwillige oder boshafte Gekläffe der zahlreichen Hunde. Auf dem Rasen waren allerhand Geräte, Teppiche und Decken ausgebreitet; unter riesigen Waldbäumen standen die Reisehandkarren, die fahrenden Magazine dieser Wanderleute; die Zweige der den »Weiherbach« säumenden Haselhecke waren mit Wäschestücken aller Art behängt, auf einer hohen, an den Wipfel einer am Bach stehenden, einsamen Hainbuche befestigten Stange flatterte ein weißroter Lappen lustig im Morgenwind, als Zeichen für die wandernden Stammesgenossen, daß hier ein hohes Haudererfest gefeiert würde.
Plötzlich erscholl im Waldinnern ein lauter, heller Jauchzer, dann noch einer, ein dritter, seltsam abbrechend.
»Hallo!« hieß es im Lager, »die Jörgens! Der Jörgen ›Klein‹ mit seiner Braut!«
Und aus zwanzig, dreißig Kehlen jung und alt zugleich wurde der Gruß jauchzend beantwortet, Hände rauh und fein streckten sich bald darauf zum Willkomm den zahlreichen Mitgliedern der Familie Jörgens entgegen.
»Nun fehlen nur noch die ›Holländers‹«, bemerkte einer der Männer – man nannte ihn den Schlangengreifer, weil er mit diesen Reptilien auf verwunderlich gutem Fuße stand, die giftigsten und gefürchtetsten konnte er anlocken und mit bloßen Händen anfassen, ja sogar in sein offenes Hemd stecken, ohne daß ihm je ein Leids geschah. »Haben sie auch richtig zugesagt?« fragte er seine Nach-

barin, die oft zum Botendienst verwendete, familienlose »Waldspinne«.

»Ja, ja«, erwiderte diese wichtig. »Zu St. Urban war's, vor drei Tagen, daß ich sie getroffen und ihnen alles fein ausgerichtet hab', die Hochzeit, wo und wann. Und die Grazin hat das Kommen zugesagt, obgleich sie nicht gerade guten Mutes war, ihres Dieters wegen, der in der Tut (Strafanstalt) sitzt.«

»Ich bin neugierig«, bemerkte eine der Frauen, ob die ›Holländer‹ immer noch so stolz tun!«

Worauf eine ungemein schlanke und spitznasige Schöne schnippisch hinzufügte: »Der Prinzeß mag' ich's schon gönnen, den Schimpf! Die trägt ja ihr Riechpfännchen so hoch in den Wolken, als suche sie nach einem Herrgöttle, der sie freien soll.«

»Das sagst du aus Neid, Zili!« versetzte ein hochgewachsener schmucker Bursche lächelnd und sein Schnurrbärtchen keck in die Höhe streichend.

Da fuhr die Schöne giftig auf: »Aus Neid? Wüßt' nicht warum, Ede, nein, gewiß nicht!« setzte sie naserümpfend hinzu.

»Weil – nun weil die Lonny so schön ist, wie alle Welt sagt –«

»Schön? Oh, für die Schönheit, die sie vor uns andern voraus hat, gäb' ich nicht den roten Kreuzer, nicht die Hühnerfeder, nein, wahrhaftig nicht! Und ihre Tugend, die Zier – weißt du was, Ede, dich wird sie kaum wollen, die Prinzeß; bist ihr viel zu rotz (armütig) und zu einfältig. Drum auch angelt sie nach einem Mußiö, mit einem solchen tut sie nicht halb so stachelig – hihihi!«

»Das lügst du, Zili!« fuhr der Bursche auf, »das lügst du in dein gallsüchtiges Herz hinein!«

»So schweigt doch!« riefen einige Stimmen zugleich. »Es

kommt jemand, im Ballert (Wald) regt sich's! Na, ihr Köter, seid ihr denn rein des Teufels! Rennen da in den Busch hinein und tun, als röchen sie das wilde Heer – Schnauz! Lux! Fox! – Heda!«
Umsonst! Denn aus dem Wald, aus geringer Entfernung, scholl ihnen ebenfalls lautes mehrstimmiges Hundegebell entgegen, nahender Peitschenknall.
»Die ›Holländer‹!« rief es im Kreise. Und des Zinggelers Ede erhob sich auf den Fußspitzen; die Zili jedoch trat einige Schritte seitwärts, hinter den inschriftenreichen Stamm der »Bettlerbuche«. Nach wenigen Minuten erschien auf dem Waldweg zuerst das weißliche Haupt Grauchens, dann Grauchen selbst mit des »Holländers« Reisewagen, beides der Gegenstand des Neides sämtlicher Haudererfamilien; erschienen ferner Hänel, der Fuhrmann, Graz und Grazin nebst Glinz, dem Stelzfuß. Und aus dem Wagen sprang leicht und behende Lonny, die Prinzeß genannt, nach rechts und links freundlich grüßend, und ihrer Großmutter beim Aussteigen den kräftigen Arm leihend, sie eigentlich vom Wagen herunterhebend. Nun kam auch die Zili herbei, um ihr, wie die anderen Dillen (Hauderermädchen), freundschaftlich die Hand zu drücken und sie nach dem großen Lagerfeuer zu geleiten; während des Zinggelers Ede die Gelegenheit zu erspähen suchte, um der jungen »Holländerin«, für die sein Herz heimlich brannte, unter vier Augen einen besonderen Gruß darzubringen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte.
Es trafen aber auch noch andere auf dem Lagerplatz ein, die man nicht erwartet zu haben schien, nämlich der »Krähendoktor« mit seiner zahlreichen, hungrigen Familie. Und auf mehr als einer Miene stand zu lesen: Die hätten ruhig wegbleiben können!
Und doch nahm auch hier das Grüßen und Händeschütteln fast kein Ende.

Kaum jedoch hatten sich die frisch Angekommenen durch ein flüchtig bereitetes Frühstück etwas gestärkt, als auch schon der mahnende Ruf durch das Lager erscholl: »Nun, Ihr Weibsleute und Schwabbiner – los auf die Fahrt! Hurtig und tapfer!«
Die Aufgerufenen machten sich, mit Korb und Kessel bewaffnet, eiligst auf den Weg nach den umliegenden wohlhabenden Bauerndörfern und Weilern hin. Nur die Braut, des Zinggelers Else, war für heute des »Dienstes« enthoben. Sie hatte sich gleich die Lonny als Gesellschafterin ausgebeten, die Lonny, die sich ohnehin nur schwer mehr zum »Türstoßen« gebrauchen lassen wollte. Statt aber, wie die glückliche Braut, die Hände müßig in den Schoß zu legen, zog die junge »Holländerin« einen angefangenen Strickstrumpf aus ihrem niedlichen, vom Stelzfuß gefertigten Handkörbchen und begann emsig zu stricken, zum nicht geringen Erstaunen ihrer Freundin, die von dieser Art der Kunstfertigkeit nichts verstand und einmal über das andere bewundernd ausrief: »Ei, ei! Guck, guck, wie das sich macht, Masche um Masche! Wie geschickt du bist, Lonny!«
»Die Geschicklichkeit«, erwiderte diese lächelnd, »ist nicht so weit her. Ich hab's von einer Jungbäuerin gelernt, namens Käthe, in ein paar Abendstunden ... Und weißt was, Else! Ich werd' dir ein Paar hellblaue Baumwollstrümpfe anfertigen, als Hochzeitsgeschenk – wird's dir gefallen?«
»O ja!« Und die Glückliche fiel der »Prinzeß« um den Hals und meinte: »Ach, wie wird mein ›Klein‹ verwunderte Augen machen, wenn er die Streiflinge (Strümpfe) sieht an meinen Füßen!« –
Indessen hatten die Männer, um sich die Zeit zu verkürzen, ausgemacht, »einen zu schmettern«, nämlich Branntwein zu trinken. Jeder ging in seine »Bude« kramen, keiner, der nicht noch einen Tropfen in seiner »Pulle« hatte. Dann

wurde noch gesammelt und der »Holländer«-Hänel nach dem nahen »Weiherwirtshaus« geschickt, einen kräftigen »Harten« zu holen.
Wie wohlig es sich da ruhte, auf weichem Rasen, im warmen Frühlingssonnenschein, bei Magentrost und Schmauchkraut, bei kräftiger Rede und Widerrede, bei saftigen Späßen und allerhand Anekdotenkram.
Schließlich wurde auch noch das Bilderbüchlein (Kartenspiel) zur Hand genommen...
Lonny strich ihrer Großmutter ein Butterbrot. »Aber wie du es nur aushalten kannst, Großmam, so nah' dem Feuer, bei der warmen Sonne!« meinte sie.
»Warmen Sonne?« ächzte die Alte. »Ich fühl' nichts davon. Hier meine Finger – guck, wie steif und kalt – gelt? Ich könnte sie in die glühenden Kohlen 'neinstecken, ich glaub' kaum, daß ich's groß fühlen tät'... Das machen die Jahre, mein Kind, die armen elenden Neunziger... Ja, als ich noch eine Dille war, wie du – was wollt' ich nur sagen? Ach, ich bin so vergeßlich geworden, so arg von Sinnen gekommen, besonders heut', nach dem langen Fahren und Rütteln... Sollst Dank haben, Kind, die Bemme war so weich und gut!«
Die Männer lagen auf der faulen Haut – nur Glinz, der Stelzfuß konnte nicht müßig bleiben, sondern hatte sich eine Anzahl Hasel- und Weidenruten geschnitten, und fing an, sie zu reinigen, zu schälen und zu spalten. Graz, heute bei vorzüglich guter Laune, streckte ihm sein Gläschen hin; der Stumme aber lehnte ab, mit dem Finger nach seinem Schädel deutend und um denselben herum eine kreisförmige Bewegung vollführend zum Zeichen, daß der Branntwein ihm das Hirn aufrege und verwirre. Einen Mundvoll Kautabak aber wies er nicht ab, sondern nickte und grinste beim Empfang dankbar.

»Burschen!« rief nun der »Iltishanoggel« – den Namen hatte er von seinem Vater, einem berühmten Fallensteller, geerbt –, »Burschen«, rief er mit seiner Bärenstimme, »es dürfte an der Zeit sein, daß ihr euch ebenfalls ein bißchen regen tätet. Wie wär's, wenn ihr auf Schwimmlinge ausginget?«
»Ja, ja« , stimmten die Männer zu, »Schwimmlinge müssen's sein bei einem richtigen Hochzeitsmahl. Auf, Jungens, in den Bach und nach dem Klarweiher hin, auf den Forellenfang! Was würd' die Mutter Pempin sagen, wenn sie keine Zapplinge bekäme zum Mahlrüsten!«
Und Papa Graz, zu seinem Sohn gewendet, erteilte noch die besondere Weisung: »Angel, Fanggarn und Wurfgabel find'st du in unserm Wagen drin, unter der Matze!«
Die Grazin war die erste unter den Frauen, die von ihrer Expedition zurückkehrte. Sie hatte nicht erst lange die guten Häuser suchen müssen, sie kannte eine Menge, wo sie sicher war, guten Bescheid und offene Hand zu treffen. Sie war auch diejenige, die am meisten brachte: ihr Armkorb und die Schürze waren schwer gefüllt mit Schweinefleisch, Butter, Eiern und Dörrobst. Dies und alles, was die übrigen Frauen an Lebensmitteln aller Art und in großer Menge herbeibrachten, wurde heute der Mutter Pempin, der anerkannten Meister- und Festköchin, übergeben. Freilich konnte es bei dem Geschwätz und Gedränge auch vorkommen, daß die eine oder andere der Frauen eine Kleinigkeit abzuliefern vergaß; so die Grazin das geräucherte Schweinszünglein und das Paar Bratwürste, die sie von der »Zollwirtin« zu Aarwangen aus besonderer Gewogenheit und für ihr glückverheißendes Kartenschlagen geschenkt erhalten, auch das Fläschchen Kirschgeist der Frau Pfarrerin – Fläschchen, Wurst und Zünglein staken in den tiefen Gewandtaschen. Wie konnte die Grazin, bei der Übergabe der übrigen gewonnenen Vor-

räte aus Schürze und Korb auch noch an ihre Gewandtaschen denken!
Und immer noch kamen einige Nachzügler von der »Fahrt« zurück, junge Buben und Mädchen, die sich da und dort vergafft, aber keineswegs ihre Aufgabe vergessen hatten.
Die dicke, fettglänzende Mutter Pempin – man nannte sie so, obgleich sie weder Kind noch Familie besaß; denn der hübsche Flori (Florian) Pemp, ihr Mann, hatte ihr nach kaum zweijähriger Ehe treulos den Rücken gekehrt, sich in die blitzenden, verführerischen Augen einer jungen Zigeunerin vergafft und mit der Bande davongemacht; worüber die arme Pempin sich zeitlebens nicht zu trösten vermochte. Sie hatte sich dann der Familie Zinggeler angeschlossen und wurde von dieser und auch von sämtlichen Standesgenossen ihrer aufrichtigen, anspruchslosen Gemütsart wegen gern gelitten und als private, wie als Gesellschaftsköchin hochgeschätzt. Bei solchen Anlässen, wo ihre Geschicklichkeit zur Geltung kam, lebte sie wieder auf... Die Pempin schätzte und prüfte kundigen Auges all' die Fleisch- und Gemüsevorräte in den Körben, Kesseln und auf Tüchern und erklärte: »Mehr als genug, mit Ausnahme von Butter und Schmalz!«
Da fing die Jörgin gar laut und pfiffig an zu lachen und sagte: »Meinst du denn, ich hab' nicht auch ein bißchen vorgesorgt, auf meines Sohnes Hochzeit hin?« Und stolzen Schrittes begab sie sich nach ihrem Handwagen hin, schlug die Segeltuchdecke zurück und brachte einen sehr ansehnlichen, braunglasierten Honigtopf gefüllt mit goldgelber Butter zum Vorschein, zum Erstaunen aller.
Des Zinggelers Alte, die Mutter der Braut, wollte nicht zurückbleiben. Auch sie verfügte sich watschelnden Schrittes zu ihrer Lade hin und brachte einen noch mächtigern Topf Butter herbei, stellte ihn triumphierenden Blickes vor die Pempin hin. Jubelnder Beifall erscholl aus dem Mund der

umstehenden Buben und Mädchen, und die Pempin meinte: »Ja, ja, das langt! würde langen (ausreichen), um ein ganzes Kaff (Dorf) damit abzufüttern! ... Nun aber, ihr Dillen, laßt das Plauschen und Tändeln, frisch an die Arbeit, ans Schälen und Rüsten der Gemüse – hübsch sauber und fein! ... Du, Gret, rupfst den Gockel und die Hühner, die des Doktors Buben herbeigebracht; du, Phili, machst dich an die Fisch' – wie viele Fisch' sind's? Drei Dutzend Forellen? Gut, so werft die Aale weg, die sind gut für die Hunde, sollen auch ihren Festtag haben ... Ihr andern fegt nochmals die Kochtöpfe rein, hurtig! Und was seh' ich? Noch kein Holz da, nicht ein Scheit?«

»Wie, kein Holz da?« riefen die Weiber im Chor entrüstet. Und nun ging ein Schelten und Schimpfen los über die faulen, »luderigen« Männer, die nichts täten, als »die Ochsenhaut gerben« und vorwegessen, was die armen Schicksen (Frauen) mühevoll herbeigeschleppt. So daß die großen bärtigen Gestalten froh waren, sich mit Beil und Handsäge bewaffnet eiligst in die Büsche zu schlagen.

Man fragte nach der Braut und nach der Lonny.

Die beiden Mädchen waren den Quellbach hinaufgegangen, bis in die muldenartige Waldschlucht hinein, wo er aus drei mächtigen Adern und mit murmelndem Geräusch aus der steilen und seltsam durchlöcherten Nagelfluhwand hervorsprudelte, um sich dann in ein weites, tief ausgehöhltes Becken zu ergießen.

Die Sage ging, daß in alten Zeiten, an mondhellen Sommernächten, sich die Waldfeen hier einzufinden und ihre glänzenden Glieder in die reine, silberklare Flut zu tauchen pflegten. Darum wohl waren Quellen, Teich und Schlucht von altersher von fast undurchdringlichem Buschwerk aus Eberesche, Hasel, Weiß- und Schlehdorn und Wildrosengesträuch eingeschlossen, darum auch die seltsam feierliche

Stille dieses einsamen, schwer zugänglichen Ortes, der selten von eines Menschen Fuß betreten wurde, es sei denn, daß ein grausamer Jäger das Dickicht nach einem entflohenen Häslein durchforschte oder eine Heimatlosenbraut hierher kam, um, wie gebräuchlich, am Hochzeitsmorgen in dem die Jugendfrische erhaltenden Dreiquellenteich zu baden.
So hatte auch Lonny, nachdem sie die Hunde als Wachen aufgestellt, des Zinggelers Else zum Brautbad geführt.
Danach begaben sich die Beiden an den sonnigen Waldrand, wo Lonny begann, der Braut das Haar kunstreich zu flechten und einen frischen Waldblumenkranz um die schweren, flachsgelben Zöpfe zu befestigen.
»Ach«, seufzte die Else, »das farblose, miese (abgetragene) Kleid! Ja, wenn man sich puppen (aufputzen) könnt', wie Mochumerinnen (Städterinnen), in Rausch (Seide) und Samt!«
Lonny tröstete: »Auch ohne Samt und Seide bist du schön...« Sie deutete auf den sonnenbeglänzten, blanken Bachspiegel hin: »Guck da hinein! Gelt, wie hübsch du aussiehst, wie stattlich, daß dich tausend vornehme Stadtbräute um den Glanz und die Schönheit beneiden dürften. Wie wird der ›Klein‹ sich freuen! Komm, laß dich hinführen!«
Das war ein Jubel im Lager bei ihrem Erscheinen: »Die Braut, die schöne Braut, juchhei! Na, ›Klein‹, mach dich heran! Und wir andern, laßt uns den Vater Böhme herbeiholen, daß er sie zusammengibt!«
Doch so rasch konnte der feierliche Akt nicht begonnen werden. Erst mußte der Bräutigam, Jörgens »Klein«, sich die vom Schüren des Lagerfeuers berußten Hände waschen: erst mußte er das soeben noch an der Haselstaude zum Trocknen aufgehängte, frische Hemd anziehen. Und dann, um den Bräutigamsanzug zu vollenden, mußte von dem einen guten



Kameraden ein buntes, baumwollenes Halstuch, von einem anderen der noch ziemlich gut erhaltene Hut geborgt werden, den dann die Mädchen noch mit Fliederblüten und Tannensträußchen schmückten. Hierauf wurde der Glückliche von seinen Freunden nach dem Mittelpunkt der Waldwiese geleitet wo die hochglühende Braut, umgeben von ihren Freundinnen, bereits wartete.

Auch der Patriarch Böhme, der als kaiserlicher Husar noch die Schlachten in Italien und bei Zürich mitgemacht, erschien. Der weißlockige, tiefgebeugte Greis vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten und mußte beim Gehen kräftig unterstützt werden. Man führte ihn vor das Brautpaar hin. Und nachdem Alt und Jung, Männlein und Weiblein um die Drei einen weiten ehrfurchtsvollen Kreis geschlossen, begann der Greis mit zitternder Stimme: »Also seid ihr, Barthle Kost, Jörgens Klein genannt, und Else Zinggeler, des Josten Tochter, willens und bereit, mit einander den Ring (Ehe) einzugehen für Zeit und Ewigkeit? ... Wie, ihr antwortet nicht?«

»Sie haben Ja gesagt, alle beide, Vater Böhme!« riefen mehrere Stimmen zugleich.

»Gut, so reichet euch die Hände! ... Das Reiflein, Junge, steck es ihr an den Finger – so! ... Also erkläre ich euch im Namen des ewigen Gottes als Mann und Weib! Ihr seid Zeugen: du Sonn' am Himmel, du unsichtbarer Mond und ihr Sternlein, zahllos am Firmament! Und ihr Menschen all', hier gegenwärtig, seid Zeugen, daß sie rechtmäßig zusammengegeben wurden als Mann und Weib für immerdar! ... Empfanget, ihr Brautleute, diesen Lindenzweig – zäh' und stark, wie sein Bast, sei eure Lieb' und Treu' zueinander, und wie der Schoß, in die Erde gesteckt, wachsen und sich ausdehnen wird zu einem mächtigen blühenden und beschattenden Baum, so soll auch euer Bund Wurzeln fassen hier

auf Erden, und euer Stamm gedeihen und blühen und sich mehren allzeit... Hier der Wanderstab, ergreift ihn, ihr beiden, zum Zeichen, daß ihr stets denselben Weg wandeln wollet in Fried' und Einigkeit, euer Leben lang... Dieser Stechpalmzweig – küsset ihn zum Gelöbnis, daß ihr auch der Ehe Müh' und Last teilen und tragen wollet, in Lieb' und Geduld und Verzeihlichkeit eurer Fehler und Gebrechen, und nimmer voneinander lassen wollet, auch nicht in Trübsal und Leid... So!«

»Den Bann, Uli, den Bann!« erscholl der kreischende Mahnruf der auf ihren Krückstock sich stützenden und die Zeremonie aufmerksam verfolgenden, alten »Holländerin«.

Und der Greis stotterte: »Ach ja, hätt's beinah' unterlassen!« Er ergriff die ihm dargereichte, frisch ausgehobene Handvoll Erde und sie in alle vier Windrichtungen ausstreuend, sprach er mit geheimnisvoller, zitternder Stimme: »Daß ihr jungen Eheleute, hinfüro gefeit seiet gegen der bösen Geister Spuk, gegen schlimmer Winde schädlichen Einfluß, gegen die Verwünschungen feindseliger Menschen, gegen giftiger Tiere Biß!... Mann und Weib, nun könnt ihr gehen!...«

Am mächtigen, prasselnden Lagerfeuer hantierte glühenden Angesichts Mutter Pempin, assistiert von der in der Kochkunst ebenfalls wohlerfahrenen Frau Grazin. Wie das brodelte und dampfte, schmorte und briet in all' den Kesseln, Pfannen und Töpfen; welch' ein angenehmer und appetiterregender Duft ihnen entströmte; aber auch welch' ein Qualm – sicherlich hätten die beiden schweißtriefenden, dicken Frauen es kaum auszuhalten vermocht, wäre die kirschgeistgefüllte Pulle nicht zur Hand gewesen, um die nötige Kühlung zu schaffen. Eben hatte die Pempin daraus wieder einen kräftigen Zug getan, der ihr einen leichten Hustenreiz verursachte und die Augen feuchtete, als ihr durch ein plötzliches vielstimmiges Aufjauchzen von der

Mitte des Lagerplatzes her, durch ein stürmisches Hochrufen, und durch den nun um die Brautleute lärmenden Ringeltanz bekanntwurde, daß die Trauung vollzogen war. Nachdem sie eine Weile sinnend zugeschaut, erhob sie ihre Stimme zu dem lauten, ärgerlichen Zuruf: »Heda, ihr Schicksen, seid ihr alle närrisch geworden, daß das Hüpfen kein Ende nehmen will? Keine Hand regt sich, um beim Anrichten behilflich zu sein – nun, wenn alles anbrennen und zu Schanden gehen soll, was ich mit so großem Fleiß gekocht, mir soll's gleich sein!«
»Wir kommen ja, Mutter Pempin, wir kommen!« riefen zwanzig Frauen- und Mädchenstimmen zugleich.
Und eine halbe Stunde später – welch' ein Schmausen, welch' ein Kauen und Schmatzen und Schlürfen und Benagen auf der von der Nachmittagssonne warm beschienenen Wiese; welch' ein fröhliches Zunicken und ermunterndes, neckisches Zurufen von hüben und drüben, nach rechts und links. Denn an lecker bereiteten Speisen, Fleisch, Fisch und Gemüse aller Art war in Hülle und Fülle vorhanden; die immer wieder frisch gefüllten Weißblech- und irdenen Platten kreisten unaufhörlich von Gruppe zu Gruppe. Nun wurde mit dem »Küchlein«-Backen begonnen; was sich an Butter und Schmalz vorfand im allgemeinen und privaten Besitz, alles wurde zerlassen bis auf den letzten Tropfen. Während ein Teil der Frauen den mit ungezählten frischen Eiern gewürzten Semmelteig knetete und in die verschiedenartigsten Formen brachte, stand der andere bei den Pfannen, um die Küchlein in die siedende Butter zu tauchen, bis sie hellgelb oder kastanienbraun gebacken waren um sie dann, auf die Platten hoch aufgeschichtet, den Speisenden möglichst heiß darzureichen. Der Segen in den Buttertöpfen und Mehlsäcken erschien heute unerschöpflich: Das Küchleinbacken wollte kein Ende nehmen. Als die Platten nicht mehr

zum Kochherd zurückkehren wollten, ein Beweis, daß jeder vollauf gesättigt war, wurde der übrige flüssige Teig mit den siedenen Butterpfannen hurtig nach der Haselhecke hingetragen. In tollem Übermut bog man die jungbelaubten Zweige herunter, tauchte sie erst in den Teig und dann in die immer noch brodelnde Butter, um sie dann »geküchelt« wieder in die Höhe schnellen zu lassen, damit Herren und Bauern ein anschauliches Zeugnis hatten, daß soeben in der »Bettlerküche« ein »Hauderfest« stattgefunden und wie hoch es dabei hergegangen...

Mit dem herrlichen Essen konnte jedoch nur das eine der Fest- und Magenbedürfnisse befriedigt werden. Nun kam der Durst und machte, heute auf ganz außergewöhnliche Weise und in steigendem Maße, seine Rechte geltend. Wie diesen Gesellen befriedigen? Zwar bot der bei der »Bettlerküche« vorbeifließende »Weiherbach« genug klare Flüssigkeit, was sich sowohl die erwachsenen Mädchen als auch die Kinder zu Nutze machten. Rauhe Männerkehlen dagegen verlangten einen edleren, kräftigeren Trank! Solches Naß wollte freilich mit klingender Münze bezahlt werden. Darum wurde denn auch der Zinnteller herumgereicht, die Beutelchen leerten sich, es leerten sich die Taschen, alle, Weiblein wie Männlein, die noch einen Batzen, einen Kreuzer ihr eigen nannten, ließen ihn auf dem Teller erklingen. Daraus wurde schließlich ein ansehnliches Häufchen. Zwei Männer gingen nach der nahen Weiherschenke und kehrten nach kurzer Zeit zurück, im Besitz eines Tönnchens herrlichen Fuselbranntweins, begrüßt mit schallendem, freudigem Hallo!

Erst jetzt begann sich die rechte Lustigkeit zu entfalten. Die Gesellschaft, bislang vereint, sonderte sich je nach Alter und Neigung in mehrere, ziemlich gleichstarke Gruppen ab: Hier die Kinder, die, abgefüttert und getränkt, in den grünen

Wald hineinliefen zu Spiel, Vogel- und Schmetterlingsfang; da die erwachsenen Mädchen und Burschen, darunter auch das soeben getraute Ehepaar, in Lied und Scherz und Neckereien sich ergehend; dort die Mütter, Kaffee trinkend, plauschend und tratschend; hier die Männer, um das Tönnchen gelagert, das Gläschen fleißig kreisen lassend und sich Wander-, Wunder-, Kriegs-, Räuber- und Spukgeschichten erzählend. Sie wurden unterbrochen durch die Zinggeler-Fränzele, die im Namen der Mädchen das Gesuch vortrug, der Schwarzwälder-Antönele möchte zum Tanz fröhliche Weisen blasen. Solch' schönem Mund konnte der Gebetene nicht widerstehen, zumal auch die Männer wohlgelaunt einstimmten: »Ja, Tönele, geh, tu ihnen den Gefallen!«
Hei! wie sich beim lustigen Klang der Klarinette, die vom Kohlerthys (Mathias) auf der Querpfeife gar nicht schlecht begleitet wurde, die Paare schwangen und drehten, wie hell und übermütig die Jauchzer erschollen, daß es im Walde laut widerhallte, und der Fuhrmann auf der Landstraße und der Bauer auf dem Acker verwundert lauschten und ärgerlich brummten: »Was, zum Henker, mag denn wieder los sein, drüben in der ›Bettlerküche‹?«
Die riesigen Tannen begannen immer längere Schatten auf die Waldwiese zu werfen, durch die Baumlichtungen fielen die Sonnenstrahlen immer schräger und goldener herein, der Abend nahte, dämmernd und kühl. Unsere Haudererleute jedoch fühlten kein Frösteln, und weit entfernt nachzulassen, schienen Luft und Fröhlichkeit sich nun erst recht zu entfalten. Pech- und Harzfackeln wurden an eingerammten Pflöcken befestigt, rascher kreiste die Branntweinflasche von Mund zu Mund, wurde auch von Frauen nicht mehr verschmäht; greller schrie die Klarinette, ungestümer faßten sich die Paare, wilder und wilder raste der Tanz, heiserer erklangen die Jauchzer.

»Lonny«, ächzte die »Holländer«-Alte, »warum trinkst du nicht?«
»Mag nicht – brennender, stinkender Sarof (Schnaps) – pfui!«
»Und vom Tanz machst dich weg zu mir altem Weib! Freut's dich denn nit, das lustige Drehen, ein solch' jungkräftig Blut?«
»Mir ist nicht wohl in dem Trubel, er ekelt mich an – weiß nicht warum!«
»Ei, du meine Güte, was man nicht alles hören muß! Eine zwanzigjährige, hübsche Dille findet keinen Gefallen an Kurzweil und Tanz – bist du noch bei Trost, Mädchen? Schau dort die Burschen, wie sie sich nach dir umsehen, des Zinggelers Bub', der hübsche« –
»Ist betrunken!... Ich bleib' bei dir, Großmam, diesen Abend – sei so gut!«
Es half nichts, daß die Mutter Grazin sie schalt, daß selbst der Vater Graz, dick wie eine Biertonne, eigens herangewackelt kam und ihr mit lallender Zunge Vorwürfe machte über ihr absonderlich, zimperlich-närrisches Gebahren; die Lonny blieb bei ihrem Vorsatz, verharrte bei ihrer Großmutter, am hochflackernden Lagerfeuer.
Es half nichts, daß die abgewiesenen Burschen sie höhnten und die Mädchen die glühenden Köpfe zusammensteckten und sich zuzischelten : »die Prinzeß – seht mal die tugendhafte, hochmütige Prinzeß!«
Aufs neue begann der Taumel, wilder und ausgelassener gestaltete sich die Lust, die Orgie.
»Großmam!« bat Lonny, »wir wollen schlafen gehen! Ich helf' dir in den Wagen steigen, ich hebe dich hinein!«
Im Wagen, sobald sie es sich bequem gemacht, begann sie leise zu summen:

Wenn du mir nur gut bist,
wenn du mir nur treu – –
und ihren Lippen entfuhr es leise und innig: »Fried! Fried!«

– – Am folgenden Morgen – welch' ein Bild bot die »Bettlerküche«!
Koch- und Eßgeschirre, ungespült und einige davon zerbrochen, verbeult und zerstampft; ausgebrannte Fackelstümpfe, stöpsellose, leere Pullen, abgestreifte Haarbänder, zerknüllte Hüte und Mützen, Tabakspfeifen, Schlappschuhe und Kleiderfetzen, welke Blumen und abgerissene Blumenstengel, samt dem arg zerzausten Brautkranz lagen auf dem zerstampften Rasenboden umher, dazwischen mächtige Männergestalten, mit verzerrten Gesichtszügen und die Gliedmaßen weit ausgestreckt – nur wenigen schien es gelungen zu sein, sich unter die Wagen oder die Waldbäume zu verkriechen. Sogar Weibsleute lagen darunter...
Und die junge »Holländerin«, als sie nach kurzem Schlaf aus dem Wagen sprang, empfand bei diesem Anblick einen unaussprechlichen Ekel. »Waren das noch Menschen?« Dann fragte sie sich voller Bangigkeit und Entsetzen: »Sind sie überhaupt noch lebend und bei Sinnen?«
Sie begann sich nach den Ihrigen umzusehen. Hier, mit dem Rücken an ein Wagenrad gelehnt, hockte ihre Mutter, das tuchumhüllte Haupt tief auf den Schoß niedergebeugt, wakkelnd, schlummernd; unter dem Wagen lagen, quer übereinander, ihr Bruder Hänel und Glinz, der Stelzfuß, beide schlafend, der letztere mit offenen, gläsernen Augen. Wo aber befand sich ihr Vater? Nach längerem bangem Suchen gewahrte sie endlich zwei lange, dicke Männerbeine, die sie an dem losgerissenen Flickstück der Pluderhosen gleich als ihres Erzeugers erkannte, aus der den Quellbach säumenden Hecke hervorschauen; der Kolossalleib selbst war, das Haupt

voran, in das wirre Gestrüpp gezwängt, eine Hand hielt noch krampfhaft die leere Pulle umfaßt. Offenbar hatte der Mann vor dem Sichschlafenlegen noch Wasser schöpfen wollen, und es war ein Glück zu nennen, daß er bei dem Versuch in dem stacheligen Gebüsch kraftlos steckengeblieben war, denn wie leicht hätte er sonst in den raschfließenden Weiherbach fallen und ertrinken können! Das begriff Lonny auf den ersten Blick und begann daher, den fühllos Daliegenden an den Beinen rückwärtszuzerren und ließ nicht nach mit Bitten und Schelten, bis er einigermaßen munter wurde und sich aus der seltsamen, dornenvollen Lage befreit hatte. »Ich sterbe vor Durst!« stöhnte er. »Kind, hast mir nichts zu trinken? Und wie sehr mich der Kopf schmerzt!«
Als er taumelnd den Wagen erreicht hatte, lallte er, zu seiner Gattin gewendet: »Ist es denn wahr, Lene, daß der Saft (Branntwein) gänzlich alle? Auch nicht ein Gläschen mehr? Welch' eine Schand'«, polterte er, »welch' eine Elendigkeit von euch allen, alles so rein auszusaufen!«
Aber auch die Mutter Grazin befand sich in keiner rosigen Laune; sie klagte über Übelkeit, Kopfschmerz und heftiges Magendrücken. Und der Morgengruß, den ihr Herr Gemahl auf seine unhöftliche Anrede zu hören bekam – wir wollen ihn lieber nicht anhören.
Die übrigen Gefallenen des Tages oder vielmehr der Nacht, fingen auch an, sich zu regen und verwundert auf- und um sich zu schauen. Was sie jedoch vollends munter machte, war das unerwartete Erscheinen des Forsthüters, diesmal sogar begleitet von säbelbehangenen Dienern der Ortspolizei. Die Wächter der öffentlichen Ordnung erhoben harte Beschwerde wegen des stattgefundenen nächtlichen Unfuges, nämlich des maßlosen Feuerns sozusagen mitten im Wald und zu solch' trockener Jahreszeit. Die Brandröte sei weit und breit zu sehen gewesen und habe sogar in entfern-

ten Orten zu Lärmsignalen und dem Abfahren der Feuerspritzen Anlaß gegeben. Bereits seien strafrechtliche Schritte eingeleitet worden, weshalb man, gut tun würde, den Platz und die Gegend ungesäumt zu verlassen. Wer also nach Verfluß einer Stunde noch auf der Stelle getroffen werde ---!

Der tapfere Forsthüter verschwieg, daß er schon bei Anbruch der Nacht von seinen Vorgesetzten nach der »Bettlerküche« entsendet worden war, um dort Ordnung zu schaffen; daß er in Begleitung der ihm beigegebenen beiden Schutzleute aus unmittelbarer Nähe, nämlich von der Höhe des angrenzenden »Bännlihügel« aus Augen- und Ohrenzeuge des gespenstigen Fackeltanzes, sowie der ganzen wilden Szene gewesen, es aber nicht gewagt hatte, vorzutreten und einzuschreiten, aus wohlbegründeter Furcht, von den zwei Dutzend baumstarker, aufgeregter Gesellen mißhandelt zu werden.

Nun aber, am hellen Morgen und unter dem Einfluß des Katzenjammers, der diese Leute offenbar befallen, durfte ein ernsthaftes Wort schon gewagt werden. Es tat auch seine gehoffte Wirkung, die Männer ließen die Köpfe mutlos hängen. Nur der »Holländer«-Graz, unwirsch darüber, daß ihm kein gewohntes Morgenschlückchen geblieben, zog die Oberlippe verächtlich in die Höhe, machte tellergroße Augen, deren Weiß unheimlich, drohend hervorschimmerte, spuckte grimmig und tatenkühn in die Hände und rief, dicht vor den Forsthüter hintretend, mit heiserer, höhnischer Stimme: »Sag mir das Ganze noch einmal, Männchen, hab's nicht recht begriffen!« Dieser, erschrocken zurückweichend, sah sich ängstlich nach seinen beiden Schutzleuten um, die bereits die Absicht verrieten, schleunigst die Flucht zu ergreifen. Doch schon hatte die Frau Grazin ihren Mann am Arm gefaßt, und nun machten sich

auch die übrigen, Männer wie Weiber, heran mit der eindringlichen Zurede, er möge doch keine Unbesonnenheit begehen; bis der Gewaltige, Erzürnte sich endlich zu dem Versprechen herbeiließ, die »Teckel« ungeschoren abziehen zu lassen.
Die Grazin schalt: »Statt Maul und Händ' zu Dummheiten zu gebrauchen, Graz, geh du lieber, wenn den Wagen nicht selbst ziehen willst, unsern ›Grau‹ suchen, der sich die Nacht über vom Strick und davon gemacht hat, weiß Gott wohin!«
»Der ›Grau‹?« stammelte Graz; denn der Gedanke, des Esels Dienste selbst übernehmen zu müssen, erfüllte ihn mit Widerwillen und Grauen. Aber schon brachten Hänel und Lonny den Vermißten, Entlaufenen aus dem Busch zurück in dem er sich den Morgen über gütlich getan an zartem Junggras und saftigen Baumblättern, und nun, an seine Pflicht gemahnt, Ohren und Unterlippe mißmutig hängen ließ.
Nun ging es an ein Aufpacken und Verladen. Mancher Gegenstand wurde vermißt, mancher Zank und Streit entstand darüber, auch über Zerbrochenes und Verdorbenes, das niemand verschuldet haben wollte.
Der Stelzfuß, der diesmal wider Willen mit in den Kreis der Zechenden gezogen wurde, war gar nicht ins Bewußtsein zu bringen, der Ärmste mußte wie ein Frachtstück auf den Wagen geladen werden.
Dann brach man auf, ohne besondere Verabschiedung, die einen nach hierhin, die andern nach dorthin, je nach Plan und Abrede oder auch ziellos in die Welt hinaus.
Die frühlingslustige Welt – ja, wenn man nur nicht alle Vorräte und das letzte Stückchen Drat bei dem Fest in der »Bettlerküche« hätte draufgehen lassen! So ohne Frühstück und Magentrost, dazu mit müden Gliedern und schwerem Kopf weiterwandern zu müssen, war nicht sehr angenehm.

Es waren nicht wenige, die gern nach dem soeben verlassenen Lagerplatz zurückgekehrt wären, um sich an die »geküchelten« Haselstauden zu machen. Aber dies mußte man den Bauernbuben überlassen, die, ihre Ziegen und Schafe auf die Waldweide treibend, sich lüstern nach den hier nicht ungewöhnlichen Leckereien umzusehen pflegten.

Zehntes Kapitel.

»Unsere Lonny könnte des Zinggelers Ede bekommen. Was sagst du dazu, Graz?«
»Den Ede?«
»Ja, den Ede! Bei der Hochzeit trat er ihr schier die Zehen ab; und gestern, in der Langenthaler Hardt, bekannte er's frei heraus, ihr und auch mir. Das Mädchen hat sich taubgestellt, ihn kalt abziehen lassen. War das nicht dumm?«
»Hm! Hm!«
»Was, hm, hm? Der Ede ist ein stolzer, gefixter Bursch', der gefixteste von allen, die ihr bisher nachgestrichen; und dazu fein und auskennig auf Weg und Steg, versteht sich sogar aufs Bogenstreichen, kann seinen schönen Kreuzer verdienen bei Märkten und auf den Drehscheiben (Tanzböden)... Und einen wird sie doch haben müssen, wird nicht in die Drille (Kloster) gehen wollen, eine solch hübsche Dille!«
Vater Graz dehnte seinen nicht eben kleinen Mund zu einem lauten, gleichmütigen Gähnen aus, worüber seine bessere Hälfte sich arg erboste und scheltend ausrief: »Da seh mir mal einer diesen zärtlichen Familienvater an, der so besorgt um das Wohl der Seinen ist! Denkt halt nur an sein gefräßig' Maul, an die eigene träge Haut, an seine Pulle, alles andere ist ihm Wurst – gelt?«
Die Großmutter, an welche die Grazin sich nun mit ihrem

mütterlichen Anliegen wandte, meinte: »Wegen des Zinggelers Bub', da kann ich dem Kind nicht so ganz Unrecht geben, daß es sich besinnen tut. Wir sind halt doch die ›Holländer‹, und wenigen mag's bekannt sein und auch dir selbst nicht, Lene, was das besagen will. Drum höre!«
Sie nahm mit zitternden Fingern eine Prise und fuhr dann erzählend fort: »Unser Stammvater war von Geburt aus keineswegs ein Hauderer wie wir, vielmehr stammte er wirklich aus den Niederlanden; aus gar vornehmem Geblüt und hieß van der Peere oder dergleichen. Und sein Alter war Burgemorum (Bürgermeister) einer reichen Stadt – der Name ist mir entfallen. Und als die Spaniolen vor die Tore gerückt kamen mit Donnerbüchs' und Knallscheit, mit Rad und Galgen, um die alten Freiheiten zu unterdrücken und den neuen Glauben, da hieß sie der Alte willkommen mit Kugeln und Lanzenstichen; und hielt sich ausnehmend tapfer; ließ sich am End' gar noch umbringen, ehe er von der Stelle wich auf der Schanze. Sein Jüngelchen aber, als er alles verloren sah, sprang über die Mauer und rettete sich in Kafferkleidern von Land zu Land, über den Rhein, ins Fricktal hinein. Hier trieb er sich als Geiger und Flötenspieler herum auf Märkten und Ringfesten (Hochzeitsfesten), weshalb ihm auch der Name ward, Heinz Pfeiffer, der Holländer. Er hatte sich aber zu Haus', auf gelehrter Schul', mit der Heilkräuter- und Doktorwissenschaft abgegeben; und er fing an zu heilen, Land auf und ab, Mensch und Vieh; und blieb daneben der lustige Geiger, das sorglose Blut, so daß jeder sein frühes End' bedauerte an der giftigen Seuche, von der er so viele andere kuriert... Von ihm hat's seine Schickse (Frau), haben's seine Nachkommen geerbt, das Heiltränklein- und Wundsalbenbereiten, bis manch Kostbares verlorenging im Laufe der Zeiten. Von ihm stammt auch das Pergamentbüchlein, dort in der Wagentruhe, von ihm selbst

geschrieben – ja, wer die wunderlichen Schnörkel lesen und verstehen könnt'!«
Nachdem sie einen heftigen Hustenanfall überwunden, begann sie von neuem: »Ja, wir, die ›Holländer‹, sind vornehmen Geblüts, und mein Großvater meinte oft, es sei doch dumm und leichtsinnig von unserem Ahn gewesen, daß er, statt sich in das Bötzberger Köhlermädchen zu verlieben, in späteren Friedensjahren nicht nach Haus' gegangen, um sich nach seinem väterlichen Gut, was etwa noch verblieben, umzusehen. Allein es war eben das leichtfertig' Blut, das Land ihm lieb und das Wandern zur zweiten Natur geworden... Um nun aber von den Zinggelers zu reden – wer sind sie? Woher stammen sie? Aus dem Entlebuch, wo ihr Ahn Kuhknecht gewesen oder Hanf gesponnen und mehr Buben besessen, als Geißen (Ziegen); oder aber, wie andere wissen wollen, aus der Horwer Gegend, wo der Altalt (Großvater) Schiffer gewesen und wegen Kohl (Schwindel, Betrügerei) des Landes verwiesen worden. Und wenn auch nichts dran wahr sein sollte wegen dem Kohl – zu uns können sie sich doch nimmer zählen, und so einen, wie des Zinggelers Junge kann die Lonny, die ›Holländerin‹, zu jeder Zeit kriegen, auch wenn der Markt vorbei ist, dünkt mich!«
»Da muß ich mir's denn gleichfalls als besondere Ehr' und Gnad' ansehen, daß ich einen solch' feinen, vornehmen Mann gekriegt, ei der Tausend!« Die Grazin sprach's, zu ihrem Gatten gewendet, mit gedämpfter Stimme und höhnischer Gebärde. Worauf ihre Schwiegermutter, die es gleichwohl vernommen haben mußte, eifrig und mit Nachdruck entgegnete: »Ja, ja, Lene, darfst alleweil stolz sein, das will ich meinen! ... Aber gleichwohl, was ich dir soeben gesagt, du sollst mir nicht zürnen, auch wird es wohl das erst' und letzte Mal sein, daß ich dir davon –– ach, dieser entsetzliche Husten... Das Reden, es macht mir so Müh' und bang!«

Das war zu Friedau an der Aare, oder vielmehr am buchenwaldbeschatteten Ufer des Rotbaches, wo dieses Gespräch stattfand.
Von hier gelangte die Wanderfamilie nach der »Kreuzstraße«, wo die Wege sich schieden nach mehreren Richtungen hin. Welchen nun einschlagen? Eigentlich gab es kein Besinnen, denn das »Geschäft« blühte zu dieser schönen Jahreszeit allerorten, bloß durfte man die altbewährte Haudererregel nicht außer acht lassen: »Einen guten Freund sollst niemals überlaufen (zu oft besuchen)...« Also hielt man Rückschau und Rat: Diesen Strich haben wir soeben, jenen unlängst »abgekloppt«; schließlich wurde der, den man am längsten nicht mehr »bearbeitet« hatte, und in dem das Städtchen Krotzingen lag, ausgesucht. Es mußte auffallen, daß Lonny, ganz wider ihre Gewohnheit, sich ebenfalls an der Debatte beteiligte; dabei tat sie so seltsam erregt; als beiläufig auch der Zackenhof erwähnt wurde, errötete sie über und über. Sie riet lebhaft von jener Gegend ab und schlug dafür als vorläufiges Reiseziel das aargauische Freiamt und das Fricktal vor, da es sie mächtig gelüste, auch einmal den Rheinstrom zu sehen; und sie hatte die Genugtuung, daß ihrem Wunsch, wenn auch erst nach langem Zögern, wirklich willfahren wurde.
Auffallen mußte es ferner, daß die Großmutter, die früher in solchen Dingen stets das entscheidende Wort geführt, sich seit einiger Zeit von diesen Beratungen mehr und mehr fernhielt. Ja, diesmal von der Grazin ausdrücklich um ihre Meinung befragt, schüttelte sie traurig das greise Haupt und stöhnte: »Ach, mir ist alles eins, wo ihr mich hinführt... Am liebsten blieb' ich gleich sitzen oder liegen, am liebsten tät' ich mich gleich ergeben dem langen, endlosen Schlaf!«
Und als man tags darauf von Aarburg aus den Engelberg

überschritt, wandte sie sich, im Wageninneren kauernd, mit der Fage an ihre Enkelin: »Wo befinden wir uns, mein Kind? Ach, mein Aug' ist fast erblindet, ich seh' von der Sonne nur noch den blassen Schein ... Und meine Händ' und Füß' – fühl' an, wie steif und kalt! ... Also was habt ihr ausgemacht, wohin wir reisen werden? Ich hab's schon wieder vergessen!« Und auf Lonny's freundlichen Bescheid, daß man an Aarau vorbei nach Schinznach und Baden ziehe, gegen den Rhein hin, murmelte die Greisin: »Schinznach – ist's nicht zu Schinznach, wo mein Mann begraben liegt, der arme Wolf? 's ist schon lange her, so viele, viele Jahr' – ich kann sie nimmer zählen, bin so schwach geworden im Hirn ... Wolf erwartet mich!«

Am folgenden Morgen konnte Lonny ihre Großmutter lange anrufen, sie rütteln und anschreien – Großmam war nimmer aufzuwecken, war steif und kalt. Sanft, mitten im Schlummer, hatte der Engel des Todes ihre Seele abberufen und in ein besseres Jenseits hinübergeleitet, wo keine »Polente« ihr mehr hemmend den Weg vertrat und das Wanderleben verbitterte.

Der Zufall wollte, daß ihre entseelte Hülle in demselben Schinznach, auf demselben Gottesacker unweit der Stelle der Erde übergeben wurde, wo auch ihr Wolf ruhte, an den sie in ihren letzten Lebenstagen so oft gedacht hatte.

Die Trauer der ganzen Familie um die Dahingeschiedene – selbst die Frau Grazin nicht ausgenommen – war groß und aufrichtig.

Viele, viele Jahre hindurch war sie allen alles gewesen: Wegeleiterin, Ratgeberin, Zuschafferin, bei allen Geschäften und Vorkommnissen Leitende und Ausführende zugleich.

In ihr war, wie in keiner zweiten, der Typus einer echten, richtigen »Hauderin« (heimatlose Wanderfrau) verkörpert; sie verfügte, wie keine andere, über alle die Eigenschaften

und Hilfsmittel, um sich die seßhafte Welt auf freundliche, friedsame Weise abgabepflichtig zu machen.
Besonders der Lonny ging der Verlust der geliebten Großmutter sehr nahe. Wie sie selbst der bevorzugte Liebling der Verblichenen gewesen, so hatte auch sie sich stets innig zu der Großmam hingezogen gefühlt, in höherem Grade noch als zu ihrer Mutter. Ihr hatte sie alles vertraut von Kindesbeinen an, was ihr junges Herz erfreut, gehofft, geschmerzt und geängstigt, alles bis auf eines...
Alles, bis auf ihre Liebe zu des Zackenbauern Sohn.
Sie war mehrmals im Begriff gewesen, den ganzen herzquälenden Sachverhalt mitzuteilen, sich ihren klugen Rat zu erbitten, und hatte es von einem Tag auf den anderen verschoben, aus lauter jungfräulicher Scheu und kindischer Zaghaftigkeit, aus Furcht, verlacht oder als Törin gescholten zu werden.
Nun reute sie diese Unterlassung sehr. Der Großmutter Wort wäre ihr ein großer Trost gewesen in diesen Tagen qualvoller Entsagung.
Entsagung? Ja, dazu war sie entschlossen. Sie wollte nicht nur die Liebe, selbst der Liebeserinnerung gewaltsam entsagen. Schon tausendmal, seit jenen Weihnachtstagen, hatte sie sich gesagt: »Er, der Fried, wird den Vorfall als Jux betrachten, den sich ein Jüngling von solcher Stellung einem armen Mädchen gegenüber erlauben darf. Und ich Einfältige habe die schönen Worte als bare Münze genommen – wie ich nur glauben konnte, daß er mich ernsthaft und mit redlicher Absicht liebt!«
Sie besah sich ihr einziges armseliges Kleid, die ärmlichen Habseligkeiten der Ihrigen, die Ihrigen selbst, so niedrigen verachteten Standes; und sie begann sich des eigenen Herzens zu schämen, das sich auch nur einen Augenblick an diesen Bauernsohn hatte hingeben können mit Hoffnungen,

die sich nie und nimmer verwirklichen konnten, und sich auch bei Leuten ihres Standes noch niemals verwirklicht hatten. Sie nahm sich ernsthaft vor, seiner gar nicht mehr zu gedenken, ja, das wollte sie! Sie wollte auch alles tun, was in ihren Kräften stand, um einer erneuten Begegnung mit ihm auszuweichen, daß der »Strich« nach jener Gegend, wo der Zackenhof lag, gemieden oder doch wenigstens möglichst weit hinausgeschoben würde.

Und doch gab es wieder Augenblicke, wo ihr schwaches Herz sagte: »Ich würde gern wissen, wie weit sein Verhältnis zu dem reichen Mädchen gediehen, ob er sie vielleicht schon genommen? Der Alte wird ihm keine Ruhe mehr gelassen und seinen Widerstand längst gebrochen haben!...«

Sie hatte die schönsten Wald- und Feldblumen zusammengesucht, um damit ihrer Großmutter Grab zu schmücken und einen Trauerweidenschoß, den sie sich von dem alten Totengräber erbeten, in die frische Erde gepflanzt, als Grabmal, das die Ruhestätte der alten Hauderin bezeichnen sollte; sie gab ihre letzten sieben Kreuzer hin, damit der Alte das Pflänzlein hege und schone.

Dann wurde aufgebrochen. Die Gegend war neu, und an Konflikten mit Standesgenossen, die diese Konkurrenten mit scheelen Augen betrachteten und ihren Gefühlen auch lauten, gehässigen Ausdruck verliehen, fehlte es keineswegs. Doch zeigte sich der Mutter Grazin beredter Mund diesen Angriffen um so mehr gewachsen, als sie sich in allen Fällen auf den tatkräftigen Beistand ihres Gatten verlassen konnte, mit dessen herkulischen Fäusten niemand anzubinden wagte. Also war der Mann doch wenigstens in dieser einen Beziehung nütze.

Seit längerer Zeit hatte die Mutter Grazin den Hausierhandel zum größten Teil persönlich in die Hand genommen. Seit dem Tod ihrer Schwiegermutter versuchte sie sich, die vielfa-

chen erhaltenen Anleitungen nützend, auch im Kartenschlagen und Wahrsagen; desgleichen in der Heilkunde, erst nur schüchtern, dann aber, von Erfolgen ermutigt, mit wachsender Kühnheit.
Dieser Umstand hatte freilich zur Folge, daß die Lonny sich an den »Herd« begeben, und ihre schlanken »prinzeßlich«-feinen Fingerchen mit rußigen Kochtöpfen, splitterreichen Holzscheiten und allerhand Speisestoffen in Berührung bringen mußte. Sie tat es mit Eifer und bemerkenswertem zunehmendem Geschick, zur Zufriedenheit aller, selbst der sehr kochkundigen Mutter.



Zwischen Fislisbach und Rohrdorf wurde ein großes »Ballertfest« (Waldfest) abgehalten. Den Anlaß bot die Taufe eines Haudererkindes, des »Krähendoktors« Wiesel (Alois) seines.
Der Hochwald prangte im üppigsten Sommergrün und in seinem tiefdunklen Schatten, auf dem weichen Moosboden des »Hasentobels« ruhte es sich wohlig, sowohl in der Hitze des Tages, als auch in lauwarmer Nacht.Ein volles Dutzend, durch Verwandtschaft oder Freundschaft verbundener Wanderfamilien hatten sich auf verschiedenen Wegen zu dem Fest eingefunden, darunter, als die vornehmsten, auch die »Holländer«.
Der Täufling, ein mehrere Wochen altes, kräftig strampelndes Knäblein, wurde ins nahe Pfarrdorf, wo die heilige Handlung vollzogen werden sollte, getragen. Als Paten fungierten des Zinggelers Ede und die »Holländer«-Lonny. Jeder schaute dem dahinschreitenden Paar wohlgefällig nach, und die Meinung war unbestritten, daß es ein stolzeres und schöneres nicht geben könnte. »Man wird sie angucken, im Kaff drinnen!« hieß es.

Aber die Bauern, mit der Heuernte beschäftigt, hatten Besseres zu tun, als solchen »Bettelleuten« nachzuschauen. Auch der Ortspfarrer fand es, nach vollzogener Taufe, nicht einmal der Mühe wert, sich nach den Namen der Paten zu erkundigen, sondern begnügte sich, nachdem er den Täufling ins Pfarrbuch eingetragen, die oberflächliche Bemerkung beizufügen: »Eltern und Taufzeugen: omnes vagabundi.«
Dafür wurde der Taufzug, als er in den »Hasentobel« zurückkehrte, mit lautem, fröhlichem Hallo begrüßt. Außerdem waren auf dem schwellenden Waldmoos eine Menge mit wundervoll zubereiteten Speisen gefüllte Platten aufgetischt, darunter ein Gericht, das den Geruchsorganen aller Festgenossen ganz besonders schmeichelte, nämlich ein mächtiger, feinduftender Hammelbraten. Lizzi, des »Iltishanoggels« Töchterlein, hatte nämlich am Abend zuvor, in Übereinstimmung mit der übrigen anwesenden Mädchenwelt, die Bemerkung fallenlassen, wie sehr ihr diesmal, bei der sommerlichen Hitze, der Genuß von buttertriefenden »Küchlein« oder gar von gesalzenem, geräuchertem Schweinefleisch zuwider sei, und dabei das Stumpfnäslein gar vornehm verächtlich gerümpft. Das hatte des »Krähendoktors« Jüngster, der ein Auge auf das Mädchen hatte, sich eiligst gemerkt. Am Morgen hing ein ausgeweidetes Schaf, ein fetter Jährling, an dem Buchenast. Wie der Rees (Andreas) zu dem Lamm gekommen, er, der sonst nicht den roten Kreuzer besaß, um sich ein Tütchen Tabak zu kaufen? Niemand fragte groß danach, jedermann fand den Braten ausgezeichnet. Auch ein sehr ansehnliches Fässel klaren Apfelmostes hatte man sich verschafft; der Most freilich hatte nicht so billig erworben werden können.
Von der längs des Waldes sich hinziehenden Talstraße her erscholl lautes Peitschengeknall; es waren die Bauern, die

Heu einfuhren, Wagen um Wagen. Auf den Wiesen und Äckern wimmelte es von Leuten, die vom frühesten Morgen an bis in die späte Nacht, im Schweiße ihres Angesichtes, bei Sonnenglut, Schwarzbrot, Sauermilch oder auch nur Wasser sich abmühten, den Erntesegen einzuheimsen. Von Zeit zu Zeit, um sich und anderen die harte Arbeit zu versüßen, ließ einer der Burschen einen lahmen Jauchzer steigen, dazwischen erklang Mädchengesang, Scherzworte wurden ausgetauscht.
Drinnen im schattenkühlen Wald fanden Jauchzer und Gesang laute, übermütige Erwiderung. Hier ließ man, bequem ausgestreckt und bei kreisendem Humpen, den Täufling, das glückliche Elternpaar, vor allem aber die hübschen Patenleute hochleben.
Unsere Lonny ließ diese Huldigung mit stillem Gleichmut über sich ergehen; während Eds Augen vor Lust und Wohlbehagen, vor stummer Liebesglut hell funkelten. Er konnte seine reizende Patin nicht genug ansehen und bewundern. In dem Maß, wie diese immer scheuer und zaghafter von seiner Seite rückte, suchte er sich ihr nur mehr zu nähern; bis er endlich, von unbändiger Lieb' und Lust erfaßt, ihre Hand ergriff und den schon einmal geäußerten Antrag stürmisch wiederholte: »Lonny, werd' du die Meine! Guck, ich will dich auf Händen tragen, für dich durchs Feuer gehen, wenn du's verlangst. Lonny, weis' mich nicht zurück, Lonny, sag endlich ›Ja‹! Und zu Michaeli schon soll das Ringfest (Hochzeit) sein!«
Die Schöne aber wies seinen Antrag erneut zurück, beteuernd, ihre Eltern nicht verlassen zu können, wenigstens jetzt noch nicht, die nächsten Jahre nicht.
Bei einbrechender Dunkelheit ließ sie nicht nach mit Bitten und Beschwören, bis ihre Mutter endlich einwilligte, mit ihr das Lager aufzusuchen.

Draußen, beim gespenstischen Schein der Kienfackeln, wurde das Zechen und Gröhlen fortgesetzt, denn nun hatte auch noch Branntwein herzugemußt.
Drinnen, im Planwagen, sprach die Mutter Grazin ärgerlich: »Jetzt, wo die rechte Lustigkeit erst anfängt, muß ich beiseit' sein. Der Gesang, der Tanz, die lustigen Reden!«
»Ach, Mutter, sie sind ja alle betrunken!«
»Was, betrunken? Angeheitert sind sie, wie sich's geziemt bei einer fröhlichen Schwabbinerschwemme (Kindstauffest). Und du scheust vor deinem Götti (Paten), als wär' er der wilde Mann oder hätt' die Räud' am Leib. Und ist er doch der hübscheste, drallste Scheecks (Haudererbursche) weit und breit!«
»Ein Scheecks!« wiederholte das Mädchen leise, geringschätzig.
Das brachte die Mutter nur noch mehr auf. »Wie«, rief sie, »du verachtest gar noch unsere Leut'? Nun wundert's mich nicht, daß alle Dillen dich hassen und dir den Spottnamen gaben! Oder hast's etwa nicht gesehen, wie sie, bei deinem aparten, nonnenhaften Tun und Ausreißen, die Nase rümpften, sich mit dem Ellbogen anstießen und allerlei in die Ohren zischelten? Und als du mich mit dir fortschlepptest zur vorzeitigen Ruh', schier mit Gewalt – hast du's nicht gehört, das höhnische Kichern und Lachen? Ich wohl, nur zu gut! ... Scheecks – als ob ein solcher, zumal ein braver, dir nicht genug sein sollte! Oder willst dich etwa nach einem Kaffer umsehen oder gar nach einem geschniegelten Mochumer, um dich von einem solchen anführen zu lassen? Nun, so sprich!«
Da entgegnete das Mädchen weinerlichen Tones: »Ich verachte niemanden. Aber ich mag auch keinen heiraten, sei es, wer es wolle, glaub mir's, Mutter! Am liebsten möcht' ich immerfort bei dir bleiben, bei den Meinen.«

»So? Gar keinen magst haben? Da muß ich doch schier laut auflachen! Gar keinen – wo ist die Dille, die gar keinen mag? Eher würd' ich dir glauben, wenn du sagtest, du hättest bereits ein Aug' auf einen andern geworfen und wollest es verhehlen, weil mir's nicht anvertrauen magst, weil du mich nicht liebst, wie du solltest, wie du deine Großmam geliebt... Wie, du schluchzst, du weinst? Die andern – siehste? – die andern singen, tanzen und treiben allerhand lustige Kurzweil. Und du hängst den Kopf und weinst und weißt wohl nicht einmal warum – wie eigensinnig, wie wunderlich!«
Plötzlich fuhren beide Frauen erschrocken von ihrem gemeinsamen Lager auf: Das aufgespannte Segeltuch über ihren Köpfen wurde gewaltsam aufgerissen, und durch die Lücke sah man, im Widerschein des Fackellichtes, einen runden struppigen Männerkopf, und eine Hand fuhr herein, auf dem Waldheu raschelnd herumtastend.
»Lonny!« rief es flüsternd, lallend, »Lonny, wo steckst du denn? Komm heraus, ich bin's, dein Ede... Ich will, ich muß dich haben, mein Schatz, zum Fackeltanz! Ich nehm dich mit Gewalt, ich kann ohne dich nicht sein!«
Da war es doch wieder die Mutter Grazin, die zum Schutz ihrer Tochter energisch die Stimme erhob: »Mach, daß du fortkommst, Ede! Zu dieser Stund' hast hier nichts zu schaffen. Fort, oder ich werde den Graz herbeirufen!«
Fluchend und stolpernd machte sich der abgeblitzte Freier endlich von dannen.
Und Lonny rief den großen weißen Pudel zu sich auf den Wagen. »Komm, Karo, du sollst mein Hüter sein!«
Nach einer Weile rief die Mutter auffahrend: »Horch, ist das nicht ein Streit? O ja, hörst', der Ede ist an deinen Vater geraten, Lonny! In toller Raserei sagt er ihm Schimpf und Spott, deinetwegen. – Laß mich 'raus Lonny! Siehste schon haben sie sich gepackt, Graz wirft ihn zu Boden, den Ede, den

Zinggeler, des ›Krähendoktors‹ Buben, alle! Er schlägt wütend, schlägt mit meiner Bratpfanne drein, schlägt sie mir zu Schanden! ... Graz! Graz!« rief sie, so behend wie möglich aus dem Wagen springend und auf den Kriegsschauplatz, auf ihren Gatten, zueilend. »So hör doch auf, Graz, ich bitt' dich, ich befehl' es dir!«
Mutig warf sie sich zwischen die Streitenden, Kämpfenden, mutig fiel sie ihrem wütenden Mann in den Arm, entwand ihm die verbeulte Waffe, zerrte ihn selber, den Widerstrebenden, Zornschnaubenden mit sich fort. Er ließ sich von ihr ziemlich gehorsam wegführen, nicht aber, ohne, die Faust drohend geballt, sich noch mehrmals nach seinen überwundenen Feinden umzuwenden und ihnen schimpfliche und herausfordernde Worte zuzuschleudern: »Lausbuben, die ihr seid, elendigliche! ...« Bei seinem Familienwagen angekommen und mit dem Hemdärmel sich den Schweiß vom bärtigen Angesicht trocknend, meinte er, höhnisch auflachend: »Den Graz angreifen – die haben's erfahren, die Knirpse, was das heißt! Gelt, Lene, denen hab' ich's gezeigt, hahaha! Und daß ich ein bißchen blute an Hand und Backen, und die zerriss'ne Kreuzspanne (Weste) – tut nichts, gelt, Lene?« lallte er. »Bin ihnen wenigstens über, die Hauptsach', hahaha! Nun noch ein Säftchen, Lene, daß ich ihn besser verdauen kann, den Spaß, und um damit die Beule einzureiben, die mir der Lümmel mit dem Tannenklotz an den Schädel geschlagen, der Heixtoni!«

Elftes Kapitel.

Ein heftiger Gewitterregen hatte die heiße Juliluft ordentlich abgekühlt und die Straße von dem sie bedeckenden Staub gereinigt, nämlich die am Zackenwald entlang nach dem

Städtchen Krotzingen hinführende Landstraße, auf der soeben die »Holländer« mit ihrem Fuhrwerk gezogen kamen.
»Mutter«, sagte Lonny, nur mit Mühe ihre große Erregtheit niederkämpfend, »Mutter, wollen wir nicht lieber an dem Ort vorüberziehen? 's ist ja noch früh am Tag, so daß wir wohl noch nach dem ›Steinbruch‹ gelangen können, der ebenfalls ein guter Platz ist.«
Die Grazin schaute ihre Tochter groß an und entgegnete: »Wie, hier vorüberziehen, am Zackenhof vorbei, der besten Haustür, die's nur geben kann – bist noch bei Trost, Mädchen? Ach, ich seh's schon, aus dir wird halt je länger desto weniger eine echte Hauderin! Käm' es auf dich an, du zögest von einem Weltend' zum andern, ohne an eine Küchentür zu pochen oder jemanden anzusprechen, tätest lieber Not und Hunger leiden oder dein trocken Brot mit Strümpfestricken verdienen!«
Lonnys Einwendung fand kein Gehör, die stumme, verzweifelte Gebärde, als sie den Esel schnellen Schrittes in den »Winkel« einbiegen sah! Für das alte Grauchen bedurfte es keine Weisung mehr, es kannte seine Halt- und Weideplätze gut, und diesen, einer der besten, begrüßte es mit einem langgedehnten Frohruf, den Bewohnern des Zackenhofes seine und seiner Herrschaft glückliche Ankunft verkündend; bis Graz ihm derb auf die Ohren haute und zugleich seine Herrin fragte: »Was sagtest du, Lene?«
»Ich wollte bloß fragen, ob du und die andern es noch nicht bemerkt, daß dem Grau die Halfter zerrissen? Gut, daß er nicht weit mehr zu gehen hat, an euch liegt die Schuld nicht, daß er nicht längst schon nebenaus gegangen und den Wagen umgeschmissen... Na, Lonny, was zögerst noch mit dem Aussteigen? Rasch herunter und dich ans Kochen gemacht, die Mannsvölker werden auf das Essen wohl nicht länger warten wollen. Ich selbst geh' gleich nach etwas Fet-

tem aus, auch gelüstet's mich heut' ganz absonderlich nach einem Tröpfchen Rahmkaffee – hier werd' ich nicht vergebens nach einem solchen trachten!«
Bald prasselte das Lagerfeuer hell und hoch auf. In der Vorratskiste fand sich noch Mehl und Butter genug, um damit, zum vorläufigen Abendimbiß, eine schmackhafte Suppe zu bereiten.
Aber die Suppe wollte diesmal schlecht geraten. Denn so fleißig Lonny, beim Mehlrösten, die Holzkelle auch in Bewegung setzte, Auge und Sinn waren nicht dabei, waren der Mutter gefolgt nach dem Zackenhof hinauf. Dort schien alles wie ausgestorben. Endlich, nach längerem, lautem Pochen, ging die Hauspforte vor der Mutter Grazin auf, erst nur vorsichtig, dann angelweit. Es war die Bäuerin selbst, die der Hauderin ein freundliches Willkommen bot und sie zum Eintreten einlud. Von der Hinterseite des Hauses vernahm man lautes Hundegebell, dann kamen, vom Zackenfeld heruntersteigend, Werkleute zum Vorschein: Drei Männer nebst einer jugendlichen drallen Weibsperson kamen auf das Haus zu...
Lonny schaute sich fast die Augen aus, ihr Herz pochte überlaut: Das Weibsbild – ist's wohl die junge Hausfrau? ... Nein, es war die Käthe, sie beschattete die Augen und schaute nach dem »Winkel« herunter, schwang dann grüßend das abgenommene weiße Kopftuch. Es war die Käthe! Lonny seufzte erleichtert auf. Und nun sah und erkannte sie auch ihn, Fried, der hinter dem Rücken seines Vaters ebenfalls grüßend den Strohhut schwenkte.
»Lonny, rühr! rühr!« rief Hänel, der einen Armvoll Reisig herbeischleppte.
Das Mädchen erschrak, errötete, setzte die Rührkelle mit verdoppeltem Eifer in Bewegung – zu spät, das Mehl in der Röstpfanne war jämmerlich verbrannt und ungenießbar

geworden. Das reute und verdroß die Lonny sehr. Mehr aber noch ärgerte sie ihr schwachmütiges Herz, das trotz aller Verbote immer und immer wieder an den Jüngling denken mußte und sich von dessen bloßem fernem Erscheinen dermaßen in Aufruhr versetzen ließ und sogar den Verstand mitriß. Sie schalt sich wieder eine eitle Törin, ein blitzdummes Ding; und nahm sich vor, diesmal fest und unabänderlich... Doch bevor sie den Vorsatz nur richtig auszudenken und zu formulieren vermochte, fühlte sie sich hinterrücks plötzlich von zwei nackten, kräftigen Armen umfaßt, sie schrie laut auf und ließ die Kochkelle vor Schrecken zu Boden fallen. Sie hatte an den Fried gedacht, doch war es, gottlob, nur die Käthe, die sich auf Umwegen herangeschlichen und nun in ein fröhliches Lachen ausbrach, weil ihr die scherzhafte Überraschung so gut gelungen. Dem gegenseitigen herzlichen Bewillkommnen, folgte die freundliche Einladung an das Hausierermädchen, den Abend im Zackenhause zuzubringen.
Lonny folgte der Einladung nicht. Sie wagte nicht, in das Zackenhaus zu gehen – ach, sie war so mißtrauisch gegen ihr Herz geworden, gegen ihre Selbstbeherrschung.
Selbstbeherrschung – dieser Gabe mögen sich allenfalls die jungen Schönen rühmen, die im Schnürleib strenger konventioneller Sitten aufgewachsen und erzogen wurden. Das Naturkind jedoch, das diese Dressur nicht genossen, sondern sich bisher ausschließlich in Kreisen bewegt hatte, in denen man zu sprechen und zu handeln gewohnt war, wie man eben fühlte – woher hätte es diese Selbstbeherrschung lernen und nehmen sollen?
Sie begab sich nicht nach dem Zackenhaus. Vielmehr schlug sie, als der Abend anbrach und ihre Haushaltungsgeschäfte besorgt waren, den entgegengesetzten Weg ein, den Weg nach dem See hinunter.

Dieser See – auf der Landkarte nimmt er sich wie ein kleines blaues Kleckschen aus – mißt kaum eine Viertelmeile. Kein stolzer Dampfer durchfurcht sein Wasser, in ihm spiegeln sich weder glanzvolle Städte, noch marmorne Villen, noch dampfende, lärmende Fabrikgebäude. Das Städtchen Krotzingen mit seinem altersgrauen stillen Gemäuer und einige noch stillere bescheidene Weiler und Gehöfte bergen die ganze Anwohnerschaft. Aber gerade dieser Umstand gereicht dem See in den Augen vieler zum großen Vorzug, die herrliche Natur ringsum hat ihre ungekünstelten Reize bewahrt, die Nixen sind ihm treu geblieben...

Und als eine Nixe konnte die Jungfrau angesehen werden, die beim letzten Strahl der hochsommerlichen Abendsonne, die hohle Hand schöpfend in die goldblinkende Flut des Sees tauchend, sich Gesicht und Hals badete und hierauf das üppige, glänzende Haar zu kämmen begann.

Sie war einen schmalen, durch hohes Riedgras führenden Fußsteig heruntergekommen. In der von Schilfrohr bekränzten Bucht schaukelte träge ein angepflockter Kahn auf dem leicht sich kräuselnden Wasserspiegel; Lonny tat, nachdem sie ihre Abendtoilette beendigt, einen beherzten Sprung hinein. Dann ließ sie sich auf das schmale Ruderbänkchen nieder, um, mit der Hand im lauen Seewasser plätschernd, ihren müßigen Gedanken nachzuhängen, nach und nach in tiefes nachdenkliches Brüten versinkend. Vom Städtchen her erklang hell und lieblich die Abendglocke, von den Kirchdörfern nah und fern fiel es bimmelnd ein – das klang so mild und fromm. Das Uferschilf begann leise und geheimnisvoll zu rauschen. Auf den See und die ganze idyllische Landschaft senkte sich eine andachtsvolle Stille. Wildente und Seehuhn ließen ihren letzten Lockruf an ihre badenden Jungen ergehen, Fisch und Fischlein hüpften und tauchten, der Otter ging auf seinen Raubzug, der Uferfrosch

erhob ein Quaken. Von dem allem aber sah und hörte Lonny nichts, sie hatte nur einen Gedanken... »So nahe seiner Heimat, so ganz und gar nahe, und ich darf ihn nicht sehen noch sprechen, will ihn weder sehen noch sprechen. Wozu auch? Um eine noch größere Hoffnungslosigkeit und eine vermehrte Herzqual davonzutragen? Nein, lieber Augen und Ohren fest verschließen, Sinn und Herzen noch eine Weile Zwang antun, dann werden sie sich mit der Zeit beruhigen und ergeben. Morgen geht's hoffentlich wieder von dannen, sonst zieh' ich allein!«
Hier wurde sie in ihrem Gedankengang gestört und aufgeschreckt durch ein Geräusch, wie dem nahender menschlicher Schritte; das Schilfrohr bog sich auseinander, und am Uferrand stand er, mit dem sich ihre Gedanken soeben beschäftigt. Sie stieß einen lauten Schrei aus, hob abwehrend die Arme. Doch mit einem kecken Sprung war der Jüngling im Nachen, an ihrer Seite, sie, trotz allen Sträubens, mit den Armen stürmisch umschlingend.
»O Fried!« stöhnte sie, »laß mich! Geh, ich bitt' dich!«
»Daß ich ein Narr wär'!« trotzte er. »Hab dich nun lange genug gesucht, im ›Winkel‹, im Wald, auf der Wies', überall; bis der Stumme mir die Richtung andeuten konnte, die du eingeschlagen... Nun hab' ich dich, endlich hab' ich dich, mein Schatz, mein Engel, nach dem ich mich so lang und heiß gesehnt!«
Rasch und ohne daß sie es zu hindern vermocht, hatte er den Nachen vom Pflock gelöst und die beiden Ruder zur Hand genommen. Mit kräftigem Schlag stieß er vom Ufer, in den schlummernden, dämmerungbedeckten See hinaus. Dann ließ er die Ruder sinken, den Nachen sich nach Belieben schaukeln, und begann dem Mädchen, das bang an seiner Seite saß, von seiner übergroßen Liebe zu erzählen, zu erzählen auch von der großen Qual, die sein Vater ihm mit der

reichen Bauerndirne bereite, die er nun einmal nicht riechen, geschweige denn heiraten könne.
»Ach, du wirst es schon tun müssen!« seufzte Lonny.
»Nie und nimmer werd' ich's tun!« brauste er auf. »Eher geh' ich fort unter die Soldaten!«
»So wird's eine andere, gleichwertige sein, die man dir aufzwingen wird« –
»Und die ich ebenfalls ausschlagen werde. Denn ich lieb' halt nur dich allein, nur dich werd' ich heiraten, Lonny, dich oder keine! Drauf kannst dich verlassen, als hätt' ich's vor Gott gesprochen, vor seinem strengen Gericht!« – – – – – – – – – –
– – – – – – – – – –
Als Lonny mit fliegendem Atem und glühenden Wangen zu den Ihrigen zurückkehrte, die längst zur Ruhe gegangen, rügte die Mutter: »Was muß ich sehen? Mein frommes Töchterlein fängt an zu schwärmen, sogar bis in die tiefdunkle Nacht hinein!«
Das Mädchen nahm den Vorwurf schweigend hin und bestieg ebenfalls ihr Lager. Sie war so aufgeregt und konnte lange, lange den Schlaf nicht finden.
Als Fried nach Hause gelangte, gewahrte er, daß im Viehstall ein Licht brannte. Neugierig stieß er die Tür auf: Sein Vater saß drinnen auf einem Bund Stroh und fing an zu poltern: »Saubere Ordnung das! Du gehst aus, ohne zu sagen wohin, bis in die tiefe Nacht hinein, lässest mich allein auf der Wache, bei der kalbenden Kuh!«
Doch als sein Sohn unterwürfig schwieg, besänftigte sich sein Sinn zusehends. Ja, er wies auf eine auf dem Stallbänklein sich befindliche Mostflasche hin und sagte: »Nimm da, Birnenmost, Fried!«
Nach einer Weile, nachdem er sich die Pfeife gestopft und sorgsam in Brand gesteckt, fuhr er in behaglichem Ton fort: »Was ich just fragen wollt': Wie steht's, Fried, mit dem

Spittelhöfer Mädchen? Wie weit ist die Sach' gediehen, ist sie im Reinen? Noch nicht? Blitz nochmal! wie das lange Zeit braucht heutzutag', bis so ein Bursch' sich ein Herz faßt und an seinen Schatz die Frag' zu richten wagt: ›Magst mich und willst die Meine werden?‹ – Zu meiner Zeit – doch, ich will jetzt nicht von meiner Zeit, sondern von dir reden, von deiner Sach', deinem Glück! so höre denn: Im nächsten Herbst wird die Käthe Hochzeit halten, und da, dacht' ich, sollt' gleichzeitig auch die deine sein. Es ginge in demselben Trubel zu, sozusagen mit denselben Unkosten. Auch mag ich nicht mit Dienstmädchen haushalten, deine Mutter noch viel weniger. Also spute dich, daß die Sach' ins Klare und vom Fleck kommt. Ich geb' dir Haus und Hof, Vieh und Fahrzeug für eine äußerst billige Kaufsumm', damit du im voraus weißt, was dereinst der Käthe herauszugeben hast und niemand dich plagen und brandschatzen kann – ich meine damit deinen zukünftigen Schwager, dessen Alter, der Torschmied, schlimm genug wär' dazu. So haben es ich und deine Mutter ausgemacht. Der Notar Zänglein hat mir versprochen, den Vertrag so aufzusetzen, daß er auf alle Fäll' hält. Auch wird dir dein Frauchen so viel an Geld und Gut bringen, daß es hinreicht für die Käthe, und dir noch ein Hübsches übrigbleiben wird zu eigenem Gebrauch, neben dem schuldenfreien Zackengut ... Nun weißt die Sach' und kannst dich danach einrichten, Fried! Ich kann's schier nicht erwarten, bis alles im Reinen ist, was ich vorhab' ... Nun lass' uns schlafen gehen. Lang kann die Ruh' doch nimmer dauern. Der Bauer muß es eben nehmen, wie es kommt, kann sich nicht allzeit und nach Belieben auf die faule Haut legen, wie die Bettelleut' im ›Winkel‹ drunten, die besser essen als wir, von denen sie leben. Ja, ja, die haben gut groß und hübsch werden!« brummte er neidisch, verdrießlich.

Drinnen, in der Schlafstube, berichtete der Bauer seiner

Bäuerin, was er soeben seinem Sohn mitgeteilt und fügte hinzu: »Wie der Bub' sonst ein gutes Mundwerk hat, bei seinesgleichen und auch bei uns, wenn über dies und das die Red' ist. Sobald ich aber vom Heiraten anfang' und von seinem Mädchen, da tut er nicht das Maul auf und schluckt und schluckt, als tät' ihn was würgen im Hals, das heraussollt' und nicht kann. Kurioses, dummes Gebahren das, kann's nicht leiden, das Duckmausen!«
So schloß er seine Mitteilung. Dann drehte er sich gegen die Wand und entschlief fest und grecht mit geräuschvollem Schnarchen.
Fried war weit schlimmer daran; ihn mied der Schlummer ganz und gar...
Am folgenden Morgen, eh' noch die Sonne aufgestiegen – welch' ein Jubel unter den gefiederten Sängern des Zackenwaldes! Lauter aber noch, schöner und inniger, sang Lonny, im taufrischen Forst sich ergehend:

– – – – – –
Wenn er mir nur gut ist,
wenn er mir nur treu –
Jodeldi, Jodeldei,
Jodeldu!

Es war das erste Mal seit langem, daß sie wieder hell und fröhlich sang, die Mutter Grazin verwunderte sich darüber nicht wenig. Auch die Zackenbauerntochter, die die frühe Morgenstunde, ehe ihre Eltern auf waren, dazu benützen wollte, ihrer schönen Freundin einen Besuch abzustatten, lauschte andächtig am Waldrand, ging dann dem Gesang nach, bis sie die Sängerin selbst entdeckt und eingeholt hatte. Die beiden Mädchen setzten sich zusammen auf einen bemoosten Stein. Und die Bauerntochter fing an von ihrem Glück zu erzählen, von ihrem »Schatz«, des Torschmieds

Sohn; und verriet unter freudigem Erröten, daß die Hochzeit schon im nächsten Herbst stattfinden würde und zwar gleichzeitig mit der ihres Bruders, mit der jungen, »höllischreichen« Spittelhöferin. So sei es ausgemacht worden unter den Eltern. Sie erwähnte auch das schöne, neue Linnen, das zu ihrer Aussteuer bereitläge, die neuen, prächtigen Kleider, die sie bekommen würde, den kostbaren Brautschmuck. Sie zählte auch alle leiblichen und geistigen Vorzüge auf, die ihren Liebsten vor allen anderen zierten; und wie er ihr im voraus nur Liebes und Gutes gelobt; und wie er ebenfalls hübsch singen könne und sich in letzter Zeit einen Zwickelbart habe wachsen lassen, der ihm so gut stehe.
Käthe sprach so schnell und war von ihren Gedanken und Aussichten so freudig erregt, daß sie nicht gewahrte, welch' seltsamen, niederschlagenden Eindruck ihre Mitteilungen, hauptsächlich ein Teil davon, auf das Gemüt ihrer Freundin ausgeübt, wie diese den dunklen Lockenkopf tiefer und tiefer sinken ließ, ihre Wangen sich bleicher färbten und sich sogar große helle Tränen unter den langen Wimpern hervorstahlen und auf das Mieder niederrannen.
»Horch!« rief Käthe, von ihrem Sitz auffahrend, »Schellengeläut! Der Fried treibt schon das Jungvieh auf die Weide – hohe Zeit, daß ich kochen geh'! ... Also nur noch eins, Lonny: Heut' abend kommt mein Kurt, und du kommst ebenfalls zu mir, gelt? Kannst ihn dir dann besehen und dich überzeugen, wie hübsch er ist – ade, Lonny!«
Und fort war sie, während unsere junge Hausiererin noch lange auf dem Stein sitzen blieb, regungslos, ihren Tränen freien Lauf lassend.
Als der Zackenbauer und die Bäuerin festtäglich gekleidet, das Gebetbuch in der Hand das Sträßchen heruntergeschritten kamen, fragte die Grazin, nachdem sie vorbei waren: »Ist's denn heut' schon wieder stille (Sonntag), Lonny? Ach,

unsereiner weiß so wenig von den Zeitläuften! Wie sollt' ich auch? Ist mir doch ein Tag wie der andere, der Sorg' und Müh' gewidmet, damit alle ihr Pikus (Essen) und ihre Schale (Kleidung) bekommen... Heute stille – kein Wunder liegt auch der Glinz träge auf dem Ohr, rührt nicht die Weidenrute an. So stumm und unwissend er sonst auch ist, daß heut' Feiertag, hat er früher weggekriegt, als wir anderen... Aber was ist dir, Lonny? Siehst heut' so bleich und übernächtigt aus? Und hast doch eben noch mit den Vögeln um die Wett' gesungen – fehlt dir was, bist krank? Hier ist ganz frischer Schockelmei (Kaffee), wie ihn keine Kafferin besser bereiten tut, weil es sie reuen würd', die Handvoll Bohnen, die süße Nidel (Rahm).«
Bald darauf, hinter den Eltern her, kam auch Fried, festlich geputzt, den Kirchweg gegangen. Er nickte und grüßte im Vorbeigehen freundlich und schwenkte den Hut. Diejenige aber, der sein Gruß vor allem gelten sollte, hob nicht das Haupt. Darum konnte der Jüngling auch die Tränen nicht sehen, die sich in die Tasse Milchkaffee mischten.
Die Frau Grazin sprach, mit dem Kopf nach dem Zackenhof hinaufdeutend: »Also ist bloß noch die Junge zu Haus? Wenn ich nur wüßt', ob sie auch so schuck (freigebig) ist wie die Alte. Nun, du, Lonny, scheinst auf gutem Fuß mit ihr zu stehen, geh du diesmal hin, 's wird besser sein! Und daß du nicht vergissest: Speck und Sauerkraut mußt bekommen, das ißt sich so herrlich, und heut' spür' ich ein solch' absonderlich' Gelüsten!«
Auf dem Zackenhof angekommen, brauchte Lonny nicht erst lange zu bitten oder zu fordern, die Bauerntochter öffnete ihr gleich Küche, Schrank und Keller und wunderte sich sehr und schalt ganz ernsthaft, daß ihre Freundin nicht kecker zugreifen wollte.

Dann sagte Lonny: »Ich hab' noch eine große Bitte: Du sollst mir einen Kassiber schreiben.«
»Einen Kassiber? Versteh' dich nicht!«
»Einen Brief, wollt' ich sagen.«
»Wie? Du, das große gescheite Mädchen, solltest nicht selbst schreiben können? Du spaßest wohl!«
»Wo sollt' ich es gelernt haben?« erwiderte die Hausiererin verschämt. »Ich, das Straßenkind!«
»Also ein Liebesbrief soll's sein?« rief Käthe fröhlich lachend. »O ja, ich hab's erraten, gelt? Du wirst ja ganz rot – na, Mädchen, da brauchst dich keineswegs zu schämen; Schand' und Schad' wär's, wenn du keinen Liebsten hättest, du, so groß, so wunderhübsch und fein! ... Ich will nur erst das Feuer schüren und die Kartoffeln salzen gehen ... So, jetzt wollen wir uns ans Schreiben machen – hier dem Fried sein Papier und Schreibzeug.«
Sie faßte mit ihren ziemlich knolligen Fingern die Feder, tauchte sie ins Tintenfaß und sagte: »Nun gib's hübsch an, Lonny! Herzliebster Schatz – gelt, so soll die Anred' heißen? Nicht? Wie denn? Aber du machst ja ein solch' ernsthaftes trauriges Gesicht, Lonny, durchaus kein verliebtes – Also die Anred' –«
»Die laß nur bleiben«, klang es kleinlaut. »Schreib bloß: ›Weil's doch nicht sein kann und nichts draus werden kann aus unserer Lieb' und was du mir gelobt und versprochen – und daß nichts draus werden kann, weiß ich nun nur allzugut –‹«
»›Allzugut‹ – weiter!«
»So – – Nun, ich wollte ihm bloß sagen in dem Schreiben, daß ich ihm Wort und Gelöbnis zurückgeb' aus freien Stücken, und daß ich ihm verzeih', wenn er etwa nur sein Spiel mit mir hat treiben wollen; und daß ich ihm Glück wünsch' und Lieb' und Treu' von und zu derjenigen, die er nun einmal bekom-

men müsse und werde; und daß ich ihn bitt', daß er mich ganz und gar vergesse.«
Hier rief die Käthe: »Bist noch gescheit, Lonny? Also ein Absagebrief? Nun merk' ich's erst! Und meinst du denn wirklich, Mädchen, dein Liebster zieh' dir eine andere vor, 's könnt' möglich sein? Dann bist närrisch, Kind! Denn wär' ich ein Bub' und selbst einem König seiner, ich möcht' dich fressen vor Lieb' ... Und er soll dich vergessen ganz und gar? Daß er ein Narr wär'! Auch schreib' ich's gar nicht. Lieber setz' ich's auf mit zierlichen Buchstaben, nämlich so gut ich's kann, er soll sich heranmachen, du vermöchtest's kaum länger auszuhalten vor Lieb' – hihihi!«
Allein Lonny bat und beschwor, in die »Schrift« nicht mehr zu setzen und nicht weniger, als was sie eben gesagt, nebst einem freundlichen Lebewohl und was sonst noch gebräuchlich sei, so daß Käthe nicht umhin konnte, dem Befehl zu willfahren. Als sie aber nach der Adresse fragte – ja, daran, daß so etwas vonnöten, hatte die Bestellerin nicht gedacht. Sie räusperte sich und tat sehr verlegen. Schließlich lautete der Bescheid: »Das braucht es in diesem Fall eigentlich nicht. Ich – ich find' wohl schon Gelegenheit, den Brief auf andere Art zu bestellen ... Ich dank' dir sehr, liebste, beste Käthe!«
Als sie fort war, kam es der Bauerntochter auf einmal in den Sinn: »Sie kann nicht schreiben, weil sie's nicht gelernt hat. Ei, wie kann aber der, für den der Brief bestimmt ist und jedenfalls auch ein Haudererjung' ist, ihn lesen können? Wo sollt *er's* gelernt haben? Kurios, das!«

Zwölftes Kapitel.

Am südlichen Fuß der Rigi, in einer kleinen Bucht des Vierwaldstättersees liegt der Flecken Gersau. Zu beiden Sei-

ten, den felsigen Fuß in die Tiefe des Sees gestemmt, erheben sich, riesigen Pyramiden gleich, zwei mächtige Gebirgsstöcke, dazwischen, wie in Rahmen gefaßt, dehnt sich eine steil ansteigende, idyllische Landschaft aus mit buntem Wechsel von Wiesen und Äckern, Schluchten und Wäldern, mit Villen, Häusern und Hütten dicht besät. Hoch darüber thront in ruhiger Majestät die Hochebene Rigi-Scheideck.
Aber die ganze lange Maiwoche über, von der wir hier erzählen, war von der Scheideck nichts zu sehen; die »Königin der Berge« hatte ihr Haupt mit einem grauen Nebelschleier dicht verhüllt, graue Nebel zogen träge um die jähen Felswände des »Vitznauerstocks« und der »Hochfluh« herum, den Himmel bedeckte, dem Sonnenstrahl wehrend, wüstes, finsteres Gewölk, aus dem ein frostiger Regen heruntertroff, Tag für Tag.
»Das Auffahrtsfest (Christi Himmelfahrt) verregnet, nun soll auch noch die Kilbi (Kirchweih) verdorben werden!« so klagten die ehrbaren Bewohner Gersaus.
»Die Kilbi, unsere Kilbi in Gefahr verregnet zu werden!« so jammerten die Haudererleute, die in Scharen aus allen Kantonen der deutschen Schweiz und des benachbarten Schwabenlandes hergezogen kamen, eigens der Feckerkilbi (von Fechten = Betteln, nach M. Styger vom Rotwelschen Fikari = herumstreichen) wegen. Es war dies ein Privilegium, das Gersau diesen Leuten von Alters her gewährt hatte und eine der vielen Seltsamkeiten bildete, deren sich die alte, souveräne Republik, die kleinste und zugleich glücklichste des Erdenrundes, erfreute.
Seit Tagen kamen sie dahergezogen, die Wanderbettelleute mit Kind und Kegel, zu Land über das Gebirge, zu See in schwankendem Boot, um sich das Gastrecht, das ihnen der Ort entbot, zu Nutze zu machen und wenigstens einmal im Jahr ungehemmt sich in Gesellschaft der Seßhaften der

Festtagsfreude hinzugeben. Viele lagerten in dem auf einer Landzunge gelegenen »Inseliwald«, an der Grenzscheide Gersau-Schwyz, dort ihre Festvorbereitungen treffend.
Auch die »Holländer« waren gekommen und hatten, wie gewohnt ,im Speichergebäude des »Rotacker«, eines oberhalb des Fleckens gelegenen Bauerngutes Quartier bezogen, in Gesellschaft des ebenfalls im Hause gern gesehenen Schluckhannes, genannt der »Pfullinger«, ausgezeichnet durch eine seltene, natürliche Intelligenz, ein riesiges Gedächtnis und eine bemerkenswerte Rednergabe, Eigenschaften, die ihm bei seinen Standesgenossen den zweiten Beinamen »der Züngler« (Advokat) eingetragen. Nun aber, im sehr vorgerückten Alter, drohten auch ihm, Gedächtnis und Witz auszugehen.
Es war Freitag. Die Grazin hatte wie die übrigen im Flecken lagernden Feckerweiber am »äußeren« Dorfbach Familienwäsche gehalten. »Gewaschen wären die Linnen nun, wie aber sie trocknen bei dieser trüben, regnerischen Witterung?« klagte sie. »Im Schatten aufgehängt, werden die Hemden ganz unscheinbar grau!«
»Gut genug, Grazin!« knurrte der »Pfullinger«, »gut genug für diese Kilbi! Grau die Hemden, grau und grämlich die Witterung, das paßt! Zu meiner Zeit – deine Mutter, Graz, könnt' es bezeugen, wenn sie noch lebte – zu meiner Zeit, da mochte der Himmel wochenlang noch so dämlich dreinschauen, nahte die Feckerkilbi, ließ er seine schönste, güldenste Frühlingssonne hervorscheinen und See und Gestade, Berg und Trift in herrlichstem Schimmer erglänzen, uns zu lieb, uns zu Ehren, glaubt mir's nur, ihr Jungen! Damals war es aber auch sonst noch anders. Guckt euch nur die Häuflein Hauderer an, die winzigen, in demütiger Haltung einherschleichend, nach rechts und links schielend, ob etwa ein Putzlein (Polizist) da ist, der sie nach dem Papierwisch fragt.

Zu meiner Zeit kamen wir in großen Haufen hergewandert, einige in Eilmärschen, alle aber stolz erhobenen Kopfes und lachenden Ponums (Gesichtes), unter Jubel und Schalmei. Denn dieses Gersau war damals noch ein selbstherrlicher Staat und ließ uns gewähren und der Lustbarkeit hingeben, wie es geschehen seit Jahrhunderten, vorausgesetzt, daß man alles hübsch liegenließ. Und wer wäre so undankbar gewesen, sich links (falsch, schlecht) zu benehmen und lange Finger zu machen? Und an der Kilbi selbst – der See hielt mit seinem Rauschen ein, um unsern Jubel besser vernehmen zu können, es winkten grüßend die Berge, es nickten die Nuß- und Kastanienbäume mit ihren riesigen Kronen bei unserm Ringeltanz, der Sonnenstrahl selbst tanzte lustig mit, es tanzten die Mücken, es sangen und zwischerten die Vögel im Gezweig' bei all' der ausgelassenen Freud'! Ja, wenn deine Mutter noch lebte, Graz, die ›Holländerliesel‹, die als die flinkste und schönste Dille auf dem Plan sogar ich, als junger Bub' schon bewunderte – wenn auch bloß aus der Ferne, denn sie zählte zehn Jahre mehr als ich... Graz, reich mir doch deine Pulle, gewiß hast du noch ein Schlückchen drin – gelt?«
Als ob der Graz sowas, wie ein Schlückchen Branntwein, in seiner Flasche hätte dulden können!
»Oder doch wenigstens einen Schick (Kautabak)!« bat der Alte. Und nachdem er die Dosis in den weißbärtigen Mund geschoben, begann er von neuem: »Ja, die guten alten Zeiten sind vorbei, vorbei die alte Feckerherrlichkeit. Wie überhaupt unsre Leute sich mindern von Jahr zu Jahr, weil sie unter die Hocker gehen und es als, weiß Gott was, für ein Glück ansehen, wenn sie einem dummstolzen Kaffer den Acker reuten, einem Flammer (Grobschmied) den Amboß dreschen oder einer Dreckschwalbe (Maurer) den Mörtel bereiten dürfen, um magere Kost und lumpige paar Kreu-

zer, die sie sich mit weit weniger Müh' erfechten könnten. Und, was das schlimmste, sehen unsereinen fremd und stolz an, meinen sich groß mit ihren schwieligen, kotigen Händen; und kriegen wir anderen von hochmütigen, filzigen Bauern schnöden Bescheid oder von einem elenden Schucker (Polizist) den Laufpaß diktiert – wer lacht da am lautesten und höhnischsten, als just sie, die eben noch die erbärmlichsten von uns allen gewesen und froh waren, unsere weggeworfenen Stücke Hanf (Brot) aufzulesen. Diese Leemanns, zum Beispiel, wir nannten sie nur die ›Froschler‹, weil jeder von ihnen mit einer Rübe (Kropf) am Hals auf die Welt zu kommen pflegte – diese Leemanns wohnen am Etzel herum in einem elenden Hüttchen, das ich in meinen jungen, starken Jahren auf den Buckel genommen und davongetragen hätt', und mühen sich ab mit Besenbinden und Lumpensammeln und nähren sich von magerm Kraut, das sie ungeschmälzt hinunterwürgen. Und als ich letzthin von einem schäbigen Grünröckchen angehalten wurde auf der Straß', wo ich und mein Enkelkind uns von den Wallfahrern den Wegezoll geben ließen, da hättet ihr diese ›Froschler‹ sehen sollen, wie sie ihre weiten Mäuler aufsperrten zu schadenfrohem Lachen – wäre ich noch der starke Schluckhannes von ehedem gewesen, ich hätt' sie mitsamt dem Grünen vor Zorn in den Erdboden 'neingeschlagen! –
Aber ich bin alt, sehr alt und hinfällig geworden. Und darüber bin ich eigentlich froh. Denn was ich so seh', die Gegenwart und Zukunft unserer Leut', 's ist wenig Freudvolles mehr dabei. Die Zuversichtlichkeit ist geschwunden, desgleichen die Kraft und Beherztheit. Das ist nicht mehr die Zeit, als man uns fürchtete und Tribut entrichtete, überall und fast ungeheißen, ohne lange Widerred'. Das, was sie staatliche Ordnung nennen – der Teufel hol diese Ordnung! Sie ist uns über geworden, man legt uns Fesseln an, eine um die

andere. Aus den eigentlichen Herren des Landes sind wir Geduldete, aus Geduldeten Verfolgte geworden. Man hetzt uns von Ort zu Ort, schiebt uns ab, ist's nicht so, Grazin? Und die Zeit ist nicht mehr fern, da man von den Feckern oder Hauderern sagen wird: Sie sind gewesen!‹ und von ihnen erzählen wird, wie man etwa von Heldenscharen erzählt, wilde, wundersam schaurige Märchen und Geschichten.
Zwar unsere Väter haben auch arge Verfolgungen auszustehen gehabt, zu verschiedenen Zeiten, in allen Jahrhunderten. Daran waren die Zigeuner und Juden schuld, die massenhaft in unser Land kamen und dem Volk allerhand Nötigungen antaten und Mord und Brand verübten. Besonders in den Schwaben- und Burgunderkriegen, als fremdes Gesindel die Spuren des Kriegsvolkes breittrat und noch ärger hauste als diese selbst, die Bienen mitsamt dem Honig ausschüttete; bis die Bauern wild wurden und die Regierungen sich gröblich erbosten und alles gleichsetzte, was unstet hin- und herwanderte. Auch wir mußten mit herhalten mit Leib und Leben; viele wurden ins Feuer geworfen oder auf andere grausame Weise weggeräumt. Ich hörte alte Männer erzählen, die es ebenfalls von alten Männern vernommen, wie nur im Jahr 1480 in drei Monaten in der löblichen Eidgenossenschaft mehr als fünfzehnhundert aufgegriffene wandernde Leute aufgeknüpft wurden. Das gleiche wiederholte sich ein Jahrhundert später, besonders im Lande Schwyz, wo, beim Kloster Einsiedeln, der dort stattgefundenen großen Brandstiftung und Raubtat wegen, ein Dutzend unserer Leute den Galgen zieren mußten, darunter auch einer meiner Vorfahren, ebenfalls Hans Schluck genannt, mit seiner Schickse (Gefährtin), Eva Krämer aus Tuttlingen, er als Mordbrenner, sie als Hexe – beide, wie wohl anzunehmen ist, unschuldig ... Hörst, Graz, wie draußen der Regen

plätschert? Und nun gar noch Donner und Blitz – das wird mir eine hübsche Kilbi abgeben!
Aus jenen bösen Tagen«, fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, »soll auch das oberhalb des Dorfes Steinen gelegene ›Mörderwäldchen‹ seinen Namen haben, weil es längere Zeit den so blutig Verfolgten als Schlupfwinkel gedient hat.
Auch die Gersauer besaßen ihren Galgen, wovon jetzt noch die Gerüstpfähle und Grundmauern zu sehen sind, drunten am See. Uns jedoch ließen sie so ziemlich ungeschoren aus alter Freundschaft; lieber hängten sie die Schwyzer und Luzerner Schelmen auf, sofern sie ihrer habhaft werden konnten.
Nachher, nach den rauhen Kriegsjahren, gab es für unsere Leute wieder ruhigere und bessere Zeiten. Die bösen und gewalttätigen Sitten wurden abgelegt und dafür feinere angenommen. Die Welt war fromm, sehr fromm geworden, und unsrerseits wurde nichts versäumt, um diese Frömmigkeit nach Kräften zu fördern und dabei ebenfalls einigen Segen einzuheimsen. Es begann die Amulettkrämerei, der Handel mit allerhand merkwürdiger Himmelsware (Reliquien): Heu aus der Krippe des bethlehemitischen Stalles; Härchen aus dem Schwanzbüschel des Esels, der die heilige Jungfrau nach Ägypten getragen; Splitter vom Kreuzesholz; Fäden aus dem heiligen Rock zu Trier; getrocknete Blümlein vom Golgathahügel; Federn aus den Flügeln des Erzengels Gabriel usw. – lauter Dinge, die auf so höchst einfache und billige Weise bezogen werden konnten und dennoch mit schweren Silber- und Goldstücken bezahlt wurden! Schade nur, daß der fromme Glaube beim Volk so sehr abgenommen; auf die Leute von heute kann man kaum mehr mit etwas Heiligem, sondern bloß noch mit Teufelszeug Eindruck machen – ist's nicht so, Grazin?
Auch in allen übrigen Dingen war's für unsereiner besser

eingerichtet in frühern Zeiten. Hatte zum Beispiel einer was gefressen (verbrochen), das nicht leicht zu verdauen war, brauchte er sich nur in einen ›Freigang‹, der in jeder größern Ortschaft vorhanden war, zu flüchten oder sich im Wirtshaus an den ›Freitisch‹ zu setzen, und er war gefeit gegen alle Greifer, niemand durfte Hand an ihn legen. Auf dem Kohliberg in der Stadt Basel besaßen wir ein mächtig großes Asyl, in das die Polizei nur mit besonderer Ratsbewilligung die Nase stecken durfte; wir hatten dort auch unser eigen' Gericht – – ah, die ›Gygerlizze‹ bringt mir Most – Dank dir, Lizze, für die Labung, diese Freundlichkeit soll dir Glück bringen, einen hübschen, feinen Scheecks (Mann)! Auf dein Wohl! ... Apfelmost, Kuchen und ein müßiges Gelieger, wird wohl alles sein, was diese Kilbi uns beschert. Denn hört ihr wie's draußen windet, wie's herabgießt, als wollten uns die Berge fortspülen lassen in den See! Selbst der Himmel scheint uns gram geworden zu sein – stirb, alter Mann, stirb!«



Der Greis hatte zu schwarzgesehen. Wohl ergoß sich der Regen in Strömen, die ganze Freitagsnacht durch. Als aber der Samstagsmorgen anbrach, hörte das Triefen allmählich auf; die Wolken konnten nicht mehr, zogen verschämt von dannen, in die Urner Berge hinein. Auch die Nebel rollten sich auf, stiegen wirbelnd höher und höher, zu den Bergspitzen empor, über diese hinaus; die »Staffel« wurde sichtbar, der Scheitel der »Hochfluh«, die »Triestel«; ja an den reingewaschenen Felswänden des jähen »Vitznauerstockes« begann sich sogar der rosige Abglanz eines jungen Morgenrotes zu spiegeln. Dann stieg sie selbst auf, die Sonne, irrendes Gewölk durchbrechend und ihren Strahlengruß sendend, den frohen sympathischen Kirchweihgruß über den leise erschauernden See, um sich hierauf, für ein kurzes

Weilchen, wieder hinter den Wolkenvorhang zurückzuziehen.
Und nun, welch' ein Summen und Bewegen in und um den Flecken Gersau! An beiden Dorfbächen entlang, an Grünhecken und Lattenzäunen wurden ausgewrungene Linnenstücke aller Art und ohne Zahl zum Trocknen aufgehängt; auch das Bügeleisen wurde, freilich nur von den »vornehmeren« der Feckersfrauen, zu Hilfe genommen, zur Not tat es auch ein glatter Kiesel, um Hemdbrust und Kragen Glätte zu verleihen. Kleidungsstücke wurden ausgebessert, aufgefärbt und gesonnt, mit großem Fleiße, in aller Eile.
Während drei Stunden am Kirchweih-Vorabend, so lautete von Alters her die amtliche Erlaubnis, war es den Feckern gestattet, die Ortschaft »abzufechten«. Die Frist wurde auch diesmal bestens ausgenützt, auch fand man überall offene Türen und Hände. Um Ordnung in das Geschäft zu bringen und etwaigen Mißbräuchen vorzubeugen, war der Bettelvogt da, assistiert von dem, von den Feckern selbst gewählten Altmeister. Seit langen Jahren war diese Würde vom Schluckhannes, auch »Pfullinger« oder »Züngler« genannt, bekleidet worden. Diesmal aber, vom Alter stark niedergebeugt, hatte er sich eine Wiederwahl ernsthaft verbeten und dafür den »Holländer«-Graz vorgeschlagen. Wie freute sich Graz der Wahl, der Ehre! »Die Pulle füllen, Lene!« befahl er, sich in die Brust werfend. Und – ob sie sich mitfreute? – diesmal ließ sie keinen Einwand lautwerden.
Der Haupttag brach an. Kilbi und Gersau, Feckerkilbi – welch ein Jubel schon am frühen Morgen bei Jung und Alt, bei Einwohnern und Gästen, den zugewanderten, immer noch zuwandernden! Nur die Frau Grazin empfand einen großen Ärger. Die Sonne war schon seit Stunden aufgegangen, und sie selbst hatte sich bereitgemacht, um den einsamen Speicher zu verlassen und sich an den Ort der allgemei-



nen Belustigung zu verfügen, wohin alles Volk schon gezogen. Und da lag ihr Mann-Altmeister immer noch träge und laut schnarchend in der Streu und konnte trotz allen Rufens und Kneifens nicht geweckt werden. Als dies endlich gelungen, und er schlaftrunkenen Auges dastand in seiner ganzen gewaltigen, plumpen Größe, schlug die Grazin vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen und rief: »Mann, Mann, bist denn des Deibels? Wenn du dich gestern spätabends schon mit allen Gassenbuben und Dornenhecken des Dorfes gerauft und hernach in den Gossen 'rumgewälzt hättest, könntest du kaum rotzer (zerrissener, beschmutzter) aussehen, als du aussiehst. Guck dir mal deine Hosen an, die Knie über und über voll Schmiere, voll Schmiere der Kittel arg zerrissen... Und erst dein Wollhut – ach, der gestern noch so saubere, steife Deckel erbärmlich zerknüllt und verkotet! Oh, ich hätt' mir das wohl denken können, als du so sackbetrunken hereingetorkelt kamst zu später Nachtzeit und ins Nest fielst, daß es laut plumpste, und mir dabei schier den Fuß brachst!«
»Hm, hm!« brummte Vater Graz, die Kinnlade zu einem fürchterlichen Gähnen aufreißend. »Laß mich lieber noch ein Weilchen schlafen, Lene!«
Diese aber wehrte ab: »Nichts da, schlafen! Alle Welt ist auf den Beinen, alle Welt auf den ›Platz‹ runtergegangen, selbst der alte ›Pfullinger‹ – sollen wir denn die allerletzten sein? Oh, ich armes, geplagtes Weib!«
»Erst frühstücken, Lene!«
»Gut, hier der Pfannkuchen in der Wärmpfanne, die Hafersuppe...«
»Und der Saft, Lene?«
»Ach, du riechst ja noch nach Branntwein, dem übernächtigen, übermäßig genossenen, kaum zum Aushalten! Und was sag' ich nur vom Ausgehen? In dem erbärmlichen Anzug

darf ich dich gar nicht sehen lassen. Ein hübscher Altmeister das, pfui! Hurtig leg dich nieder auf den Bauch, Graz, damit ich dir die geplatzte Rückennaht, an den Hosen notdürftig zunähen kann!«

»Erst ein Schlückchen, Lene, eh' ich's tu'! Die Zunge glüht mir vor Durst, kann's nicht länger mehr aushalten.«

Was konnte sie anders tun, als ihm willfahren? –

Kilbi in Gersau! Welch' ein Jubel unter der Ortsjugend, in den jungen sonnigen Tag hinein, als die Fecker sich herbeimachten aus den Hütten und Stadeln, als sie hergezogen kamen von den Bergen herunter, vom »Inseliwald« her: mächtige, bärtige Männergestalten, Frauen, nach Kräften aufgeputzt und ihre Habe nachschleppend, die Kinder barfuß, tief gebräunt und wild lärmend. An den baumbeschatteten Ufern des Dorfbaches wurden die mitgebrachten gabelförmigen Holzpflöcke in den Boden gerammt, mit Querstangen belegt, an die nun die Kochkessel und Töpfe gehängt wurden. Und was man sich an Butter und Schmalz die Wochen über erspart hatte, was man an Fleisch, Speck, Mehl, Milch und Gemüse am Tag zuvor gesammelt hatte von Tür zu Tür, dies alles wurde nun darangesetzt, um einen möglichst leckeren und ausgiebigen Kirchweihschmaus zu bereiten. Das Sieden, Braten und Backen an allen Ecken und Enden, das geschäftige Treiben dieser zusammengewürfelten und in seltsamen Mundarten sich ausdrückenden Kinder der Straße, das Scherzen und Tändeln, das Spielen, Schelten und Streiten – als das laute harmonische Glockengeläute die frommen Bewohner Gersaus zur Kirche rief, konnten sie sich von dem ihnen gebotenen seltsamen Schauspiel fast nicht trennen und manch' einer der festlich geputzten Jünglinge, Bauern- und Sennenbuben, die, um dem Schein zu genügen, den Kirchweg hinuntergegangen, kamen auf Umwegen wieder dahergeschlichen zu den Feckern zurück,

um sich deren Walten nochmals anzusehen, um einen freundlichen, schalkhaften Blick aus den blitzenden Dunkelaugen dieser oder jener stattlichen, jungen Feckerin zu erhaschen.

Frau Grazin schalt – das Schelten war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden –: »Die Lonny macht mir ordentlich Verdruß, tut heute wunderlicher denn je; hockt, statt mir beim Kochen zu helfen oder auch sich unter die Dillen zu mischen, einsam in der Rotackerlaube über dem Buch, das ihr die junge Kafferin geschenkt; sie gebärdet sich immer mehr wie ein Klosterfräulein und als ginge sie alles, sogar unsere Kilbifreuden, nichts an. Ich kann aus dem Mädchen nicht klug werden; am End' wird es mir noch ganz muckerisch oder gar närrisch, weiß Gott! ... Hänel, reich du mir das Teigbecken und bedeut dem Glinz, daß er Scheitholz anleg' unter den Schmalztopf – so! ... Auch er« – damit meinte sie offenbar ihren Eheherrn – »auch er wackelt voller Altmeisterstolz nur so groß und protzig einher, gleich dem Sultan, die Reihen auf und ab, bleibt bei diesem oder jenem stehen, gießt sich eins hinter die Binde und hat nicht den Verstand, mir ein Glas Most herzubringen, obwohl ich schier zergeh' in dem Qualm, bei der Hitz' am Feuer... Hänel, guck doch mal in den Kochkessel 'nein, das Ziegenfleisch muß längst gar sein – heb ihn ab, den Kessel, Hänel! ... Ach, der Dieter! Hier feiern wir leckere, lustige Kilbe und er, aus der Tut (Zuchthaus) entlassen, hat es nicht mal der Müh' wert gefunden, Vater, Mutter und Geschwister aufzusuchen, walzt in Gesellschaft des ›Zinklöffels‹ des schlechten Gesellen, der schuld ist an seinem Pech, Gott weiß wo in der Welt 'rum, auf krummer Fahrt, bis er nochmals hängenbleibt, ärger denn zuvor! Und ich hätt' ihm ja so gern alles verziehen, wenn er nur wieder brav geworden wär' und zu uns gehalten hätt'. Ach, ich ärmste der Mütter, was ich alles ausstehen muß an Kummer

und Herzeleid!« – Sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine dicke Träne aus den Augen.
Kilbi in Gersau! Nun, da der vormittägige Gottesdienst vorüber, welch' ein Schmausen in den Herren- und Bauernhäusern, in den Hütten überall, bis hoch auf die Alm! Denn kein Mütterlein war so arm, daß es die Wochen über nicht einige Pfund Gaißanken (Ziegenbutter) erspart oder ein Zicklein gemästet hätte, für den frohesten der Festtage. Welch' ein Schmausen aber auch im Freien, an den blühenden Grünhecken, im Schatten der frischbelaubten Frucht- und Zierbäume, bei den Feckerfamilien. Welch' ein behagliches Kosten, Kauen und Schmatzen, welch' ein fröhliches Zurufen, Winken und Scherzen von hüben und drüben, derb und fein. Der Himmel hatte sich vollends festlich gebläut, der Nebel sich höflich beiseitegemacht; von der Rigi hernieder grüßten die nun im hellen Mittagssonnenschein flimmernden, weißen Kurgebäude der Scheideck, es grüßten die Berge, die grünen Gestade ringsum, es grüßten die bewimpelten, auf dem Seespiegel sich wiegenden Schiffe, groß und klein.
Kilbi in Gersau! Nun am maisonnigen Nachmittag begannen die eigentlichen Kilbifreuden sich erst zu entfalten. War es doch der Tag, der einzige des Jahres, an dem ein ehrsamer Gersauer Bürger es sich an nichts fehlen ließ und bei Wein, Tanz, Kegelspiel und anderen Vergnügen die Silberstücke nur so sprangen, wären sie auch zuvor noch so sauer verdient. Die Gasthäuser zu den »drei Kronen«, zur »Ilge« (Lilie) und »zum Schäfle« füllten sich im Nu mit Gästen alt und jung, reich und gering – nein, gering war heute niemand, dieselbe Freude beseelte alle, Männlein und Weiblein, Herr, Bauer und Taglöhner, ohne Unterschied, dieselbe Kilbivergnügensseligkeit.
Dasselbe war in nicht weniger hohem Grad auch bei den

Feckern der Fall. Schon beizeiten, vom Mittagsschmaus weg, hatte sich die Haudererjugend, Buben und Mädchen, auf dem hinteren kastanienbaumbeschatteten Rathausplatz, zusammengefunden zu fröhlichem Kreisel-, Ball- und Fangspiel. Bald jedoch fanden sich auch die Erwachsenen ein, stämmige Burschen und schlanke Dirnen, kühn unternehmenden Blickes; gesetzte Männer und Frauen in geselligem Verkehr. Den Kindern wurde bedeutet, den Platz zu räumen und sich auf die Schulwiese zu trollen.
Ein Flüstern ließ sich vernehmen: »Ah, da läßt sie sich doch noch herbei, die ›Prinzeß‹!«
Es war wirklich Lonny, die, groß und schlank, eine weiße Rose im üppigen, rabenschwarz-glänzenden Lockenhaar, in Begleitung ihrer Mutter das Schulgäßlein heruntergeschritten kam.
»Wie vornehm und stolz sie sich trägt! Und wie sie sich zieren tut herzutreten, als wäre sie was anderes als wir, oder als hätten wir Geziefer am Leib. Die Alte muß sie ja förmlich herbeinötigen, ei, ei!« zischelten sich die Dillen zu.
»Wie schön, wie ausnehmend schön sie heut' ist!« murmelten die Feckerburschen. Es dachten's sich aber auch hundert andere junge Männer, sogar vornehme Herren aus Schwyz und Luzern, die eigens hergekommen waren, um sich an der Feckerkilbi, ihren Sehenswürdigkeiten und originellen Lustbarkeiten zu ergötzen: »Welch' ein prächtig' jung' Weibsbild, schau, schau!«
»Wie schön, wie bezaubernd und herzberückend schön sie aussieht!« – einer vor allen anderen, ebenfalls ein Fremder, war es, der, mitten im dichten Zuschauerkreis stehend, sich solches sagte, sich auf die Fußspitzen erhob, sich die Augen schier auslugte und den Mund zu schließen vergaß vor lauter Verwunderung, vor lauter Bewunderung ...
Am Stamm des mitten im Rathaushof stehenden, mächtigen

Kastanienbaumes hatten die Feckergeiger sich niedergelassen und begannen nun, ihre seltsamen, wilden, künstlerischen Tanzweisen erklingen zu lassen, denn diese, braunen zerlumpten Geiger waren echte Zigeuner, die sich alljährlich, des Gewinnes und auch des Genusses wegen, hier einzustellen pflegten. Die Geige jubelte, die Paare formierten sich, und wild und ungestüm wie die Weise, gestaltete sich auch der Tanz im Freien, rings um den Kastanienbaum herum. Darunter auch die junge »Holländerin«, nach der zwanzig Hände auf einmal verlangend sich ausgestreckt hatten; und sie konnte doch nur eine ergreifen, die kühnste und kräftigste, des Zinggelers Ede gehörend. Die Augen der Tänzer und Tänzerinnen glühten vor Lust, die Füße stampften den Rasen, die Kehlen jauchzten. Die tolle Lust teilte sich auch dem zuschauenden Feckervolk mit; selbst alte Männer schnalzten mit der Zunge, gestandene Frauen hoben und senkten die Füße im Takt, wiegten sich in den Hüften und waren jeden passenden Augenblick bereit, sich ebenfalls in den Reigen zu stürzen. Most, kräftiger Birnen- und Apfelmost, wurde in mächtigen Gefäßen herbeigeschafft, und es war ergötzlich zu sehen, wie schnell und gewandt die Männer ihre Krüge leerten.
Walzer, Hopser, Ländler, Karimbsch (eine Art Carmagnole) und Kehraus wechselten in rascher Folge, man tanzte mit zunehmendem Ungestüm, unter den mannigfaltigsten Gebärden und wildfröhlichsten Jauchzern. Die Wangen glühten, die Pulse jagten, heißer und heißer wallte das Blut zu Kopf und Herzen – Lonny allein schien kühles Blut zu bewahren und weder Anstrengung zu üben noch zu empfinden. Und als der Mostbecher ihr abermals geboten wurde, begehrte sie einen Trunk Wasser, machte sich eiligst von ihrem Tänzer los, um ihn sich selbst vom nahen Rathausbrunnen zu holen. Als sie den dichten Zuschauerkreis

mühsam durchdrungen, wer stand vor ihr, wie aus dem Boden herausgesprungen, ihr den Weg vertretend? Fried, der junge Zackenhöfer, groß und stattlich, im Sonntagsgewand, die Reisetasche umgehängt, den Reisestock in der Hand...

Sie blieb vor ihm stehen, erstaunt, festgebannt, keines Lautes mächtig, zitternd wie ein ängstliches Kind, zitternd vor Aufregung vor des Jünglings Blick, der ihr forschend und liebevoll ins Herze drang, ins Tiefinnerste hinein.

»Lonny, mein Schatz – Lonny, willst mir folgen, nur ein kleines Weilchen?«

Und sie folgte ihm, zitternd und willenlos, wohin er sie führte, durch die Menge der gaffenden Leute, durch den Kreis der spielenden, lärmenden Kinder, an den Kuchen- und Bilderbuden vorbei, nach dem Gasthaus zur »Ilge«. Sie wagte weder vor- noch rückwärts zu blicken.

Die gastlichen Räume zur »Ilge« waren mit zechenden, fröhlichen Kilbegästen, Herren- wie Bauernvolk, bis auf das letzte Plätzchen angefüllt. Ein einziges Zimmerchen nur, eine Art Küchenkammer, konnte zur Not noch verfügbar gemacht werden – unserm Fried war's schon recht. Er bestellte Wein, Pastete, süßen Tee. Lonny jedoch schien erst hier, außer Sicht der gaffenden Menge, wieder einigermaßen zur Besinnung gelangt zu sein. Erst wollte sie die Bewirtung ablehnen, geriet in eine auffallend ängstliche Gemütsbewegung, weigerte sich, Platz zu nehmen, bat Fried feuchten Blickes, er möge sie ziehen lassen, denn sie gehöre nicht hierher, unter solche Gäste.

Fried aber gewährte ihr den Wunsch keineswegs, sondern verfügte: »Ja doch, Lonny, hierher gehörst du, an meine Seite!«

Das sprach er mit einer solchen Festigkeit und zugleich mit einer solchen Innigkeit in Ton, Blick und Gebärde – Lonny

mußte ihn groß anschauen, ob es wirklich derselbe Bauernknabe, ihr Fried sei, der sich früher so zaghaft und unselbständig gezeigt, namentlich den Seinigen gegenüber.
»Ja, zu mir gehörst du!« wiederholte er erregt und trotzigen Blickes, »mir gehörst, mir allein! Oder meinst etwa, Lonny, ich sollte mich seit Wochen, seit langen Monaten umsonst nach dir gesehnt haben und mich gehärmt Tag und Nacht und alle möglichen Nachforschungen angestellt, um dich ausfindig zu machen, und nun, da ich dich endlich, endlich gefunden, werd' ich dich so hurtig wieder fahrenlassen, mich mit einem flüchtigen Wiedersehen begnügen? Ach, Mädchen, wenn du wüßtest«, sprach er weich, »wie ich die Zeit über mich gequält, was ich gelitten, in Sehnsucht nach dir!«
Und nun gewahrte sie erst, daß seine Züge wirklich schmaler und magerer geworden, wie sie sich aber auch ernster und männlicher gestaltet hatten.
»Wie konntest du mich nur so beharrlich und grausam meiden?« fuhr er fort. »Denn ich ahnte es wohl, daß du es warst, der ihn stets hintertrieb, den Besuch, die Einkehr der deinen auf dem Zackenhof.«
Das Mädchen, ohne hierauf zu antworten, schaute verlegen zu Boden. Plötzlich aber brach es in heftiges Schluchzen aus. »Ach«, meinte es, »es wär' wohl besser, wir hätten uns auch heute nicht getroffen, wir träfen uns nimmer mehr, besser für uns beide! Denn was soll draus werden, Fried, aus unserer vermessenen, sinnlosen Lieb'?«
»Was draus werden soll und was draus werden *wird?* Das will ich dir sagen, Lonny!« rief er; »werd' es dir sagen, heut' noch, eh' wir uns wieder trennen: Mein bist du, Mädchen, ergib dich nur drein! Mein, wie heut', so für immer, unzertrennlich und ewig! ... Drum setz dich nur her und laß das Zieren. Bin just kein Bub' mehr, Lonny, sondern ich weiß, was ich sag'. Und du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten – fast glaub'

ich, du tust's, Lonny? Oder nicht? Nun, so stoß an – dein und unser Wohl!«
Hierauf erzählte er ihr von der Verheiratung seiner Schwester, der glanzvollen Hochzeit. Nur sein Vater sei nicht bester Laune gewesen, seinet-, des Fried wegen, weil er keine Lust gezeigt, aus der einen eine Doppelhochzeit werden zu lassen.
Er erzählte, wie sehr seines Vaters Gliederschmerzen und damit auch seine üble Laune zugenommen, wie hinfällig er überhaupt geworden, der arme Mann; so daß seine Mutter eine fromme Wallfahrt nach dem Gnadenort Maria Einsiedeln gelobt und ihn, den Sohn Fried, mit der Ausführung betraut habe; und wie er diese um eine Woche hinausgeschoben, angeblich der zu vollendenden Frühjahrsarbeiten wegen, in der Tat aber, um seine Liebste aufzusuchen auf der Feckerkilbi . . . Gerade komme er von Sankt Medardus' Grab. Und einen Tag mehr oder weniger auf die Reise verwendet, das lasse sich leicht verantworten, zumal er beauftragt sei, die fromme Fahrt auch nach dem Rigi-Klösterli »Maria zum Schnee« auszudehnen.
Er erzählte, wie er mit der jungen Spittelhöferin gebrochen, nämlich durch fortgesetztes unaufmerksames und schließlich geradezu unhöfliches Benehmen der Erbin Veranlassung geboten, ihn aufzugeben. Bis er sie dazu gebracht, das habe ihn ordentlich Mühe gekostet.
Seine Mutter habe sich in den Umstand sehr leicht, sein Vater jedoch sehr unwillig ergeben, und ihm, dem Fried, sei es eigentlich ordentlich leid gewesen, daß er dem ohnehin schwer Geplagten und Bemitleidenswürdigen diesen Verdruß habe bereiten müssen; doch habe er um alle Welt nicht anders gekonnt.
Hierauf machte er das Mädchen mit seinem Entschluß und seinen Zukunftsplänen bekannt. »Ich will dich nicht täu-

schen, Lonny!« bedeutete er mit großem Ernst, »ich acht' dich viel zu sehr, als daß ich's dir verhehlen sollt', auch würd' solches gegen mein eigen' ehrlich' Gewissen sein. Also höre: So lange mein Vater am Leben, und ich gönn' ihm die Jahre noch wohl, kann aus unsrer Eh' nichts werden. Meiner Mutter wegen ist mir nicht bange, sie wird uns keine Hindernisse bereiten, dafür ist sie viel zu gutmütig und nachgiebig und liebt mich viel zu sehr. Also abwarten! so heißt die Losung. Ich selbst kann und will gern abwarten, bis die Zeit kommt, wenn ich nur deiner Lieb' sicher bin, ohne die ich halt nimmer leben kann, deiner Lieb' und Treu'! ... Nun, so sprich denn, Lonny!«

Also eine Vertröstung, vielleicht auf lange Jahre hinaus, auf eine ungewisse Zukunft hin. Das leuchtete dem Mädchen vollkommen ein. Und doch, was lag daran? Hatte er ihr nicht schon längst das Herz geraubt und bestrickt, daß es völlig unempfindlich geworden gegen die Aufmerksamkeiten und Liebesanträge anderer, der schmucksten Gesellen ihres Standes? Was konnte ihr mehr daran liegen, ob sich das auch verwirklichen würde, was er ihr soeben herzinnig gelobt, da sie nie und nimmer mit einem anderen sich zu verbinden imstande sein würde, als gerade mit ihm, nicht etwa seiner Vermögensverhältnisse willen – solcher Gedanken wäre sie in ihrer Herzensreinheit und Einfalt gar nicht fähiggewesen. Ja, wie sehr und oft hatte sie es schon gewünscht, daß, statt des reichen Zackenhofes, bloß die bescheidendste Hütte sein eigen gewesen, mit einem geringen Auskommen, zu dem sie selbst durch ihrer Hände Arbeit gern hätte beitragen wollen, ach, wie gern! Und das wünschte sie sich abermals, in dieser Stunde ...

»Nun?« drängte der Jüngling und schaute sie dabei so bange und treuherzig an. »Nun, Lonny, kannst du dich entschließen?«

Und das schönste, herrlichste und frömmste aller Hauderer-kinder schlang seine vollen, weißen Arme ungestüm um seinen Hals und flüsterte unter Tränen: »Du hast mir's angetan, Fried! Was auch daraus werden mag – ich bin dein!«
Gleich aber, aus seiner zärtlichen Umarmung sich losreißend, schaute sie ihn mit ihren dunklen, flammenden Augen groß und ernst an: »Aber hüte dich, Fried, daß mich nicht betrügst! 's wär' mein Tod, ich sag' dir's, mein Tod! ...«
Von den »Drei Kronen« herauf erklang fröhliche, ländliche Tanzweise.
»Komm, Lonny, wir gehen zum Tanz!«
»Jetzt? Mitten durch die Straß', durch das viele gaffende Volk?«
»Mitten durch Könige und Kaiser, durch Bürgermeister, Vettern und Basen, wenn's sein müßte, wenn's so haben wolltest!« rief er entschlossen und richtete sich dabei hoch und kühn auf.
Im Tanzsaal zu den »Drei Kronen« befand sich viel junges Volk, städtisches und bäurisches, in buntem Gemisch, sich einträchtig den Kilbifreuden hingebend.
Doch kein Tänzer, der stolzer und kecker auftrat, als unser Fried, keine Tänzerin, die an Schönheit und Liebreiz ihr vergleichbar, unsrer Lonny! Ja, sie war wirklich eine Prinzeß, wenn auch in ärmlichen Kattun gehüllt und mit keinem andern Schmuck, als der weißen Rose im Rabenhaar. Doch dieses Lockenhaar in seiner glänzenden, erstaunlichen Fülle, war es nicht für sich allein Schmuck genug, um den sie Königinnen beneiden durften? Dazu das edelgeformte, feingeschnittene Gesichtchen, das tiefdunkle Augenpaar, der zarte, rosige Teint, der weiße, schlanke und leicht nach vorn gebogene Hals, die ganze hohe und doch so zierlichgebaute Gestalt, die natürliche Anmut ihrer Bewegungen, zugleich

aber auch die sittige Vornehmheit, die ihrem ganzen Wesen und Auftreten aufgedrückt lag – kein Wunder, daß Herren- und Bauernsöhne, im Tanz innehaltend, sich neugierig fragten: »Wer ist sie? Woher kommt sie?« Auch den Burschen kannte niemand. Keiner aber der Tänzer und Gaffer, der ihn seines allerliebsten Mädchens wegen nicht aufrichtig beneidete.
Die beiden Glücklichen ließen es sich keineswegs anfechten, das Angucken, das Forschen und Neiden, ebensowenig das vornehme Naserümpfen gezierter Schönen, die in dem Mädchen doch nur eine »Feckerin« entdeckt haben wollten.
»Wenn ich mit dir nur so forttanzen könnt', Lonny, bis ans End' der Welt!« rief Fried wonnetrunken und ihre Hand innig pressend.
»O ja, bis ans End' der Welt, in den Himmel hinein!« hauchte sie glückselig, traumverloren.
Sie beide gewahrten nicht die hohe, breite, bärenhafte Gestalt, die soeben in der Saaltür erschienen war, diese beinahe gänzlich ausfüllend, die forschend die Reihen der Tanzenden musterte, die in lustigem Walzer dahinschwebenden Paare. Plötzlich aber fühlte Lonny sich derb an der Schulter angefaßt, und als sie sich verwundert umwandte – »Mein Vater!« flüsterte sie erschrocken.
»Ja, ich bin's, mein Kind! Deine Mutter hat mich ausgeschickt, wußte nicht, wohin du so unvermutet entflogen. Bin sakrisch froh, daß ich nicht noch auf den Rigiberg hinauflaufen muß, um dich einzufangen.
»Also doch eine Feckerin!« zischelten sich die nächststehenden Frauen und Mädchen eifervoll in die Ohren und das Naserümpfen begann von neuem.
Fried erklärte, zu Meister Graz gewendet: »Eurer Tochter wegen dürft Ihr und die Mutter unbesorgt sein, die bleibt vorläufig bei mir und ist gut aufgehoben. Auch Ihr sollt' eine

Weil' bei uns bleiben, bei einem Glas Wein. Seid Ihr's zufrieden?«
O ja, Papa Graz war es schon zufrieden bei leckerem Schafbraten und süßem Aniskuchen, bei der vollen und stets sich wiederfüllenden Weinflasche, in der hübschen Trinkstube drinnen, obgleich es ihm anfänglich unbequem vorkommen wollte, das am Tische sitzen, der Gebrauch von Teller und Eßgabel, in Gegenwart so vieler unbekannter, vornehmer Gäste. Doch der Wein war herrlich gut, und er durfte sich davon einschenken, so viel ihm behagte, schienen doch Lonny und ihr Bursche einzig von Tanz und Liebeswort zu leben. »Hier, Graz, hast's mal gut getroffen!« dachte er schmunzelnd; »es lebe der junge Kaffer und sein Geldbeutel!...« Er gedieh, hinter Speise und Trank, immer breiter, sein wettergebräuntes Gesicht begann in höherem Glanz, seine Äuglein von guter Laune und Lebenslust zu leuchten. Beherzter streckte er die gewaltigen Beine, mit denen er anfänglich nichts anzufangen gewußt, unter dem Tisch aus, so daß sie auf der anderen Seite ellenlang hervorschauten; beherzt zog er seine geflickte Stummelpfeife aus der Wamstasche, stopfte sie, schlug gemächlich Feuer, blies den Zunder an und begann behaglich und in mächtigen Zügen zu schmauchen.
Der gute Graz – selbst das plötzliche Erscheinen seiner ebenfalls sehr ansehnlichen und gestrengen Ehehälfte in der Zimmertür vermochte ihn in seinem Wohlbehagen nicht sonderlich zu stören, obwohl Gruß und Anrede, die er zu hören bekam, nichts weniger als freundlich klangen. »Ah, was muß ich sehen?« rief nämlich Frau Grazin, die Arme in die Seite stemmend, mit scharfer Stimme und strafendem Blick. »Was muß ich sehen? Ich hab' dich nach der Lonny ausgeschickt, und du sitzt hier breit hinter der Lade, als wär' ganz Gersau dein eigen, und lässest dir auftragen, als hättest,

statt der paar Beinknöpfe, eine Handvoll eitel Gold in der Tasche – Mensch, wo nimmst du den Drat her, um zu berappen? Bist du toll geworden, Mann, oder willst hinter den Riegel? Denn daß du's nur weißt, ich zahl' nicht einen Kreuzer!«
Meister Graz blies nur immer größere und behaglichere Rauchwolken von sich, streckte seiner Gattin das gefüllte Weinglas hin und sagte launig: »Da, Lene, trink Bescheid! Ich sag' dir, 's ist vom Guten. Echter Rebensaft, sag' ich dir, nicht bloß fader Bäumiger (Obstmost)!«
»Ich aber frag' dich«, rief seine Gattin, nun ernstlich böse, »auf welche Weis' du die Zech' bezahlen willst?«
»Die Zech'?«
Er blinzelte schlau und lachte drollig. »Die Zech'«, wiederholte er, »um die tu' ich mich halt nicht die Fliege bekümmern, das ist dem jungen Kaffer sein' Sach'.«
»Welcher Kaffer? Mann, bist auch noch bei Sinn, wer wird dich ungeleckten Bären freihalten wollen!«
»O ja, freilich, mich und das Mädchen! Der Zackenhöfer, nämlich der jung'.«
»Der hier?« rief sie gedehnt, mit erstaunter, ungläubiger Miene.
»Ja, ja, Schatz! Guck, da kommen sie just vom Drehen (Tanz)!«
Sie kamen vom Tanz, strahlend von Lieb' und Freud'. Und brachte ihnen die Mutter Grazin auch ein befremdend', unfreundlich' Gesicht entgegen und stand im Begriff, ihre Tochter ernsthaft darüber zur Rede zu stellen, daß sie sich so unangezeigt von den allgemeinen Feckerbelustigungen weggemacht. Lonny ließ sie gar nicht zu Worte kommen, schlang ihre schneeigen Arme um der Mutter umfangreichen, braunen Nacken, herzte und küßte sie, verschloß ihr mit ihrem weichen Händchen den Mund und schmeichelte: »Ach, sei

mir nicht böse, Mamchen! Es war nicht meine Absicht, wegzubleiben. Und daß es dennoch geschah, daran ist dieser hier schuld, den du wohl kennen wirst, der mich unversehens traf und nimmer losließ – gelt, Fried, so ist's gegangen? Und du darfst auch ihm nicht bös' sein, Mutter, er meint's so gut und rechtschaffen treu – reich ihm die Hand, Mutter, meinem Fried, ich bitt' dich!«
»Dei – nem Fried?«
»Ja, Mütterchen, der meinige!« antwortete die Schöne mit glücklichem Lächeln. »Er ist eigens hergekommen von der Bittwalze (Wallfahrt), um mich aufzusuchen, mich hier zu treffen. Und er hat mir Lieb' und Treu' zugesagt, den Ring (Ehe), Mutter!«
Die Mutter Grazin vergaß förmlich, den Mund zu schließen. Sie war in der Absicht hergekommen, ihre Tochter aufzusuchen und ihr zu sagen, wie sehr man sie vermisse auf dem Rathausplatz, bei Gesang und Spiel, Ringel- und Schaukeltanz; wie die Feckerburschen, zumal des Zinggelers Ede und des Waldmayers Gust sich die Augen ausspähten nach allen Seiten und sie, die Mutter, mit Fragen bestürmten nach ihrer Tochter Verweilen. Sie war gekommen, ihr Vorwürfe über das absonderliche, unschickliche Gebaren zu machen. Über dem aber, das sie soeben vernommen, vergaß sie alles, Mitteilungen und Vorwürfe, ihr ganzes Sinnen ging augenblicklich in dem einen, beinahe unfaßbaren Gedanken auf: »Wäre es möglich, daß er sie ernsthaft freien wollte, der junge, reiche Erbe? Oh, es wird wohl nur auf einen gewissenlosen Scherz abgesehen sein, um das unerfahrene Kind zu betören.«
Fried, der bisher geschwiegen, jedoch die Zweifel, die in dem Gemüt der Hauderin aufgestiegen, erraten haben mochte, reichte ihr nun ebenfalls seine Rechte und bestätigte festen, gemessenen Tones: »Es ist so, Mutter, wie Euch die Lonny gesagt. Meine Werbung dürft Ihr als ehrlich und ernstge-

meint betrachten. Ich lieb' Eure Tochter aus Herzensgrund, und sobald es sich schickt, werd' ich sie als mein eh'lich Weib heimführen auf den Zackenhof. Ich schwör's!«
Da rief der Graz, hinter ihrem Rücken: »'ne Maß her, vom allerbesten! Prost, Schwiegersohn, hahaha!«
»So halt' doch dein vorlaut' dumm' Maul!« schalt Frau Grazin, sich unwillig umwendend. Sie wollte ihn fortmahnen, fortweisen, doch diesmal versagte er ihr den ehemännlichen Gehorsam. Wie hätte er sich von dem vielen, guten Spendwein trennen können? Nein, jetzt gedachte er sich erst recht breitzumachen. Einen reichen Bauernsohn, der alle Taschen voll Geld haben mußte, zum Schwiegersohn zu bekommen – war das nicht eine Freude, rein zum Lachen? Er stemmte den breiten Rücken fest an die Wand, daß sie knackte, spreizte die Beine noch dreister aus, stopfte sich die Pfeife von neuem und erklärte nochmals, so recht widersetzlich: »Fortgehen von hier? Nein, Lene, da wird vorderhand nix draus!«
Was wollte sie tun? Selbst Fried bat, gutmütig lächelnd: »Laßt ihn doch, Mutter, denn mir ist's schon recht! Und Ihr selbst – auch Ihr sollt Euch zu uns setzen, zu Wein und Kuchen!«
Und sie leistete der Einladung Folge; und trank Bescheid, erst zögernd und verlegen, nach und nach mit größerer Beherztheit und Zutraulichkeit; und konnte ihre Freude an dem stattlich geputzten Freier, an den beiden hübschen Liebesleuten, die, wie sie sich gestehen mußte, ganz füreinander geschaffen schienen, ebenfalls nicht verbergen. Ja, ihr Herz schwoll, heute zum erstenmal, voller wohlberechtigten Stolzes auf ihre vielumworbene Tochter... Sie genoß von den dargereichten Kuchen, fand jedoch gleich heraus, daß diese bei weitem nicht an die ihrigen, tags zuvor gebackenen, heranreichten; weil sie selbst eben die »Fettigkeit« weit weniger gespart hatte, als die rechnenden Wirtsfrauen es zu tun pflegten.

Wer aber fühlte sich glücklicher, als Lonny selbst, an der Seite ihres Geliebten! Und doch fürchtete sie jeden Augenblick, das Glück möchte hinterlistig oder gewalttätig gestört werden. Und als ein Polizeidiener plötzlich in der Zimmertür erschien, um dienstschuldig Umschau zu halten, da zitterte ihr Herz vor Furcht und Bangigkeit – die Frucht jahrelanger Gewöhnung, gleich des gehetzten Rotwildes, das selbst im verborgensten Dickicht des Waldes, an heimlichem Quell, sich kaum sicher fühlt vor den Späherblicken seiner grausamen Verfolger.
Diesmal war des Mädchens Bangigkeit unbegründet. Der Mann der öffentlichen Ordnung nahm das ihm von der Mutter Grazin dargebotene Glas Wein willig entgegen, leerte es auf einen Zug, wischte sich den Mund und entfernte sich, einen »Guten Abend« wünschend, sehr friedfertig. Denn heute ließ man alle Fröhlichkeit tunlichst gewähren, heute bildete das Städtchen Gersau ein Schonrevier, in dessen Gemarkung das »Rotwild« sich nach Lust und Vermögen tummeln konnte, den einen, glücklichen Tag lang. –
Abend wurd's. Und hatte die gütige, herrliche Maisonne lange gezögert, ehe sie ihren Tageslauf zu Ende führte, aus lauter Wohlwollen für die Feckersleute, aus lauter Vergnügen über die originellen Belustigungen, denen diese Stiefkinder der menschlichen Gesellschaft auf die ungezwungenste Weise und mit langverhaltenem, überströmendem Jubel sich hingaben – nun, als hätte sie diese Verspätung bemerkt, begab sie sich eilends über die Berge, den »Viznauerstock« hin, zur Nachtruhe. Dämmerung senkte sich über den See und die Gestade. Umso heller jedoch wurde es in Gersaus Wirtschaftsräumen, die sich zum zweitenmal mit Gästen füllten bis in den hintersten Winkel; denn nun waren es die Feckersleute, die, das Freie verlassend, ebenfalls Dach und Fach aufsuchten. Und Polizei, Wirt und Publikum ließen sie

um ihr gutes Geld willig gewähren. Ja, manch ein feines Herrlein fand einen besonderen Reiz und Genuß darin, sich mit einer schlanken, dunkeläugigen Feckerin in den Reigen zu stürzen, während wiederum dralle Sennerinnen und Bauerndirnen es gern geschehen ließen, daß flinke, stattliche Feckerburschen ihnen zum rauschenden, wirbelnden Tanz den gebräunten Arm boten. Heute, zu dieser Stunde, schien die Scheidewand, die das Jahr über zwischen den beiden sich streng absondernden Menschenklassen, den seßhaften und den vagabundierenden, aufgerichtet war, völlig verschwunden zu sein.
In den Gasthäusern und Schenken Gersaus wurde an diesem Abend gezecht, gescherzt, gelacht, gesungen und getanzt, was das Zeug, nämlich der Geldbeutel, hielt.
Des Zackenbauern Fried und des »Holländers« Lonny befanden sich nicht dabei.
Auf dem Seespiegel schwamm ein Kahn. Darin saß ein Liebespaar. Am Himmel, über den Stutzberg, war mit mildem Schimmer der Mond aufgegangen. Sterne flimmerten vom Firmamente herab auf die Wachenden und Schlummernden. Leichte Wölklein zogen langsam dahin, Mond- und Sternenlicht zeitweise verdunkelnd. Am Seegestade gingen Lichter und Lichtlein an, Zeugnis gebend von dem Wachen und Treiben der Menschen, in Freude und Leid.
Unsere beiden Liebenden aber schienen von all' diesen Vorgängen nichts zu gewahren. Ihre Augen waren Sonne, Mond und Sterne, in die sie, ohne müdezuwerden, unablässig schauten; und was sie gegenseitig darin erblickten, war ihr Himmelreich; und was sie sich sagten – einzelne, flüsternde Worte nur – kein Buch hätte zu fassen vermocht, was diese Worte alles zu bedeuten hatten an Liebesglück und Herzensseligkeit. Heute, heute wenigstens gehörten sie sich an.
Im dunklen niedrigen Speicherraum des Gutes »Rotacker«

brannte in rußiger Laterne ein mattes Lichtlein. Daneben, auf weichem trockenem Streulager, schnarchte Meister Graz so tief und geräuschvoll, daß die Mäuse, die neugierig aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen, wieder scheu und erschrocken hinwegeilten, und die Frau Grazin sich bewogen fühlte, ihrem Gemahl den Ellbogen unsanft in die Rippen zu stoßen; doch leichter wäre wohl ein Höhlenbär aus dem Winterschlaf zu wecken gewesen, als ihn, den gewaltigen, Kilbegesättigten, zu Bewußtsein zu bringen.

Auch sie, die Grazin, hatte der Schlummer zeitweise übermannt. Das taten die Müdigkeit und der genossene Wein. Die Sorge um ihre Tochter jedoch ließ sie nicht zu richtigem Schlaf kommen. Denn noch war jene nicht in den Familienschoß zurückgekehrt, obwohl es tiefe, späte Nacht und den Feckern, wie üblich, abends neun Uhr Feierabend geboten worden war. Wo mochte Lonny zu solch' später Stunde wohl noch weilen? Die Mutter fühlte sich immer beunruhigter, sie dachte sich dies und das, was dem Kind hätte widerfahren können... Freilich befand sich Lonny in privilegierter Gesellschaft eines »Hockers«, des jungen Bauern, der sie unter seinen Schutz genommen und überdies gelobt hatte, sie dereinst als sein junges Weib heimzuführen, ein Ereignis, das wohl einzig dastand in den Annalen des Haudervolkes aller Zeiten. Sollte sie, die Mutter, sich des Umstandes freuen? O ja, gewiß, über die Maßen! Kam es ihr doch fast unglaublich vor, wie dies alles sich hatte zutragen können. Und wie sich damit in ihrem und ihrer Familie Geschick alles wenden würde – sie konnte es nicht freudig genug überdenken. Denn in einem solchen Bauernhause herrschte ja ein Überfluß an Geld und Vorräten, an Genieß- und Kleidbarem, weder zu schätzen, noch zu erschöpfen. Und mit dem einen Tag, dem Hochzeitstag ihrer Tochter, mußte alles, alles dieser zu eigen werden, zu eigen auch ihr, der »Hollän-

derfamilie« – welch' ein Glück stand ihnen bevor! Das große Glück – die Mutter Grazin erwog es nach allen Seiten und konnte damit doch nicht zu Ende kommen, nämlich mit den verschiedenartigen Vorteilen, die ihrer Tochter, der gesamten Familie und ihr selbst ganz besonders aus der Verbindung mit dem jungen Zackenhöfer erwachsen mußten. Sie wollte eine oberflächliche Berechnung anstellen, wie viel an Land und Geld, Vieh und Vorräten so ein Bauer wert sein mochte. Doch fehlten ihr zu solchem Beginnen die Schätzungsbegriffe; auch hatte sie, wie sie es sich selbst gestehen mußte, am Tage so oft und tief ins Most- und Weinglas geschaut, daß ein richtiges Addieren, selbst mit Zuhilfenahme der Finger, nicht recht gelingen wollte. Dazu kehrte der Gedanke an Lonny immer wieder, die zunehmende Sorge über deren ungebührlich langes Ausbleiben. Ja, diese Sorge steigerte sich zur wahren Bangigkeit, es litt die Gute nicht mehr auf dem Lager. Es drängte sie, sich Gewißheit zu verschaffen; sie wollte ihre Tochter aufsuchen gehen. Sie warf das Kopftuch um, ergriff die brennende Laterne – doch, horch, was war das? Nahende Schritte, leise menschliche Stimmen, ein frohmütiges Gekicher, ein vernehmliches Tasten vom unbeleuchteten Speicherflur her. »Die Lonny!« rief die Mutter Grazin erleichterten Herzens.
Ja, es war Lonny, in Begleitung ihres Geliebten, glückstrahlenden Angesichtes. Sie schlang ihre Arme um der Mutter Hals und bat in den schmeichelhaftesten Ausdrücken um Entschuldigung für ihr langes Ausbleiben. Fried habe mit ihr nochmals Einkehr genommen beim »Schäfle« – Und erst dort seien sie der späten Stunde innegeworden...
Sie war so auffällig redselig geworden, unsere Lonny. Sie erzählte dies und das, was die Gäste des »Schäfle«, nämlich die Gersauer und andere Bürger, an Belustigendem aufgeführt hätten; und wie niemand Miene gemacht habe, sie

selbst wegzuweisen oder auch nur scheel anzusehen, weil sie eben unter dem Geleit und Schutz eines Seßhaften, ihres lieben Fried, sich befunden. Sie berichtete der Mutter auch, wie sie ihn gebeten habe, noch einen, den Nachkilbitag, in Gersau zu verbleiben, da es dann noch kurzweiliger zuzugehen pflege, als an der eigentlichen Kilbi selbst... »Bitt auch du ihn, Mutter!«

Aber Fried schüttelte lächelnd den Kopf und meinte: »Es geht nicht an, mein Schatz! Morgen abend muß ich wieder zu Hause sein, zuvor aber noch, nach Übung und Gelöbnis, das Rigi-Klösterli besuchen. Ich werde mich sogleich, in der ersten Morgenstunde auf den Weg machen, ein Älpler (Alpensenn), der sich ebenfalls verspätet, hat sich mir als Wegweiser angeboten. Die Nacht ist so prächtig mondhell!«

Er zog aus seinem Geldbeutel einen goldenen Ring, den er in Einsiedeln gekauft hatte und reichte ihn seiner Geliebten – ach, der Reif erwies sich für Lonnys schlanken Finger als fast zu groß! Wie er aber funkelte im Lichtschein! Das Mädchen konnte sich kaum enthalten, in lauten Jubel auszubrechen. Fried zog noch mehr hervor, drei, vier blanke Goldstücke, der Großteil seines eigenen Ersparten. Dafür sollte sich seine Geliebte etwas, zum Beispiel, ein neues Kleid, anschaffen. Lonny jedoch wurde auf einmal ganz ernsthaft und erklärte stolz: »Den Ring – ja den Ring nehm' ich wohl an, Fried, mit herzinniger Freud', als teuerstes Pfand, wie du gesagt hast. Und so oft ich ihn anschau', werd' ich dein gedenken in Lieb' und Treu'. Das Geld aber – nein! Bin ich mal, wie ich's kaum zu hoffen wage, dein ehelich' Weib, ja dann werd' ich mich nimmer wehren, daß du mich kleiden lassen tust nach Stand und Gebühr. Bis dahin aber laß mir meine Lumpen... Zürn mir's nicht, Fried! Bei ruhigem Überlegen wirst du selbst mir rechtgeben müssen, daß es sich nicht schicken und das Kleid mir nur Neid und Verdruß bereiten würd'... So! Sollst nun

herzlichen Dank haben, Fried, für all' deine Lieb' und Güte–«
Sie konnte vor Aufregung und Schluchzen nicht weitersprechen. Ein letzter, warmer Händedruck, ein letzter langer Kuß, und fort war er, in den taufrischen Frühmorgen hinaus.
Die Mutter Grazin konnte es kaum erwarten, bis die letzten Tritte des Scheidenden verhallt waren, dann sagte sie, zu ihrer Tochter gewendet: »Wie einfältig und töricht, die Goldlinge zurückzuweisen! Wann endlich wirst du gescheit werden!«
Lonny erwiderte den Vorwurf mit keiner Silbe; schluchzend warf sie sich auf ihr dürftiges Lager hin, barg das Köpfchen schluchzend in das rauhe, weiße Laken. –
Kilbi in Gersau, Feckerkilbi!
Nun erst, am Montag, wurde diese von denen, die noch die Mittel dazu besaßen, in Saus und Braus, mit Sang und Klang zu Ende gefeiert.
»Hättest du die Goldlinge behalten, Lonny!« begann die Grazin von neuem. »Ach, wie gütlich wollten wir uns damit tun!«
Feckerkilbi! Schlags fünf Uhr abends wurde offiziell, durch Trommelschlag und das Horn des Nachtwächters, der Schluß verkündet und zugleich angezeigt, daß die Gäste sich nun trollen und die Ortschaft räumen sollten.
Und als sie fortgezogen, der letzte Bagagekarren, da sagten sich die ehrsamen, biederen Gersauer Bürger: »Auch diesmal haben sie sich brav und anständig gehalten, die Fecker. Kein einziger Diebstahl ist zur Meldung gekommen, und Geld haben sie vertan, gewiß ein artig Sümmchen!«

Dreizehntes Kapitel.

Es geschah am Sankt Johannistag, der im Städtchen festlich begangen wurde, daß unsere beiden Liebenden sich wiedersahen, und zwar, auf Verabredung hin, im einsamen Waldwirtshaus zu den »drei Tannen«.

Vom Wirtshause bis in den schattigen, lauschigen Tannenforst hinein waren es bloß einige Dutzend Schritte. Dorthin begaben sie sich in der heißen Nachmittagsstunde.

Bei dieser erneuten Zusammenkunft, war die junge Hausiererin wieder auffallend scheuen und zaghaften Gemütes geworden.

»Ich habe mir's«, bekannte sie kleinlaut, »seitdem überdacht wohl an die tausendmal und konnte zu keinem andern Schluß kommen, als: Wärest du, Fried, in ärmlicher Hütte zu Haus' und hättest, gleich mir, auf Gottes großer, weiter Erde nichts zu eigen – o wie herzhaft wollten wir beide uns verbinden und glücklich beisammen sein mit dem, was unsrer Hände Arbeit uns verschaffte, in Fried' und Genügsamkeit! So aber bist du leider der reiche Bauernsohn, während ich das geringste Erdenmädchen bin und dazu eines, das von deinem Gewerbe so blutwenig oder gar nichts versteht. Wie soll ich's wagen dürfen, ins Zackenhaus zu treten, Fried? Was darin anfangen?«

»Lernen!« lautete des Jünglings kräftiger Bescheid.

»Lernen? Ach ja, wie gern wollt' ich lernen, alles was mir mangelt, mit Lust und Freudigkeit! Allein wer, außer dir, würde wohl die Geduld besitzen, mich zu unterweisen, mit den mannigfachen Arbeiten und Obliegenheiten bekannt zu machen? Deine Mutter, meinst du? O ja, es ist schon wahr, daß sie eine herzgute Frau, gegen solche, die sie liebt und achtet, oder die ihr Mitleid einflößen. Mich aber, als Sohnes-

frau, wird sie weder lieben noch achten, ja unter Umständen nicht einmal für mich Mitleid empfinden, sondern als frechen Eindringling hassen und verachten.«
»Das wird sie nicht tun, Lonny!« versetzte er lebhaft. »Sie wird sich drein ergeben, mir zulieb'; und dir gut sein, wenn ich sie recht drum bitten tu'.«
Lonny schüttelte traurig das Lockenköpfchen. »Wahre Liebe und Zuneigung lassen sich weder erbetteln noch fordern, die müssen aus dem Herzen herauswachsen. Wie aber soll ich die Zuneigung deiner Mutter erhoffen dürfen, ich, die ihrem stolzen Hause nur Unehr' brächte und ihr den Sohn abspenstig gemacht von einer standesgemäßen, vornehmen Eh', ihn mir sozusagen gestohlen? Von deinem Vater gänzlich zu schweigen – an den wag' ich schon gar nicht zu denken!«
Fried zerzauste ein Tannenreischen und schwieg.
Wer die beiden so stumm und niedergeschlagen auf dem Baumstamm hätte sitzen sehen, würde in ihnen schwerlich zwei Liebende vermuten.
Nach einer Weile fuhr der Jüngling jählings auf, seine Augen flammten vor innerlicher Glut und kühner Entschlossenheit; stürmisch schlang er die Arme um das Mädchen und preßte es an sein hochklopfendes Herz. »Und sollt' es auch wahr sein«, rief er, »alles wahr, was du sagst, deine großen Bedenken – gleichviel, du bist und bleibst mein, Lonny, ich kann nimmer von dir lassen, ich lieb' dich zu sehr!«

Vierzehntes Kapitel.

Die Stadt Krotzingen besaß, außer andern Merk- und Sehenswürdigkeiten, eine Haupt- und eine Kapuzinerkirche, eine Sankt Veitskapelle, ein Torgefängnis, ein Schul-

haus, eine renommierte Lampendochtfabrik, in der in guten Zeiten an mehreren Stühlen gearbeitet wurde, einen Landjägerposten, eine Abdeckerei, einen doppelröhrigen Drachenbrunnen, eine Drogerie, Apotheke genannt, ein Aquarium ... vor allem aber ein ehrwürdig aussehendes, massiv gebautes, stark vergittertes und mit einem schiefstehenden Glockentürmchen versehenes Rathaus, die Bürgermeisterei genannt.

In der Bürgermeisterei war es, an einem Augustsonntag, gleich nach dem Morgengottesdienst, daß die wohlweisen Väter der Stadt sich zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenfanden. Es waren nur Elf – der Apotheker lag seit Wochen krank, und Meister Kappenweber hatte sich weitschweifig entschuldigen lassen.

Also saßen die Elf um den langen, schweren Ratstisch herum, der Dinge harrend, die ihnen durch den Vorsitzenden eröffnet werden würden. Vorerst wurde eine Sache beraten, mit der sich der Rat schon mehr als einmal beschäftigt hatte, nämlich die Frage, ob man der Klage eines Anwohners des städtischen Schlachthauses, über die sich daraus auf die Straße ergießende, übelriechende Jauche, die zweckmäßig abzuleiten und der entstandene Tümpel trockenzulegen sei, endlich entsprechen wolle oder nicht. Bislang war die Meinung aller dahin gegangen, es beim Status quo zu lassen. Heute freilich war die Sachlage anders und bedeutend ernster geworden, weil das gestrenge Oberamt sich auf die Seite des Klagenden geschlagen und mit einer Strafe drohte. Darum rieten die Schwachmütigen des Rates zum Nachgeben, während andere, der Ölmüller an der Spitze, weiter trotzen wollten. »Denn«, rief der Öler, »wer ist dieser Kläger? Der Bürstenbinder Stieler, ein Zugewanderter, Fremder. Soll man solchen höchst überflüssigen Zuzug noch mehr ermuntern, indem man den Leuten jetzt Gefallen tut solchen

Neuerern, wie eben dieser Borstenwickler einer ist? Eigentlich sei es, wie man hört, nicht einmal er selbst, der Lärm geschlagen und das Ansehen einer wohllöblichen Stadt dermaßen korrigiert –«
»Mißkreditiert«, verbesserte der Stadtschreiber.
»Also mißkreditiert«, fuhr der Öler in seinem Vortrag fort; »sondern es sei die Frau Bürstenbinderin, deren feine Spitznase die Sach' nicht länger mehr riechen zu können vermeint. Und diese Frau – wißt Ihr, was diese Frau über unsere ehrsamen Bürgersfrauen gesagt hat? Man könne es an ihren schmutzigen Nachthauben sehen, in denen sie den ganzen Vormittag rumlaufen, wie es mit den übrigen häuslichen Tugenden bestellt sei.«
»Hat sie das gesagt?« riefen mehrere Stadtväter zugleich voll großer Entrüstung.
»Ja, das soll sie gesagt haben zu ihrer Wäscherin, der Haulegrit, die ihr ebenfalls nichts recht machen konnte. Drum mein' ich, was die Klage betrifft: Nochmals abweisen!«
»Richtig!« erklang es zustimmend von mehreren Seiten. Andere jedoch kraulten sich unschlüssig in den Haaren, der obrigkeitlichen Drohung gedenkend: Strafe.
Da meinte Meister Klügling, der Schneider, der schon öfters in besonders subtilen Fällen und wenn allen anderen die Grütze ausgegangen, guten Rat gewußt: »Ich hab's! Ja«, rief er triumphierenden Blickes, »ich hab's: Der obrigkeitliche Bauinspektor, bevor er kommt, um sich alles anzusehen, wird uns doch hoffentlich zuvor geziemend brevetieren –«
»Avertieren«, verbesserte der Stadtschreiber.
»Gut also, arretieren... Dann, am Vorabend, oder besser noch frühmorgens, lassen wir über die grüne Oberfläche des Tümpels Erdstaub oder Asche streuen, so daß man meint, es sei alles trocken und nach Befehl geschehen...«
Das war wirklich eine geniale Idee, und die Herren Stadtvä-

ter begannen denn auch, als wäre ihnen ein Zentnerstein vom Herzen gefallen, erleichtert aufzuatmen.
Der Stadtschreiber konnte jedoch nicht umhin, seine Bedenken zu äußern: »Wenn es aber dem Herrn Inspektor einfallen sollte, über diese, von dem Schneider vorgeschlagene ›Auffüllung‹ hinwegzuschreiten – was dann?«
Ja, was dann! Die Sache konnte wirklich so zugehen und ziemlich mißlich ausfallen, das begann auch dem Ratskollegium einzuleuchten, und fiel sogleich wieder in dieselbe große Ratlosigkeit zurück, aus der es sich durch des Schneiders Einfall glücklich gerettet wähnte. Da der Kollege Apotheker sich auf dem Weg der Besserung befand und die begründete Hoffnung bestand, daß er der nächsten Ratssitzung wieder beiwohnen konnte, wurde beschlossen, von einer definitiven – »effektiven«, meinte der »Leuenwirt« – Beschlußfassung bezüglich der Pfütze für heute abzusehen; doch sollte, nach des Herrn Bürgermeisters Ermahnung, ein jeder in der Zwischenzeit fleißig über eine Lösung nachdenken.
Weit schneller und leichter wurde man mit dem zweiten Tagungspunkt fertig: Die Bewohner der Seevorstadt verlangten nämlich, daß auch sie Vorteil von der Torturmuhr haben sollten, was sich durch Anbringung eines zweiten Zifferblattes und entsprechender Änderung des Uhrmechanismus leicht bewerkstelligen lasse. Es wurde einstimmig beschlossen, der hohen Kosten wegen das Gesuch abzuweisen; dagegen solle auf der Vorstadtseite des Torturmes eine Sonnenuhr gemalt werden –
»Im Schatten?« fragte der Stadtschreiber auflachend.
»Im Schatten oder nicht, die Sonnenuhr ist gut genug für die Vorstädter, wir aber ersparen dem Stadtsäckel ein ordentliches Sümmchen!«
Als nun der Herr Bürgermeister sich anschicken wollte, die

anstrengende Ratssitzung feierlich zu schließen, erhob sich der Meister Torschmied, räusperte sich und sprach: »Wegen dem Schlachthaustümpel bin ich's zufrieden, daß man erst noch darüber schläft, ja ich ließe ihn, wie gesagt, am liebsten gänzlich ruhen. Ein anderer Fall aber, den ich kurz erwähnen will, kann unmöglich weiter ad acta gelegt werden, dagegen müßt' ich ernsthaft protestieren. Ich meine nämlich die Geschichte wegen meines Sohnes Schwager, des Zackenhöfer Jungen, die Geschicht' wegen dem Vagantenmensch, das er heiraten will. Das Geschlepp' hat scheint's schon längere Zeit gedauert, doch so lange der Zackenbauer, mein Gegenschwäher, am Leben war, hat er tückisch geschwiegen, der Bub'. Als aber der Hans tot war, rückte der Friedel gleich damit heraus, sagte es seiner Mutter, erst nur zimperlich, was er mit dem Bettelkind vorhab'. Und alles Entsetzen der Alten half nichts, es halfen keine Vernunftsvorstellungen und freundlichen Reden, er wollte sich von dem unsinnigen und unchristlichen Gedanken nicht mehr abbringen lassen. Und als sie, die Zackenbäuerin, ihre nahen Verwandten zusammenrief, mich, den Apotheker, den Eckhans und den Haldensenn, und wir alle uns an den Jungen machten und auch der Herr Kaplan, erst mit guten Worten und dann mit andern, – was war's, das wir ausrichteten? Daß er uns schließlich davonlief in den nahen Zackenwald hinüber, wo ihn die Käthe antraf, erst wütend wie ein Löwe, dann greinend wie ein Kind. Unsere Weibsleute vermuteten, er sei wohl nicht mehr recht bei Sinnen, die Dirne habe ihn behext mit Spuk und schwarzer Kunst. Der Kaplan versprach, geweihtes Sankt Xaveriuswasser herzusenden, damit man ihm davon in die Getränke meng', sowie ein Fetzen Stola, um ihn heimlich unter des Jünglings Kopfkissen zu legen. Sie selbst, die Zackenbäuerin, gelobte Wallfahrt und heilige Messen, opferte Wachskerzen, papierne Herzchen und bares Geld.

Was half's? Daß der Jung' nur unwilliger wurde und immer hartnäckiger auf seinem entsetzlichen Vorhaben bestand, vorgebend, er könne von dem Mädchen ganz und gar nicht lassen, zudem habe er Wort und Schwur verpfändet. Als ob sowas verpflichten täte, einem Bettler- und Vagantenkind gegenüber!«
Und die frommen Stadtväter nickten Beifall und bestätigten: »Nein, in diesem Fall kann sowas kaum verpflichten.«
Der Schmiedemeister fuhr in seinem Vortrag fort: »Einige vermuten zwar, darunter auch meine Frau, es werd' wohl auch noch was anders dabei sein, das den Fried, seinen einfältigen Begriffen nach, zu der Heirat zwing', vielleicht gewisse andere Umständ', in denen sich die Dirne befind'... Als ob der Zustand von Leuten solchen Schlages für uns andere etwas zu bedeuten hätt', als bloßer leichtsinniger Spaß.«
Und die ehrbaren Stadtväter nickten abermals und sprachen es schmunzelnd nach: »Nein, solches hat weiter nicht viel zu bedeuten.«
»Aber«, vollendete der Torschmied seinen Bericht, »das Dümmste kommt noch: Der Junge, der Zackenfried, droht, wenn man ihn hindere, die Dirne zu heiraten, gleich zum ersten besten Werber zu laufen und unter die Soldaten zu gehen. Die Alte hängt an dem Burschen wie närrisch, will lieber zu allem Ja und Amen sagen, als ihn fortziehen lassen; ebenso seine Gotte (Patin), die Apothekerin. Und niemand auf dem Zackenhof denkt mehr ans Schaffen, alles ist außer Rand und Band, des verfluchten Dings wegen, dem lausigen Straßenmensch. Und gestern abend haben ich, der Haldensenn und der Eckbauer Rat gehalten und beschlossen: Der Zackenhof gehört leider dem Fried zu eigen, mit allem Liegenden und Fahrenden; der Alte hat's ihm in Kauf gegeben, wie ein echter dummer Hans und nicht eben zum

Vorteil der Käthe, meiner Sohnesfrau. Allein, wie der Notar sagt, läßt sich nichts mehr gegen die Sache tun, und das ist wiederum dumm genug und dumm vom Notar selbst, daß er den Kaufvertrag damals so fest, so verteufelt fest gemacht! ... Aber eines können wir tun, meine Kollegen! Und stelle ich daher den wohlmundivierten –«

»Motivierten!«

»Meinetwegen setz' den Antrag auf, wie du willst, Stadtschreiber, wenn damit nur dem Burschen der Zaum angelegt, nämlich gegen ihn die Bevogtung (Kuratel) verhängt wird, was ich hier ausdrücklich verlang'! Damit das Vermögen, der Zackenhof, den rechtmäßigen Erben aufgespart bleibt und dem Burschen, dem Friedel, die Händ' gebunden werden. Dann soll er meinetwegen laufen, nach Neapel oder Afrika, und sich totschießen lassen, der Dummkopf. Oder in Henkers Namen heiraten. Aber ich bin überzeugt, völlig überzeugt und der Eckbauer auch: wenn das Bettelkind sieht, daß es nicht frei schalten und walten kann mit dem Gut, und die hungrige Familie sich nicht einfressen kann auf dem Zackenhof – läßt sie ihn fahren, denkt nicht mehr daran, den einfältigen, bevogteten Friedel zu heiraten ... Oder sprecht, Kollegen, wird das, das Zaumanlegen, nicht das richtigste und beste sein?«

Und sie nickten: »Ja wohl, das allerbeste!« Sie wollten den Beschluß gleich fassen, der über den ehr- und pflichtvergessenen Jüngling Friedrich Söller, genannt Zackenfried, die Vormundschaft verhängen sollte, anderen jungen Stadtbürgern als abschreckendes Beispiel; und den Meister Torschmied zum Vormund ernennen.

Der Herr Stadtschreiber jedoch, der während dieser Beratung in einem kleinen Büchlein geblättert und nun den Beschluß zu Protokoll nehmen sollte, schien damit durchaus keine Eile zu haben, vielmehr wendete er ein: »Wie soll ich

ihn begründen, den Beschluß? Hier im Gesetz steht, daß die Kuratel über mündige Bürger nur dann verhängt werden kann, erstens, wenn der Beklagte blödsinnig, zweitens, wenn er verschwenderisch, drittens, wenn er kriminell bestraft worden, viertens, wenn er sich dauernd außer Landes begeben, ohne von sich aus eine Vermögensverwaltung bestellt zu haben. Ich erlaube mir nun anzufangen: Welchen von diesen gesetzlich vorgesehenen Fällen haltet Ihr in dem vorliegenden Fall für zutreffend und anwendbar? Ihr werdet mir bestätigen müssen: Keinen von allen! Der Jüngling, von dem der ehrsame Stadtrat Torschmied soeben gesprochen, erfreut sich gesunden Verstandes und besten Leumundes, war bisher bekannt als ein ganz vortrefflicher junger Mann. Fatal ist's freilich für seine Mutter und Anverwandten, wegen der Familienreputation, daß der junge Mann eine solche, wirklich sehr auffallende Mißheirat einzugehen sich in den Kopf gesetzt hat. Allein«, fuhr er mit schalkhaftem Augenzwinkern fort, »das Hausierermädchen soll, wie man es mir beschrieben, ein wirklicher Ausbund an Schönheit sein, eine Blume, um deretwillen ein junges Männerherz –«
Hier fiel ihm Meister Torschmied unwillig ins Wort: »Schön oder nicht schön, ein Bettelmensch ist's, das nicht so viel zu eigen hat, um sich davon einen Pfannenstiel zu kaufen, eins aus erbärmlicher Landstreicherfamilie, eins, das nichts kann und versteht, als betteln und genießen, was man ihm zur Tür 'rausspendet oder was es gar gemaust hat – man kennt es ja, das lausige, mausige Vagantenpack! Eine Schand', sowas erleben zu müssen, eine Schand' für uns Verwandten, eine Schand' für die ganze Stadt! Drum sag' ich nochmals: dem Bürschchen den Zaum antun, ihm das Vermögen entziehen oder die Heirat verbieten, rundweg!«
Der Stadtschreiber zuckte die Achseln und meinte wiederum: »Das Gesetz! ... Übrigens, ich schreib's schon nieder,

wenns der Rat es so haben will und der Herr Bürgermeister seinen Namen druntersetzen und es vertreten will vor den Behörden.«

Der Herr Bürgermeister, so direkt um Meinung und Willen angegangen, rutschte verlegen auf seinem Sesselpolster hin und her und schaute dabei unschlüssig, verzweifelt drein. »Das Gesetz –« stotterte er, »'s ist wirklich fatal um das Gesetz... Der Herr Stadtschreiber muß es übrigens am besten kennen... Tut mir wirklich leid, Schmied, gern wollten wir dir zu Gefallen sein, wir alle, – nicht wahr? Wenn's aber durchaus nicht möglich ist? Der Schmied weiß es ja selbst, wie oft in jüngster Zeit wir von dieser Regierung gerüffelt und gemaßregelt worden wegen der Differenzen, wegen angeblicher Mißachtung von Gesetzen, die eigens zu dem Zweck gemacht zu sein scheinen, um uns ehrsamen Krotzinger Magistrat und die Bürgerschaft recht gründlich zu ärgern, bei jeder unserer noch so wohlerwogenen Maßnahmen. Und just dieser vorliegende Fall – und das fatale Gesetz...«

Länger vermochte der Torschmied nicht mehr an sich zu halten. »Das Gesetz!« schrie er aufspringend, wütend, »das Gesetz und der witzige Herr Stadtschreiber, der's einem wohl gönnen mag! Hol der Teufel alle beide!«

Damit schleuderte er den ehrwürdigen, schuldlosen Ratssessel weit fort in die Saalecke, daß ihm krachend ein Bein brach, und verließ zornigen, dröhnenden Schrittes das Gemach. Und die Wendeltreppe hinabsteigend, polterte er, die Faust grimmig ballend: »Und er soll mir's gleichwohl nicht erzwingen, der Friedel, trotz Stadtschreiberlein und Gesetz! Ich werd' mich an die Obrigkeit wenden, an den Bischof, ja, wenn's sein muß, an den Papst selbst!«



Allein er erzwang es doch, der Zackenfried!
Ihm kam – wer hätte das gedacht? – seine Schwester Käthe zu Hilfe, obgleich auch sie, wie ihr Gatte und ihre sämtlichen nahen Verwandten, sehr verärgert war über ihres Bruders angestrebte Mißheirat und kein Wort gespart hatte, weder Vorstellung noch Abmahnung, um ihn von dem in ihren Augen tollen Vorhaben abzubringen. Dabei baute sie auf die große geschwisterliche Liebe, die sie beide seit ihrer frühesten Jugend miteinander verbanden. Doch als ihr zu Bewußtsein kam, daß alles nichts nützen wollte, daß ihr Bruder sie zu meiden begann und, von allen Seiten gehetzt, sich mehr und mehr einer Schwermut hingab, deutlich sichtbar an dem gedankenlosen Hinstarren, dem unausgesetzten Brüten, dem verstörten Wesen und den sich abmagernden Zügen, da empfand sie auf einmal großes Mitleid mit dem armen Gesellen. Ihr Mann, vor allem aber ihr Schwiegervater sahen nur den Makel, der über die Familie zu kommen drohte, das Erbe ... Sie aber dachte mehr und mehr an den Bruder, den unglücklichen, in Liebes- und Gewissensnot sich verzehrenden; sie dachte daran, daß sie selbst es gewesen, die durch ihre Freundschaft zu der schönen Hausiererin dem Liebesverhältnis oder dessen Entwicklung, wenn auch absichts- und ahnungslos, bedeutenden Vorschub geleistet. Darum entschloß sie sich – freilich durfte ihr Gatte nichts davon erfahren – dem leidigen Zustand, der über dem Zackenhof und dem Frieden ihrer Lieben waltete, durch ihre Vermittelung ein möglichst rasches Ende zu machen. »Mutter«, bat sie, »laßt doch den Fried gewähren! Das Mädchen, so arm und gering es auch sein mag, schlecht ist es nicht; vielmehr, so wie ich Lonny kenne, erhebt sie sich durch ihre großen Verstandesgaben und herrlichen Gemütseigenschaften weit über die Frau Basen und Stadtfräulein, die nicht genug über sie und den Geschmack unseres Fried herfallen können, und denen

es am End' doch nur ein gefundenes Fressen ist, über das sie sich heimlich freuen: der Skandal, der Unfriede in unserm Haus. Ja, ich will's Euch nur gestehen, Mutter, es gab Augenblicke, da ich das arme, verachtete Bettelkind aufrichtig beneidete und zwar nicht nur seiner großen Schönheit, sondern auch anderer köstlicher Dinge wegen, die mir grobem Bauernmädchen mangeln: ihr feines, gewissenhaftes, fast möcht' ich sagen vornehmes Wesen, das nie ein derbes Wort spricht, ja nicht einmal eines unzarten Gedankens fähig zu sein scheint, ihre aufrichtigen, ehrlichen, herrlichen Augen und das gewisse Etwas, das daraus hervorblickt – ich weiß kaum, wie ich's benennen soll: Demut und Tugend und Bettelstolz zugleich... Nein, Mutter, ein solch' gut geartetes Mädchen kann nie übel oder schlecht sein und muß ein rechtschaffen' brav' Weible abgeben...«

»Ja, das brav' Eheweib könnt' ich dir noch gelten lassen, Käthe!« seufzte die Bäuerin, »aber als Hausfrau, als Höferin – daß Gott erbarm'! Ach, ich wag' nicht dran zu denken, was die anfangen sollt' in einem Bauernhaus!«

»Was man nicht kann, da steht einem das Lernen wohl an, so stand's in meiner Schulfibel zu lesen«, erwiderte die junge Torschmiedin. »Die Lonny ist noch jung und gelehrig, Ihr aber, Mutter, seid die tüchtigste Lehrmeisterin, die's nur geben kann. Und sie wird es an Aufmerksamkeit und Gehorsam nicht fehlen lassen, dess' dürft Ihr gewiß sein. Wie aber, wenn Ihr eine Reiche und Geschickte, dafür aber eine Eingebildete, Hochmütig-Grobe ins Haus bekämet, die Euch nur über die Achsel ansehen würd', und der Ihr im Weg ständet auf Schritt und Tritt?«

»Ach, ach!« stöhnte die Mutter, »daß ich doch zugleich mit meinem Hans hätte sterben können! Dann wär' mir all' dieser Kummer und Verdruß erspart geblieben... Ein solches Bettelkind, so recht eigentlich von der Straß', ins Haus nehmen

zu müssen – das wird mein vorzeitiger Tod sein, Käthe, zähl drauf!«
Da meinte Käthe: »Wie Ihr nur so einfältig schwatzen könnt, Mutter! Denn ist das Mädchen auch blutarm – ist der Fried nicht reich und der Zackenhof ertragreich genug, um eine Familie mit Ehren zu ernähren, ohne daß die Leutchen sich sonderlich zu plagen brauchen? Und Ihr, Mutter, für Euch ist ja hinlänglich gesorgt für alle Fälle, und sollt' es Euch auf dem Zackenhof aus diesem oder jenem Grund verleidet sein, dann steht Euch meine Tür offen, zu jeder Stund'... Also laßt Fried gewähren! Besser so, als wenn er etwas anstellt...«
Und die Bäuerin ließ ihn gewähren, wenn auch schweren, kummervollen Herzens.
Da hätte man sehen sollen, wie der Jüngling frisch auflebte, wie durch ein Wunder; und seiner Mutter um den Hals fiel und sie herzte; und es laut gelobte: »Es soll Euch nimmer gereuen, ich und die Lonny werden's Euch vergelten Euer Leben lang!«



Ein heller taufrischer Sommermorgen kündigte sich an über Stadt und Landschaft Krotzingen. Vom Turm der Pfarrkirche herab bimmelten zwei Glöcklein, eifrig zur Messe ladend. Und obwohl es ein einfacher Werktag war und zu ungewöhnlich früher Stunde, hatten sich in den Kirchenstühlen doch schon eine beträchtliche Anzahl andächtiger Frauen und Töchter eingefunden – so fromm, wie heute, hatten sich die frommen Krotzingerinnen noch nie gezeigt. Andere, denen der Morgen zu früh und zu kühl, hatten sich zu Hause hinter die Fensterläden oder Gardinen postiert oder gar, wie der Herr Stadtschreiber, sich im Morgenkleid ins offene Fenster gelegt, den Blick aufmerksam auf die Straße, nach dem

Seetor hin, gerichtet. Denn heute sollte des Zackenfrieds Hochzeit gefeiert werden, ganz im Stillen.
Und richtig, auf einmal erhoben sich flüsternde, halblaute Ausrufe: »Sie kommen, seht, sie kommen! Ei, ei, wie stattlich der Bräutigam und wie stolz und freudig er einherschreitet, als stünde er im Begriff, eine Millionärin heimzuführen! Und die Braut – ist dies wirklich das junge Bettelmensch? Man sollt's nicht glauben, so fein und vornehm das Kleid... Und ein weißes Kränzchen im Haar, ganz wie unsereiner – ist's nicht eine Schand'? Und sollt' man's ihr nicht vom Kopfe reißen, von Polizei wegen? Man kann sich nur wundern, daß sie, statt des Kreuzleins am Samtbändchen, nicht auch Goldschmuck um den unverschämt dünnen, langen Hals trägt! Allein schon das Kreuzlein ist zu viel für sie, die Heidin; denn hat sie der Pfarrherr auch christlich unterwiesen auf der Schnellbleiche, das Bettel- und Hexenblut läßt dennoch nicht von Art... Ob man sie auch auf das gewöhnliche Trauschemelchen knieen lassen wird? Der alte, einfältige Pfarrherr soll ja, wie seine Brigitte sagt, an dem scheinheiligen Lärvchen förmlich einen Narren gefressen haben, auch ihm hat sie's antun können... Ja ja, sie tut gut daran, die saubere Braut, die Augen hübsch niederzuschlagen! Dafür trägt ihre Alte den Kopf umso höher – seht, seht! Und erst der dicke, riesige, graubärtige Kerl, wahrscheinlich ihr Alter – ist es nicht, als käme ein Fuder Heu dahergewackelt, so daß einen wundert, wie er nur mit heiler Haut den steinernen Torbogen hat passieren können. Und wie dicknasig frech er an den Häusern hinaufguckt nach links und rechts, ob man es auch sähe, das vornehme Hochzeitsgefolg'... Und der andere, Dünne, Lange – wer ihm wohl die neue Kleidung angeschafft haben mag? Armer Zackenfriedel, armer Junge, wie tief du deiner sündhaften Narrheit zu lieb schon in die Tasche hast greifen müssen!... Aber was seh' ich? Ist das nicht die Käthe,

des Torschmieds junge Frau, die hochgesegnet hintendrein geschritten kommt, ebenfalls im hohen Wichs? Nein, da hört doch wahrlich alles auf, jegliches Scham- und Ehrgefühl!« Solche und ähnliche liebevollen Bemerkungen wurden flüsternd ausgetauscht von Fenster zu Fenster, halblaut von hüben und drüben, seitens der frommen Frauenwelt.
Anders die unfrommen Männer, zumal die jüngeren. Diese mußten gestehen, daß, in Krotzingens ruhmreicher Vergangenheit, wohl noch keine schönere Braut zur Pforte der Pfarrkirche hineingegangen sei, als diejenige, die sich der Zackenfried auserkoren, eine wahre, glänzende Perle vom Misthaufen! Ja, der Herr Stadtschreiber, der doch bereits sein Fünfzigstes überschritten hatte, murmelte so laut, daß seine steife, spitznasige Frau Stadtschreiberin es beinahe hätte hören können: »Bei Sankt Cyprian, meinem himmlischen Namenspatron, eine Hübschere ist mir noch nicht vor Augen gekommen, weder zu Stadt, noch zu Land! Sie wäre wahrlich wert, ein Diadem, ja das Krönlein einer Fürstin zu tragen, und nun wundere ich mich gar nicht mehr, daß sie dem armen Jungen den Kopf verdreht. Den Kopf verdreht – ich glaube nicht einmal, daß sie's absichtlich getan hat, so schlimm sieht sie gar nicht aus; im Gegenteil, ganz die Haltung und den Blick einer Madonna. Und wie leicht und graziös ihr Gang und so ganz ohne Geziertheit jede ihrer anmutigen Bewegungen – ich kann nicht umhin, verzeih' mir's Gott, den Bauernburschen um diese Eroberung herzlich zu beneiden und wäre zur Stund' bereit mit ihm zu tauschen, selbst wenn ich zu meiner Alten noch ein ansehnlich Draufgeld ...« – er wagte nicht, den Satz zu vollenden, denn diejenige, die er als Austauschobjekt in Erwägung gezogen, war von ihrem Fenster weg in seine unmittelbare Nähe gerückt, so nah, daß er ihren holden Atem zu spüren meinte.

»Wie ein solch' alter Sünder, wie du, sich nur den Hals ausrecken mag so einer Gans oder Wildente willen!« klang es von den dünnen, bläulichen Lippen der Frau Stadtschreiberin. »Nun weiß ich doch, warum man so ungewöhnlich früh aus den Federn geschlüpft und in die Stube hinausgeschlichen – schämt Euch, Herr Stadtschreiber, mit der Glatze auf dem Kopf!« –

Keine schönere Braut hat je auf dem Trauschemel gekniet, das mußten die in der Kirche versammelten Frauen, mußte der blasse Neid gestehen. Und schien es nicht, als ob der alte Pfarrherr Gebet und Trauungsformel weit lauter und inniger aussprach, als er es sonst zu tun pflegte? Wenigstens kam es den Frommen so vor. Und die Tränen der Braut, ihr demütig christlich Gebaren – war das nicht reine Heuchelei, um ihr wahres Heiden- und Hexengemüt zu verbergen, um ihren Fried und die Welt leichter betören zu können? ... Es war ein Ärger, zum hellen Davonlaufen – zuvor aber mußte man doch erst alles begucken und belauschen; möglich, daß die Person sich eine Blöße gab, eine Unschicklichkeit sich zu Schulden kommen ließ oder auf andere Weise ihre falsche, unchristliche Gemütsart verriet, ein Skandal oder eine Lächerlichkeit zum Besten gab. Doch die Hoffnung der anwesenden Krotzinger Frauenwelt war vergeblich, die Gleißnerische wußte sich zu beherrschen.

Ja, wenn man sie hätte aus Stuhl und Kirche stoßen können, wie damals, in der Christnacht! Doch jetzt ging dies freilich nicht mehr an...

Auf dem Zackenhof, in der rauchgeschwärzten Küche, war die Bäuerin mit dem Bereiten des Hochzeitsmahles beschäftigt. Dabei rann ihr manch' eine Kummerträne über die Wangen herab, mischte sich sogar in den eiergesättigten Kuchenteig. »Ach, daß ich sowas noch erleben muß!« seufzte sie. »Wird das mir, mit dem Pärchen, einen Ausgang neh-

men, daß Gott erbarm', ich wag' gar nicht dran zu denken! Zwar das Mädchen, an und für sich, scheint mir keineswegs übel gesittet zu sein, und in diesem Punkt muß ich der Käthe schon rechtgeben. Aber die Abkunft, das Straßenkind, die Verwandtschaft! Und was die Leute reden und spotten werden – nein, ich wag' nicht, dran zu denken, noch mich je wieder sehen zu lassen außer dem Haus', aus Scham, daß ich es zugelassen. Gut, daß ich nicht lange mehr zu leben hab', gut, daß der Hans es nicht hat miterleben müssen!«

*

Der Hochzeitsschmaus war eingenommen, und die Neuvermählten schickten sich an, gleich die Hochzeitsreise anzutreten und zwar, auf der Bäuerin Wunsch, nach Maria-Einsiedeln.

»Und wir andern, wir bleiben doch hier, hier für immer?« Es war Papa Graz, der hochgesättigt diese Frage an seine immer noch sehr stattliche Gattin richtete. Diese jedoch schüttelte verneinend den Kopf. »Unser Tochtermann«, erklärte sie, »hat mir diese Anzahl Rädchen gespendet« – sie zog aus ihrer Kleidertasche eine Rolle Talerstücke – »damit wir uns statt des lahmkranken Grauchen einen tüchtigen Wagengaul kaufen. Du schaust so dämlich drein, Graz? Du mußt wissen: Er hat nicht uns, sondern bloß unser Mädchen geheiratet. Nun, ich habe nichts dagegen. Möcht' eigentlich nicht mein Leben lang an dem dummen, einöden Ort bleiben. Auch was hier tun? Arbeiten um hartes Schwarzbrot, Sauermilch oder ranzigen Speck? Oder mir vorwerfen lassen, ich äße umsonst? O gewiß nicht, die Grazin kennt noch immer ihre Wege, die Grazin wird auch weiterhin nicht hungern, sondern weit bessere Kost genießen, als die Bauernweiber alle! ... Zwar, ich will's gestehen«, fuhr sie leiser fort, »auch ich hatte eine Zeitlang den Gedanken ... Aber das

ist vorbei, ich mag niemandem lästig fallen und spür' und versteh' den Wind ganz gut, der aus der Küch' herausweht: Man säh' uns lieber von hinten, je eher, desto lieber. Hat's doch die Alte verraten mit eigenen dürren Worten: ›Es wird mir lieb sein, wenn Ihr noch eine Weil' hier bleibt, zu Gast...‹ Was soll das anders heißen als: ›Dann aber, nach den paar Täglein, könnt ihr euch trollen.‹ Oh, der Grazin braucht man's nicht mit dem Nürnberger Trichter einzuschütten, ich versteh', ich versteh'!«
Papa Graz staunte; ihm kam die Botschaft quer und ungelegen. Er hatte sich die Tage über mit dem Gedanken vertrautgemacht, als Schwiegervater auf dem Zackenhof einzuziehen, da verweilen und hausen zu können in Ruhe und Wohlleben auf immerdar. Soeben noch, vom Hochzeitsschmause weg, hatte er sich in die Bauernscheune hinausbegeben, und dort, im Pferdestall, beim Anblick der beiden spiegelglatten Rosse, war ihm die stolze Ahnung gekommen: »Ausfahren können mit den Gäulen, ganz nach Belieben, nach da- und dorthin, in der neuen Kleidung, die Taschen mit Talern gefüllt, welch' ein Vergnügen muß das werden! Auch will ich's mir in den Kronen (Wirtshäusern) wohlsein lassen und mir Ansehen geben und herabblicken auf den Hagel und sie foppen, die Leut', die mir nahekommen, Bauern und andere. Und meine Vettern und Basen und all' das Hauderervolk – na, wie wird man, wenn ich so dahergefahren komm' mit Roß und Herrenwägelchen, die Augen aufreißen und mich beneiden! Nun, ich werd' mich über all' den Ärger der Leut' ordentlich lustig machen und nur noch tapferer essen und trinken und die Rädchen (Talerstücke) nur so fliegen lassen, will sehen, wer's mir nachtut, hahaha!«
... Er besah sich das Mastkalb, prüfte und schätzte es auf Gewicht und Fett, und schmunzelte vergnügt. Als er aber gar die fünf schweren, grunzenden Mastschweine sah, wurde

ihm förmlich der Mund wässerig. »Da gibt es«, dachte er, »Schinken und Würste, Pökelfleisch und Speck in unmäßigen Haufen, kaum zu bewältigen – wetz dein Messer, Graz, und freu dich! Denn von nun an wirst du gleichsam nur noch Hochzeits- und Tauffest und Kilbe haben, Tag für Tag, ohne End'! ...« Er gedachte auch der mit Apfel- und Birnenmost gefüllten Stückfässer, die im Keller liegen mußten, gedachte der vielen mit Kirsch- und anderem Branntwein angefüllten Korbflaschen im Speicher, die er nun besuchen konnte, zu jeder Stunde, bei jeglichem Gelüsten.

Er hatte sich dies alles so schön ausgedacht; nun sollten diese süßen Erwartungen mit einemmal zu Schanden werden, die Hoffnungen in eitel Nichts zerfließen; er selbst sollte wieder »walzen« gehen, mit wechselvollem Geschick, wie bis dahin? »Der junge Bauer hat eben nicht uns, sondern bloß das Mädchen geheiratet« – dieses Wort seiner Frau, wie klang es häßlich und niederschlagend zugleich!

»So wollt' ich denn lieber, es hätt' ihn gar nicht genommen!« polterte er, das ausgesogene Stück Kautabak unwillig ausspuckend. »Denn was hab' ich davon, von der reichen Heirat? Puren Ärger, gottverdammten«, fluchte er.

Und die Frau Grazin, obwohl keine Worte sparend, um ihren heftig aufgebrachten Gatten zu beruhigen und von ärgerniserregendem Benehmen abzuhalten, konnte nicht umhin, ihm heimlich beizupflichten. Auch sie fragte sich: »Was hab' ich von Lonnys Glück? Die vornehme Kleidung. Was soll ich damit? Etwa darin hausieren und wanderbetteln gehen? Da würden mich die Leut' schön angucken, die Polizei aber mich flugs packen und hinter Schloß und Riegel stecken, vermeinend, ich hätt' das Zeug gestohlen ... Wohl sagte die Lonny und sagt es auch die Bäuerin: ›Sollt's Euch schlecht ergehen oder dies und das mangeln, Ihr wißt ja, wo der Zackenhof liegt, sprecht vor, Ihr sollt willkommen sein! Nun, meiner

Tochter will ich's schon glauben, daß ihr mit dem Anerbieten herzlich Ernst ist und mit uns jeden Bissen teilen tät. Die Alte jedoch, seitdem es ausgekommen, wie ihr Bub' zu uns steht, ist bei weitem nicht mehr so aufrichtig und gutmeinend, wie ehedem, als das Verhältnis noch ein anderes gewesen.«
Der Hänel, der bescheidene, schüchterne Bursche, er allein wußte Trost: »Hätte die Lonny des Zinggelers Ede oder einen andern jungen Hauderer genommen – was dann, Mutter?«
»Ja, er hat vollkommen recht, der Hänel. Von dem Ede hätten wir andern auch wenig Grünes bekommen – wo hernehmen? Und anbinden hätten wir das Kind auch nicht können, einmal wär' es uns doch durchgebrannt, ist's ja so der Welt Lauf!«
So dachte die Grazin, so sprach sie auch zu ihrem sehr übel gelaunten Gatten, der seinerseits das einzige Trostmittel darin fand, Speise und Trank möglichst tapfer zuzusprechen, so lange es eben währen konnte, nämlich bis die Neuvermählten von ihrer Hochzeitsreise, auf der sie sich übrigens gar nicht zu beeilen schienen, zurückgekehrt sein würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Lonny als Bäuerin! Ihr Mann hatte darauf gedrungen, daß sie sich in die bäuerische Landestracht kleiden sollte. Und was hätte sie dem zärtlich Geliebten und zärtlich Liebenden nicht alles zu Gefallen getan! Zwar das Kleid mit dem buntfarbenen, steifen Mieder beengte sie anfangs so seltsam. Fried jedoch klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief: »Siehst ja aus, als wärest du in dem Anzug geboren – die richtige junge Bäuerin, nur viel schöner als sie alle!« fügte er

bewundernd hinzu. Und als sie gar noch das hohe Spitzenhäubchen aufsetzte – sie wußte kaum, wie sie ihre schweren Haarzöpfe darein bergen sollte – da konnte ihr Gatte sie nicht genug betrachten; und er konnte es nicht erwarten, bis der Sonntag kam und er auf dem Kirchgang sein allerschönstes Weiblein zeigen konnte. Auf dem Kirchgang schritt er gar stolz neben ihr her und sagte: »Komm mit, an meines Vaters Grab, wollen zusammen ein recht andächtig' Vaterunser beten!« Sie nickte fromm.

Lonny als Bäuerin! Das ordnungsmäßige Walten in Stuben und Küche, immer zu bestimmten Zeiten, kam ihr anfänglich fremd und eigenartig vor; fremd und eigenartig auch die Speisen. Zwar waren sie nicht besser und nicht schlechter, als sie eben in den Bauernhäusern vorzukommen pflegten, doch schien es Lonny, es werde beim Zubereiten sehr hausgehalten mit Butter und Schmalz, mit Semmeln und Eiern, während sie es in ihrer elterlichen Familie zu sehen gewohnt gewesen, wie man darauflos verbrauchte, so viel und so lange vorhanden war, unbekümmert um den kommenden Tag. Die Bäuerin pflegte sozusagen die Kaffeebohnen abzuzählen und alles für eine bestimmte Verbrauchszeit genau abzuwägen und zu schätzen; sie sprach von Hausen und Sparen, als dem einzigen Mittel, um bei der Sache bleiben und vorwärtskommen zu können. Ihre Schwiegertochter horchte bescheiden und gelobte sich im Stillen, es ihrer Lehrmeisterin in allem gleich zu tun, ihr und besonders ihrem lieben Fried zu Gefallen.

Lonny zeigte sich in Sachen der Haushaltungskunde als willige und sehr gelehrige Schülerin ihrer im Ruf einer überaus praktischen Hausfrau stehenden Schwiegermutter. Doch war es im Bauernhaus mit dem Kochen und Backen allein nicht getan; es gab zu waschen, zu bügeln, zu stricken und zu flicken, und die Zackenbäuerin staunte nicht wenig,

wie die »Junge« sich dabei geschickt und emsig benahm, wider alles Erwarten.
Mißlicher stand es freilich mit der Kenntnis der Feld- und Gartenarbeiten. Hiervon verstand die junge Hausfrau gar nichts. Wo hätte sie, bei ihrer Erziehung und Lebensgewohnheit, sich solche aneignen können? Ihre vollständige Unkenntnis in allen ländlichen Hantierungen war sehr schlimm, denn diese lernt man nicht von einem Tag auf den anderen, da bedarf es jahrelanger Übung und Gewöhnung, sozusagen von Kindesbeinen auf. Und sah die Bäuerin ihre Schwiegertochter Spaten, Hacke, Rechen und Gabel verkehrt in die Hand nehmen und so unbeholfen damit umgehen, dann seufzte sie ein »Ach!« über das andere; während Lonny sich schier zu Tode mühte, ohne es viel weiter als zu schmerzhaften Blasen an den beiden feinen Händen und zu heimlichen, verzweiflungsvollen Tränen zu bringen.
Fried suchte sie zu trösten: »Es wird mit der Zeit schon besser gehen, Schatz! Nur ein bißchen Freudigkeit und Geduld!« Und er selbst übte die allergrößte und liebevollste Geduld, wurde es nicht müde, seiner Lonny immer und immer wieder zweckmäßige Belehrungen und Anweisungen zu erteilen; er arbeitete sozusagen für zwei und hatte doch stets noch ein aufmunterndes Lächeln und Schwerzwort bei der Hand, um seinem angebeteten Frauchen die harte Mühe zu versüßen und Mißbehagen und Kleinmut von ihr fernzuhalten.
Die Zackenbäuerin war nicht mehr die rüstige, rührige Hausfrau von ehedem, das zunehmende Alter hatte auch bei ihr seine Rechte geltend zu machen begonnen; besonders seit dem Hinscheiden ihres Mannes, der ein Gutteil ihrer eigenen Kraft und Gesundheit mit ins Grab genommen zu haben schien. Jahrelang hatte sie gehofft, dereinst in der Sohnesfrau einen Ersatz für die fleißige Käthe, eine Stütze für ihre eigenen alten Tage zu finden. Und nun diese Lonny...! Sie

klagte es ihrer Tochter, als diese auf Besuch kam und sie beide eine Weile allein waren in der Hinterkammer: »Du kannst dir's kaum vorstellen, Käthe, wie unglaublich dumm und unerfahren sie ist, die ›Junge‹, in manchen Hausgeschäften! Da hab' ich sie geheißen, das Buttern vorzunehmen, habe ihr befohlen, die Hefe anzuteigen zum Brotbakken; und sie wußte rein nichts anzufangen weder mit Niedel (Rahm) und Butterfaß, noch mit Mehl und Backtrog, das gleiche beim Spinnen und Haspeln, als schließlich zu flennen, meinend, ich wollte sie damit absichtlich fuchsen. Mein Gott, wie hätt' ich wissen können, daß sie von all' den Sachen gar nichts versteht, nicht einmal, wie man ein Bett bezieht oder die Linnen zum Bleichen ausbreitet? Nein, man sollt's kaum glauben: Rübsamen weiß sie nicht von Raps, Linsen nicht von Hirse, das junge Hähnchen nicht vom Hühnchen, den Eber nicht von der Sau zu unterscheiden, fürchtet sich vor den Gänsen und dem Enterich, vor Schaf und Saugkalb, wenn sie ihr blökend nachlaufen. Und soll ich alte geplagte Frau ihr auf Schritt und Tritt nachgehen und Lehre halten über dies und das, was es ist und wie man's angreift und wozu verwendbar, gleich einem Schulmeister? Unmöglich! Ach, das Elend, das sich der Fried angeheiratet! Und tut er selbst sich auch doppelt anstrengen schier Tag und Nacht, daß die Arbeit nicht zurückbleibt, der Ärger bleibt einem doch, und schon oft war ich drauf und dran, ihm in kräftigen Worten Luft zu machen. Doch wenn ich mir das Frauchen anseh', ihren guten Willen, ihr ängstliches Gebärden und demütig', unterwürfig' Tun, schluck' ich die Red' wieder hinunter.«
»Und da tut Ihr recht daran, Mutter!« pflichtete ihr die Käthe bei. »Denn was kann die Lonny dafür, daß sie unwissend wie ein Kind, was unser Geschäft betrifft, aufgewachsen? Ein Kind ist sie dagegen auch ihrem reinen, guten Gemüt nach. Drum tut sie schonen, Mutter, ich bitte Euch!

Mit der Zeit wird auch alles anders und besser werden. Und auch der Liese solltet Ihr's verbieten, das Ausschänzeln (Spotten)...«
Die Liese, das war die junge Hausmagd, eine entfernte Verwandte der Bäuerin, die gleich nach Käthes Verheiratung auf dem Zackenhof in Dienst getreten. Sie besaß, bei derbem Leib, rötliche Haare, kleine stechende Äuglein, eine spitzige Nase und ein spitziges Kinn. Spitziger jedoch als Nase und Kinn war ihre spitzige Zunge, sehr gewandt zu Spott und Verleumdung und zum Schmeicheln und Sichangenehmmachen. Das Schmeicheln und Schöntun hatte sie eine Zeitlang namentlich Fried gegenüber geübt, sich mit der heimlichen Hoffnung tragend, es dereinst von der dienenden Magd zur befehlenden Hausfrau zu bringen. Und als sie gewahrte, daß all' ihre Liebesmühe rein verschwendet und es eine andere war – und was für eine! –, die Jungbäuerin werden sollte, entbrannte sie in gerechtem Zorn, packte ihr Bündel und verließ Haus und Dienst. Ihr Vater jedoch, ein sehr haushälterischer Mann, schalt sie wegen der Unbesonnenheit, mit der sie vorgegangen, zumal er selbst Leute genug im Hause habe zu dem bißchen Essen, und ließ nicht nach mit Schelten und Zureden, bis die Liese, auf Einladung der Zackenbäuerin, sich wieder in das Dienstverhältnis zurückbegab. Aber das nahm sie sich vor und kündete es ihrer Herrin auch an: »Von Euch, Base, werd' ich alle Befehle hinnehmen, auch von Fried, meinem Meister; von dieser jungen Frau aber laß' ich mir nichts gebieten, daß Ihr's wißt!« Die Bäuerin seufzte: »Ach, da soll dir nicht bange sein, Liese! Wie sollte sie nur zum Befehlen kommen, da sie selbst von den Dingen so herzwenig versteht? Ja, täte sie's nur, ich wollt' es gern zufrieden sein!«
In der Tat erwies sich Lieses Furcht, von der jungen Bäuerin »meisteriert« zu werden, als höchst überflüssig. Denn Lonny

dachte nicht einen Augenblick daran, im Hause irgendeine Autorität beanspruchen oder ausüben zu wollen, ja, wer die beiden jungen Weibsleute nebeneinander schalten und walten sah, die eine in ihrem ängstlich bescheidenen, die andere in ihrem hochmütigen schnippischen Benehmen, konnte leicht in Zweifel darüber geraten, wer denn eigentlich die dienende war, Lonny oder Liese. Dieser Umstand aber, nämlich das schüchterne und unterwürfige Wesen der jungen Hausfrau, weit entfernt, die Hausmagd mit den bestehenden Verhältnissen auszusöhnen, gab ihr Veranlassung, nur immer dreister und frecher aufzutreten. Erhielt Lonny von ihrer Schwiegermutter die Weisung, hurtig im Garten einen Armvoll Kraut zu brechen für das Schweinefutter, und brachte sie in ihrer Unkenntnis statt Mangold Spinat oder gar Eibisch oder Wallkraut, brach die sachkundige Liese in ein lautes, spöttisches Lachen aus, unbekümmert oder trotz des Schmerzgefühls, das sie Lonny dadurch offenbar bereitete, der hellen Wehmutstränen in ihren Augen. Dasselbe war der Fall, wenn sie die »Junge« so ungeschickt mit der Hacke oder anderem ungewohnten Werkzeug hantieren sah, ihr Kichern und Spötteln wollte kein Ende nehmen, wenn der Meister Fried nicht dabei war; denn diesem gegenüber war sie wieder lauter Zuvorkommenheit und Höflichkeit geworden.

Wohl sprach die Bäuerin, Käthes Mahnung gedenkend, sprach's zu wiederholten Malen und in eindringlicher Weise: »Ich seh's nicht gern, Liese, daß du es der ›Jungen‹ so schändig machst in Wort und Weis'. Ich mag's nicht leiden, Liese, weil's auch durchaus nicht schicklich ist. Drum laß es bleiben.«

Dann pflegte die Hausmagd nur noch ausgelassener zu lachen. »Wie«, meinte sie, »soll ich etwa weinen, wenn ich mir den Spaß anseh', und mir Zurückhaltung auferlegen vor ihr,

die vor den Türen Land auf und ab wohl weit mehr hat anhören müssen, als dies? Diese Leute sind gesotten, glaubt's mir nur, Base!«
Lonny litt und schwieg.
Als eines Tages die Mutter Grazin unvermutet auf Besuch kam und beim Anblick ihrer Tochter die staunende Bemerkung nicht unterdrücken konnte: »Kind, Kind, wie mager du geworden! Ist dir nicht wohl?« Da strengte sich Lonny zu einem zufriedenen, vergnügten Lächeln an und erwiderte: »O ja, doch, Mutter, mir ist wohl, mir fehlt es an nichts! Und«, fügte sie aufrichtigen, strahlenden Blickes hinzu, »mein Mann ist so gut!«
Und zu sich selbst sagte sie: »Eigentlich und in Wahrheit wär' es auch ungerecht, wenn ich mich beklagte. Muß ich dann und wann auch manches sehen und hören, das einen schmerzen kann – man hat bisweilen wohl auch guten Grund zu Spott und Unzufriedenheit, bei meiner großen Ungeschicklichkeit, ich seh's wohl ein. Umso mehr will ich mich anstrengen und mich gern gedulden, dann wird mit der Zeit auch alles besser gehen in allen Dingen, ja, gewiß! Will weder murren noch zagen, sondern nach Kräften wohlgemut sein. Ist doch er, mein Fried, so ein herzlieber, guter, bereitet mir Freude, wo er kann.«
Er bereitete ihr Freude, wo und wie er konnte, führte sie an Markt- und Kirchweihtagen zu Wein und Kurzweil. Sie war, das gewahrte er mit Stolz, immer noch die schönste aller Frauen. Sie war aber auch diejenige, die am meisten und geflissentlichsten mißachtet und gemieden wurde. Ja, dieses Gebaren ging so weit, daß, wo unser junges Ehepaar sich an einem Wirtstisch niederließ, die übrigen weiblichen Gäste wegrückten und sorgsam ihr Kleid einzogen, damit es vor unreiner Berührung geschützt blieb, oder gar den Tisch verließen, um sich an einen anderen zu setzen. Fried staunte,

starrte, rieb sich erbost die Stirn und gab schließlich Verachtung gegen Verachtung zurück, ließ sich Wein vorsetzen vom allerköstlichsten, schenkte sich und seinem Frauchen fleißig ein und strengte sich zu großer lauter Lustigkeit an. Ja, es zeigte sich, daß er, dermaßen gereizt, ebenfalls sehr boshaft werden konnte. So wies er einmal das Kleingeld, das ihm die Aufwärterin bei Begleichung der Zeche herausgeben wollte, mit der lauten, hämischen Bemerkung zurück, sie solle es einstweilen behalten für den Fall, daß irgendein vornehmer Mitbürger, wie auch schon geschehen, beim Wirtshausbesuch eine zu windige Börse bei sich trage ... Lonny ihrerseits litt und schwieg.
Am Sankt Wendolins-Zunftessen kam die Abneigung der ehrsamen Bürgerschaft Krotzingens gegen unsern Fried, beziehungsweise dessen Gattin, zu einem Ausbruch: Die Frauen weigerten sich mit der »Vagabundin« an demselben Tisch zu sitzen, mit ihr den selben Gesellschaftsraum zu teilen. Lonny erblaßte vor Schrecken, weinte vor Scham. Frieds Zorn dagegen kannte keine Grenzen mehr, wütend schrie er in den Saal hinein: »Sie ist dennoch tausendmal tugendhafter, als Ihr Weibsleute alle, daß Ihr's nur wißt! Und daß Ihr auch das andere wißt: Es sind welche hier, gar vornehm stolze Frauen, deren Männer froh waren, sich von meinem Vater Zackenhans ganz artige Geldsümmchen leihen zu lassen, vielleicht um eben diesen stolzen Frauen ein stolzes Kleid zu kaufen. Ich will nun, nach alledem, daß sie's mir zurückerstatten, je eher, desto lieber – wenn sie's vermögen!«
Das war zu viel! Einzig den begütigenden Worten und dem abwehrenden Bemühen des Apothekers und des Stadtschreibers war es zu danken, daß die wohlachtbaren und grimmerfüllten Bürger der Stadt Krotzingen dem Unverschämten nicht die Treppe hinunter nach-

eilten, um für die unerhörte Beleidigung eine ebenso unerhörte blutige Genugtuung zu fordern. Ein jeder aber verwahrte sich laut und entrüstet: »Was der wüste, unverschämte Kerl da gefaselt vom Geldborgen – mich wenigstens geht's nicht an! Und mich auch nicht! Mich auch nicht!« erklang es in der Runde. Manch' einem aber konnte man ansehen, daß ihm gleichwohl nicht ganz wohl war bei der Sache.

Derweilen hatte Fried, trotz aller Einwände und Sträuben seitens seiner Lonny, Einkehr in der vielbesuchten Torschenke genommen. Dort, im Stübchen, ließ er es seiner Gattin und sich an nichts fehlen, lud auch einige anwesende, befreundete Bauern zu Gast, gab sich, da er nun einmal seinem Ärger geziemende Luft geschafft und ordentlich »ausgepackt« hatte, gar bald einer fast ausgelassenen Fröhlichkeit hin und war offenbar bestrebt, auch sein Frauchen die erlittene harte Kränkung nach Möglichkeit vergessen zu machen. »Wir sind unser, Lonny!« rief er mit erhobenem Glase, »und finden wir beide Freud' und Gefallen aneinander, um das übrige, was die Welt von uns hält und von uns redet, wollen wir uns nicht einen Pfifferling kümmern, gelt? Nun denn, so stoß' an, mein Schatz, mit mir und diesen unsern Freunden hier: Es gilt dir, dem schönsten und bravsten Weibchen der Welt!«

Und die Bauern, spendweinvergnügt, riefen aus vollem Halse: »Sie lebe hoch!«

So kam es, daß man den dickköpfigen Mann mit der Maserpfeife im Mund und der Fuhrmannspeitsche in der Hand erst gewahrte, als er schon breit und protzig vor ihnen, vor dem Schanktisch stand. »Der Eckbauer!« hieß es.

»Ja, der bin ich!« quatschte er. »Hat mich, wie ich in der Stube draußen meinen Schoppen trink', ordentlich gewundert, ob etwa da drinnen Kindstauf' oder sowas gehalten werd', daß es

so hoch und laut hergeht. Und nun seh' ich – ah, der Mussiö Friedel und seine Liebste – schau, schau!«
Der Mann befand sich offenbar in angetrunkenem Zustand. Und, sich dicht vor seine junge Frau Base hinstellend und sie von oben bis unten hochmütig dreist musternd, fuhr er fort: »Das also wär' das Weibsbild, Fried, um dessentwillen du alle Strick' zerrissen? Nun, das Lärvlein wär' noch so passabel, muß es selbst gestehen. Wenn nur das andere nicht wär', Fried, das elend magere Zugemüs'...«
Er war offenbar betrunken, der Vetter Eckbauer, und wer sein eckiges, rauhes Wesen näher kannte, hätte seine getane Äußerung ebenso gut als eine Art Zugeständnis und Schmeichelei, wie als absichtliche Beleidigung eingeschätzt. Fried jedoch, nach all' den Vorgängen des Abends, war nur zu sehr geneigt, die schlechte Absicht herauszuhören. Deshalb versetzte er scharf: »Vetter Eckbauer – wenn ich überhaupt noch Vetter sagen darf – laßt das Foppen, ich mag's nicht leiden, heut' am allerwenigsten! Meine Frau hier genügt mir vollständig und auch ihr ›Zugemüse‹, auf das Ihr angespielt, soll mir weit lieber sein, als das, welches eine gewisse junge Base ihrem Mann mit in die Ehe gebracht...«
Das war eine Anspielung, die der Eckbauer nicht mißverstehen konnte. Er fuhr denn auch auf, wie von einer Schlange gebissen und wußte im Augenblick nicht, was er erwidern sollte. Er schluckte und schluckte, doch endlich kam es heraus: »Hast recht, Friedel, Vetter brauchts du zu mir nicht mehr zu sagen, damit ist's aus! Mußt dir deine Vettern nun bei dem Lumpen- und Schelmenpack suchen im Wald, auf der Straß', im Zuchthaus – eine hübsche Vetterschaft das, wirst an Läus' und Wanzen keinen Mangel leiden, hahaha!«
Er tat gut daran, der Dicke, daß er sich hurtig zur Tür hinaus begab und die fest hinter sich zuzog...
Fried ließ neuerdings die Flaschen füllen und ergoß sich in

den bittersten Ausdrücken über den Hochmut und Unverstand seiner Mitbürger und über die Lieblosigkeit seiner Verwandten, die, mit Ausnahme seiner lieben Schwester Käthe, ihm allesamt den Rücken gekehrt. Doch werde er es sich zur Lehre dienen lassen und nur noch sich und seinem Frauchen leben.
Lonny litt und schwieg und drängte zum Aufbruch.



Lonny litt und schwieg.
Eines Tages jedoch, als die Liese atemlos den Gang heraufgeeilt kam mit der schrecklichen Kunde, stieß Lonny einen Schrei aus, so gellend und wehklagend – doch werden wir uns die Ursache davon erst genauer betrachten müssen...
An einem frostigen Novembermorgen sagte Fried beim Frühstücken: »Nun weiß ich nicht recht, ob ich besser dran tu', wenn ich zuerst in den Wald fahre nach Brennholz oder aber auf die Seewiese hinuntergeh', um, bei dem trockenen Wetter, die Wassergräben zu öffnen. Beides täte gleich not.«
Lonny bat: »Geh nicht an den See, Fried, nur heute nicht! Mir hat diese Nacht geträumt – es war ein böser Traum, vielleicht ein dummer... Aber trotzdem: Fahr heut' lieber Holz, Fried, ich bitt' dich!«
Fried lachte: »Aber, Schatz, wie du nur so ängstlich reden kannst, so ganz ohne Grund« –
Hier trat die Mutter ein, und mit einem lächelnden Blick an sein Weibchen und mit einem leisen »B'hüt Gott!« machte sich der junge Bauer fort, in Begleitung Liesels, mit Hacke und Grabschaufel bewaffnet, hinunter auf die Seewiese.
Es herrschte seit einigen Tagen eine trockene und sehr kalte Witterung; auf dem See, am Ufer entlang, hatte sich eine ziemlich starke Eisdecke gebildet, und die städtische Schulju-

gend, die den Tag frei bekommen, machte sich ein allergrößtes Vergnügen daraus, darüberhin zu gleiten. Die verwegensten der Buben wagten sich immer weiter hinaus, nach der Richtung des Zackenhofes hinauf; zwei davon waren jubilierend und allen voraus in die Nähe von Frieds Seewiese gekommen, als auf einmal die junge Eisdecke brach und barst. Ein jammernder Aufschrei – sofort rannte Fried, die Erdhacke in der Hand, das Ufer hinunter, rutschte beherzt auf das Eis hinaus, den an der scharfen Kante sich Anklammernden zu Hilfe eilend. Schon war es ihm gelungen, mit seinem langstieligen Werkzeug den jüngeren Knaben an sich heranzuziehen und rückwärts, in Sicherheit zu schleudern, jetzt galt es noch, sich auch des zweiten zu versichern – zu spät, der Knabe war versunken; und, um das Unglück voll zu machen, brach das Eis nun auch unter Frieds eigenem Leib...

Vielleicht war es schon zu spät, immerhin aber wäre es Lieses Pflicht gewesen, die im nahen Zackenwald arbeitenden Zimmerleute schleunigst um die Rettung ihres Herrn anzugehen; statt dessen aber und in ihrer Kopflosigkeit wußte sie nichts Besseres zu tun, als händeringend nach dem Zackenhaus hinauf zu eilen und mit dem heulenden Ruf in die Wohnstube zu stürzen: »Der Fried! der Fried! Versunken, ertrunken – o weh!...«

Und als am Abend des Unglückstages der junge Torschmied ins Zackenhaus gegangen kam, um sich nach seiner enteilten Frau Käthe umzusehen, warf diese sich ihm wehklagend an den Hals und rief unter heftigem Schluchzen: »O Kurt, welch' ein Elend ist hier eingekehrt, gar nicht zu beschreiben! Der arme Bruder tot in des Sees Tiefe, meine Mutter vor Schrecken krank, meine Schwägerin vor Kummer halbwahnsinnig! Ja, glaub's mir nur, Kurt, es grenzt sehr nah' an Wahnsinn, wie sie sich gebärdet; keine Träne, nichts als

Schreien nach ihrem Fried; und sie wollt' immer an den See hinunterlaufen, vielleicht grad hinein, so daß wir Mühe hatten, sie zurückzuhalten, den ganzen Tag über. Nur dem Pfarrherrn gelang es endlich, sie einigermaßen zu christlicher Vernunft zu bringen, indem er ihr sehr ernsthaft bedeutete: ›Du mußt dich in Gottes Fügungen schicken, junges Weib, denn das ist sein heiliger Wille! Auch darfst du nicht vergessen, daß du *zwei* Leben zu verantworten hast vor dem Allmächtigen und vor deinem seligen Mann ...‹ Daraufhin wurde sie ein Bissel ruhiger und der gewaltige Schmerz begann, sich in Tränen aufzulösen. Auch mit der Mutter ist's, wie der Doktor versichert, besser geworden. Ich selbst – ich fand bisher kaum Zeit, an mich selbst und meinen eigenen Schmerz zu denken und doch bricht mir der Gedanke, so plötzlich, so furchtbar plötzlich und auf solch' traurige Weis' meinen Bruder, meinen einzigen, lieben, armen Bruder verloren zu haben, fast das Herz – ach, Kurt, ich möcht' schreien Tag und Nacht vor Herzeleid!«
Die Zackenhöferin, auf ihrem Krankenlager, jammerte: »Ach, wenn er, nach ordentlicher Krankheit, eines gewöhnlichen, natürlichen Todes gestorben, ich könnt' mich weit eher drein schicken! Allein so, so ganz unversehens, fremden Leuten zu lieb' – ich kann's nicht verwinden! Und so spurlos verschwunden in tiefem Wassersgrund, so daß man ihm nicht einmal ein christlich' Begräbnis erweisen kann, wie doch dem geringsten der Menschen geschieht, dem Bettler! Und keinen Tropfen Weihwasser ihm spenden, ihm nicht mehr die starren Hände falten zu können zu einem letzten stummen Gebet – ach Gott, das ist noch das Traurigste von allem!«
»Hab's wohl gedacht ...«
»Was sagst du, Liese?« fragte die Bäuerin.
»Nun, ich wollte nur sagen: Ich hab's wohl gedacht, daß die

Heirat mit der Ketzerin oder gar Heidin ihm nichts Gutes bringen würde. Nun ist's so gekommen!«
Und all' die frommen Frau Basen, die nun, da Fried nicht mehr, weder zu fürchten, noch zu schonen war, auf den Zackenhof gewallt kamen, um der Bäuerin ihr Beileid auszudrücken und Trost zu bringen – für die junge trostlose Witwe hatten sie nichts als hoheitsvolle, verachtende, beleidigende Blicke. Alle waren darüber einig: »Es hat, nach den bekannten Vorgängen, sowas oder ähnliches geschehen müssen! Mit List und Teufelskunst ist ihm zugesetzt worden, bis er das Ding heiratete, und wer weiß, welche Hexerei angewendet wurde, um ihn loszukriegen, jetzt, da sie des Erbes gewiß ist. Jedenfalls ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen.«
Ja, die Eckbäuerin wußte noch mehr: »Am Hochzeitsmorgen, dem Fried seinem, da hab' ich es mit eigenen Augen gesehen vom ›Eckbühl‹ herunter, wie ein Halbdutzend pechschwarzer Raben auf des Zackenhauses Dachfirst gesessen. Was hatten sie zu bedeuten?« rief sie zu der Zackenbäuerin gewendet; »das ist bald erraten! Und wie meine Grete just zur selbigen Stunde, Butter nach dem Städtlein hintrug, sah sie die nämlichen Raben krächzend von Baum zu Baum fliegen, um Euer Haus herum; es waren vier, zwei alte und zwei junge – Ihr merkt gewiß, wer die Raben waren? Hexenwerk, sag' ich, Teufelsspuk war dabei, als sie Euren Fried umgarnten und nun zu Tode brachten. Deshalb lassen sie ihn auch nicht mehr zu Vorschein kommen, haben ihn auf den Seegrund festgebannt, damit man sie nicht sehen kann, die schwarzen Male an der Leich', die ihr Mordspuk ihm beigebracht.«
Solche und ähnliche aufhetzende Reden verwirrten der armen, schwergeprüften und von Aberglauben ebenfalls nicht ganz freien Zackenbäuerin derart den Kopf, daß sie neuerdings in die größte Trost- und Kopflosigkeit zurückfiel

und von einer Abneigung und Erbitterung gegen ihre Schwiegertochter und deren Angehörige erfaßt wurde, wie sie sie bisher noch nie gefühlt hatte. Ja, diese Erbitterung gedieh so weit, daß, als Lonny eines Morgens wieder in die Krankenstube gewankt kam, bleich, abgehärmt und mit verweinten Augen, um sich nach dem Befinden ihrer Schwiegermutter zu erkundigen, diese von ihrem Lehnstuhl auffuhr und ihr irren, haßfunkelnden Blickes zurief: »Gib du mir, du Hexenkind, den geraubten, getöteten Sohn wieder! ... O Fried, mein armer Fried!« schrie sie, in den Lehnstuhl zurücksinkend.

Glücklicherweise war die Käthe anwesend; sie schalt die Mutter ihres groben Unverstandes wegen und sparte kein freundlich bittend' Wort, um der zu Tode erschrockenen Schwägerin die Beleidigung abzubitten und abzuschwächen, sie als den Ausdruck eines gramerfüllten, krankhaften und unzurechnungsfähigen Gemütes darzustellen, den man daher gar nicht oder doch wenigstens nicht so genau nehmen dürfe. Lonny mußte ihr geloben, schon um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trage, sich körperlich und geistig zu schonen und alles Ungemach mit Geduld und Gottergebenheit zu tragen, in der sicheren Zuversicht, daß nach den trüben und herztraurigen, auch wieder freundliche Tage kommen würden. Auch würde die Mutter, einmal genesen, sicherlich wieder gegen Alle die alte Güte walten lassen.

»Übrigens«, berichtete sie freundlichen Tones, »ist mein Mann vom Amt aus zu deinem Beistand ernannt worden. Er wird sich deiner Rechte, sowie des gesamten verwaisten Haushaltes nach Kräften und in der besten Meinung annehmen. Er wird freundlich sein, Lonny, ich hab' ihn drum gebeten. Auch ist er von Natur aus ein grundbraver, gutmütiger Mensch, mein Kurt, seinem Vater, der manchmal so

aufbrausend und wild sein kann, ganz und gar unähnlich ...
Ja, ja, Lonny, du sollst nicht meinen, daß ich und andere junge Frauen auf Flaum gebettet seien, ach nein! Auch ich muß öfters schweigen und schlucken, des lieben Friedens willen, und so manches hat sich während der kurzen Zeit unsrer jungen Ehe schon zugetragen, Widerwärtiges und Kränkendes – sogar meiner eigenen Mutter hab' ich's verhehlt, mochte ihr den Kummer, den Leuten die Schadenfreud' nicht bereiten.«



Wie die Käthe versprochen, ging ihr Mann, der junge Torschmied, den beiden bedauernswürdigen Witwen auf dem Zackenhof bei der Besorgung der vielen landwirtschaftlichen und häuslichen Geschäfte mit anerkennenswertem Eifer an die Hand.
Die Bäuerin erholte sich von dem Schlag und dem damit verbundenen Unwohlsein eher als man hätte vermuten können. In ihrem Benehmen aber gegen die Schwiegertochter war eine bedeutsame Wandlung eingetreten, das früher bezeigte Wohlwollen gänzlich verschwunden.
Fried, an dem ihr Mutterherz gehangen und um dessentwillen sie sich mit der »Jungen« friedlich und schonend vertragen, dieser ihr Fried war tot – wozu sollte sie noch Rücksicht nehmen? »Und wenn es wahr sein sollte, daß diese allerelendeste Eheschließung daran schuld ist, an dem maßlosen Unglück?« fragte sie sich überlaut.
Und die Magd Liese warf giftig ein: »Wie sollte sie nicht, Base? Es ist nur zu wahr und meine Tantegotte hat's oftmals erzählt, wie diese Leute, nämlich das Haudererpack, sich auf Hexenwerk und Teufelsspuk verstehen und um Geld und Gewinn oder auch bloß aus lauter Bosheit andere Menschen umbringen können, von weitem, durch ihr höllisches Bann-

und Zauberwerk. Und hier, in diesem Fall, braucht man schon gar nicht lang' nach dem Gewinn zu forschen, der liegt ja klar auf der Hand: Dieses Weibsbild, die ›Junge‹, hat Euern Fried in ihrer Schlinge gefangen seines Gutes, des Zackenhofes willen. Nun, da ihre Begierde erfüllt ist – Ihr werdet sehen, Base, wie schnell sie einen ihres Gelichters, der ihr wohl besser zusagt, als der einfältige, fromme Bauernknab', am Bändel haben wird. Ja, wer weiß, ob die heimliche Wahl nicht schon längst getroffen... Seht, seht, Base, da ist die Bande ja schon, just fährt sie dort in den ›Winkel‹ ein, und kommt die dicke Alte bereits das Sträßchen heraufgewatschelt... Und die ›Junge‹ hat's schon gemerkt – seht Ihr, wie sie ihr entgegenspringt, ihr um den Hals fällt unter Greinen und Heulen und sich gebärdet wie närrisch – hab ich's nicht vorausgesagt, Base?« rief sie triumphierend... »Und dort kommt auch noch der Alt', der Jung', die ganze Sippe! Ich, an Euerm Platz', nähme einfach den Kehrbesen und tät' sie vom Haus wegjagen... Aber freilich«, bemerkte sie höhnisch, »mit dem Wegjagen hat's sein End', Haus und Hof gehören nun ihr, der ›Jungen‹ – hihihi!«
Welcher Empfang unter solchen Umständen den Besuchern von der Bäuerin zuteil wurde, läßt sich leicht denken. Eigentlich war es gar kein Empfang zu nennen, denn die Bäuerin schloß sich in ihre Hinterstube ein, ließ sich krank melden. Die Liese aber fuhr in der Küche herum und fauchte wie eine wilde Katze. So lag denn die Bewirtung der Gäste bei Lonny, nachdem sie sich den Speisekammerschlüssel von der Liese hatte erbitten müssen, die ihn ihr vor die Füße warf. Lonny schluchzte auf Schritt und Tritt. Und als frühmorgens die Ihrigen tiefgekränkt Abschied nahmen, schlang sie ihre Arme um der Mutter Hals und weinte zum Erbarmen, daß man's weit hören konnte.
All' das Herbe und Bittere, das sie seit ihrer Einheiratung in

dem Hause erfahren, alle Kränkungen und Zurücksetzungen, die ihr besonders in den letzten Tagen zuteil geworden, stiegen ihr vor die Seele, begannen, an der Mutter Brust, sich in lang verhaltenen lauten Klage- und Verzweiflungsrufen Luft zu machen, so daß selbst die Bäuerin erschrak in ihrer verschlossenen Kammer, und die Mutter Grazin sich tief entsetzte bei all' den leidvollen Bekenntnissen und vor Mitleid ebenfalls in Tränen ausbrach.
»Nimm mich mit, Mutter, nimm mich mit! Meines Bleibens ist nicht mehr in diesem Hause, es würd' mein Verzweiflungstod sein! O die Tränen, die ich schon verschluckt, das Weh, das ich schweigend ins Herz zurückgedrängt! Ja, solang er, mein Fried, am Leben war, da konnt' ich's schon übersehen und ertragen, war er selbst doch ein solch' lieber und guter, und hätt' ich's ihm nicht zu Leid' tun mögen das Klagen, hab' alleweil, so viel wie möglich, eine zufriedene Miene herausgekehrt, ihm zu lieb, obwohl es mir oft fast das Herz zersprengt, was ich ansehen und hören gemußt in seiner Abwesenheit. Nun ist der beste der Männer tot, nichts fesselt mich mehr an den Zackenhof – was tu' ich länger hier? Mich stets neuen Quälereien aussetzen? O Mutter, nimm mich mit, weit, weit weg von hier! Will ja gern Mangel leiden und der Armut Niedertracht, nur nimm mich mit, ich bitt' dich!«
So bat und flehte Lonny.
Ihre Mutter jedoch schalt sie eine Törin und meinte, sie solle doch gescheit sein und sich über all' die Kränkungen gleichmütig hinwegsetzen, sei sie ja nun die Herrin im Hause. »Ich an deiner Stelle«, sagte sie ganz laut und kräftig, »würde nicht lang' kindhaft greinen, sonder tät' sogleich den Kehraus machen, erst die unverschämte Hausmagd an die Luft setzen, war ich selbst doch gestern abend versucht, sie in die Finger zu nehmen, so bös' hat sie mich gemacht, mit ihrem

unverschämten, häßlichen Gebaren! Und auch die Alte – wenn sie sich doch nicht mehr mit dir vertragen will, auch sie müßt' mir weichen, ja gewiß! ... Also keine Dummheiten, Lonny! Bleib' du ruhig in dem guten Nest! Nach drei Wochen, in vierzehn Tagen schon werden wir wieder vorsprechen, um zu sehen, wie's dir geht und nötigenfalls beim Ausräumen des Hauses und der Neueinrichtung behilflich zu sein. Oder soll ich dir etwa Graz, deinen Vater, hierlassen? Der wird mit dem Geschmeiß schon fertigwerden!«
Der Graz spuckte entschlossen in die Hände und schnitt ein grimmiges Gesicht. Lonny jedoch wehrte ab: »Nein, nein, nichts Gewaltsames!« Und sie bat nur immer: »Nimm mich mit, Mutter!« Vergeblich.
Als aber am folgenden Morgen die plötzlich wieder genesene Zackenbäuerin aus ihrer Schlafkammer trat, kam ihr die Liese in großer Aufregung entgegengerannt und rief: »Sie ist fort, Base, fort!«
»Nun, wer denn?«
»Die Junge!«
»Die Junge? Unmöglich, Liese!«
»So kommt denn und seht selbst! ... Hier, in der Stube, das unbenützte Bett, auf dem Tisch der Schlüsselbund, das Geldbeutelchen, Nadelbüchs' und Scher', die Schmucksachen, die bäurischen Kleidungsstück' ... Aber das abgetragene Vagantenkleid im Schrank – 's ist fort, seht, seht!«
Eine Weile starrte die Bäuerin die Gegenstände sprachlos an, dann geriet sie in große Aufregung und rief: »Es darf nicht sein, Liese! Das Geschwätz, als ob ich sie fortgetrieben oder gar fortgejagt, der Lärm, die Schand'! Und die Käthe und ihr Mann – nein, 's darf nicht sein, Liese, hurtig lauf ihr nach und heiß sie umkehren, ich wollt' ihr wieder gut sein!«
»Wie, Base? Euch soll's doch freuen, daß –«
»Schweig, Liese!« gebot sie sehr ernst, »kein Wort weiter! Du

hast mir schon zu viel eingeblasen, so daß es mich nun gereut, tief im Gewissen, dir Gehör geschenkt zu haben und ihr bös' begegnet zu sein! Liese, lauf, was du laufen magst, ich befehl's, sie muß zurückkehren ins Haus, ich will mich gut vertragen, sag's ihr nur«!
Vergebliches Mühen, Lonny war spurlos verschwunden.
»Ach, ach!« ächzte die Bäuerin, »auch das noch! Und wenn sie sich ein Leid antun sollte – oh, ich wag' der Käthe nicht Red' zu stehen, ihr nicht unter die Augen zu treten!«

Sechzehntes Kapitel.

In einem entlegenen Bauernhaus des luzernischen Reußtales lagen Meistersleute und Dienstboten in festem Schlaf.
Plötzlich fuhr die Bäuerin auf ihrem Lager erschrocken auf, rieb sich die Augen wach, glotzte in die sie umgebende Finsternis hinaus und horchte. Dann stieß sie ihren Alten mit dem Ellbogen kräftig an und sagte: »Steffentoni (Stefan Anton), so hör' doch! Draußen, in der Scheune muht ein Vieh – was mag's wohl sein zu dieser Stund'?«
»Denk' wohl die Bleßkuh, ist dem Kalbern nahe. Will aufstehen und nachschauen gehen.«
Hurtig schlüpfte der Mann in Hose, Rock und Pantoffeln machte Licht und begab sich, die Laterne in der Hand, hinaus. Nach einer Weile jedoch kam er, mit bloß einem Pantoffel versehen, in die Stube zurückgehumpelt, keuchend, blaß, mit schlotternden Gliedmaßen; und konnte vor Erregung kaum zu Wort kommen. Und was er erzählte, erfüllte die Bäuerin ebenfalls mit Entsetzen: »Der Viehstall hell erleuchtet, hell wie Feuer! ... Ich ließ«, berichtete der Bauer, »vor Schrecken das Laternchen fallen, wollte ›Feu-

rio!‹ rufen und konnt' es nicht! Und gut, daß ich's nicht gekonnt, denn wie ich mich ans Stallfenster hinmachte, konnt' ich nichts sehen, weil es zu sehr angelaufen, doch merkt' ich gleich, daß es nicht Feuer war, sondern bloß helles Licht – aber es kommt auf das nämliche heraus, auf das gewaltig Erschreckliche! Denn wie ich mir ein Herz faß' und sachte die Futtertennentür aufstoß', da konnte ich, durch die Raufenspalte, bequem hineinsehen in den Stall. Und was ich sah, war genug, um einem den Verstand zu rauben: Ein Halbdutzend Harzlichter, im Stallgang aufgepflanzt und gen die niedrige, spinnwebenbehangene Decke lohend! Dabei ein Dutzend Männer, gewaltige, bärtige Hauderer, hockend auf Melkstuhl und Strohbündeln, hockend sogar auf dem Hintern der ruhenden Kühe und Ochsen, ein Dutzend Männer, rauchend, plaudernd, Karten spielend, fressend und saufend! Wir haben doch diesen Abend nur der einen Korbflechterfamilie Unterkunft gestattet, und nun die ganze, große, entsetzliche Gesellschaft, zusammengerottet zu nächtlichem Gelag, wie vom Himmel geschneit! Ach Gott, sie stecken mir die Scheune in Brand! Ach Gott, ach Gott!« wiederholte er fassungslos, wimmernd. »Was soll ich denn anfangen? Nun, so red doch! Gelt, auch du weißt nicht Rat, der Schrecken hat dich taub und stumm gemacht ... Nun, ich weiß was: Ich geh' hurtig die Knechte aufwecken, daß sie mir den Stall räumen helfen!«
«Daß die Männer dich blutig oder gar totschlagen!« jammerte die Bäuerin, »und uns noch obendrein den roten Hahn aufs Dach stecken – nein, Steffentoni, laß das bleiben, ich bitt' dich! Lieber laß uns den Haussegen beten, auf daß uns der liebe Gott vor Schaden behüt'!«
Und sie knieten zusammen auf die harte niedrige Ofenbank und beteten dies und das, sogar den ganzen Psalter.
Die Wanduhr schlug die zweite Morgenstunde. Der Mann,

gefaßter geworden, sprach: »Nun will ich nochmals 'nausgehen und nachschauen.«
Die Bäuerin warnte: »Daß mir aber recht sacht auftrittst, daß sie's nicht merken. O diese Leute sind so arg zu fürchten!«
Der Stall war noch immer beleuchtet, wenn auch nicht mehr auf die intensive, erschreckende Weise, wie zuvor. Der Bauer hörte, wie sich die Männer Gaunerstückchen erzählten, eines bunter als das andere, und dabei aus vollem Halse lachten und grölten.
Von dem vorderen, dem horchenden Bäuerlein zunächst gelegenen und schwach erleuchteten Stallwinkel her ließ sich ein unterdrücktes Stöhnen und Wimmern, sowie leise und ebenfalls von Frauenmund gesprochene Beruhigungs- und Trostesworte vernehmen. Die Stimme erhob sich plötzlich laut, scharf und unmutig: »Nun, Männer, dürft ihr's gut sein lassen! Ich kann's nicht länger dulden! Der Sankt-Nikolausfeier ist vollauf Genüge getan worden, dünkt's mich. Auch solltet ihr die Umständ' merken von meiner Tochter... Du, Graz, daß du nicht mehr Verstand und Gefühl zeigst, da du sie doch so leiden siehst – schäm dich, Graz, ein solches Stück Hornvieh zu sein!« schalt sie böse. »Oder soll ich etwa den Bauer wecken gehen, damit er Ordnung schaffen komme, he?«
»Der Kaffer?« lallte der Mann geringschätzig. »Kafferlein – bah!«
Andere jedoch sagten: »Wir gehen ja, Grazin, wir gehen!«
Auch der Bauer ging, ohne erst das Herauskommen der Haudderermänner abzuwarten, auf den Socken und so rasch er gehen konnte, ins Haus zurück, vorsichtig den Türriegel vorschiebend.
Als der Morgen graute und die Bäuerin die Küchentür öffnete, stand eine mächtige, weibliche Gestalt davor, trat in die Küche ein – die Hausierersfrau, der man mit ihrer

Familie die Nachtherberge bewilligt hatte. Sie tat ziemlich erregt und berichtete, wie ihre Tochter diesen Morgen niedergekommen.

»Was Ihr nicht sagt!« rief die gutherzige Bäuerin erschrocken, und der Ärger, den sie soeben noch über die aufdringlichen und gefährlichen Bettelleute empfunden, verwandelte sich im Nu in aufrichtiges, tiefes Mitleid. »Ach Gott!« rief sie, »bei dieser Kälte, im ungastlichen Stall! Schafft sie herein, Frau, Eure Tochter, ich will ihr gleich das Hinterstübchen einheizen lassen, und ein Lager herrichten, gleich, gleich!«

Die Hausiererin aber wehrte: »Laßt es gut sein, beste Frau! Ich selbst habe mehrmals geboren und zwar zu verschiedenen Jahreszeiten, ohne je ein Bett gesehen oder ein warmes Stüblein gefühlt zu haben. Und doch lebe ich noch gesund und wohl, und sind meine Kinder so groß und hübsch geworden, wie irgendwelche. Nein, gute Frau, ich danke für das Anerbieten, gebrauchen aber werd' ich's nicht. Alles was ich wünsch', ist ein Stück sauber Linnen für das Kind und ein Glas Kirschbranntwein für meine Tochter.«

»Kirschbranntwein für die Wöchnerin?« rief die Bäuerin voller Verwunderung, voller Entsetzen. »Frau, seid Ihr noch bei Verstand?«

»O ja! Auch hab' ich in diesen Fällen stets mein Glas Kirsch genossen und bin dann auf und davon gegangen, ohne nur rückwärts zu schauen, ohne Nachteil zu verspüren. Wir sind halt ganz andere Leut', nicht solche Pflitze (Verweichlichte), wie Ihr, und darum auch viel kräftiger und gesünder, daß Ihr's nur wißt!... Also den Kirsch, wenn Ihr so freundlich sein wollt; dann ziehen wir wieder weiter.«

»Bei dieser kalten Witterung? Mit der Kindbetterin?«

»'s ist stillkalte Witterung, die wird ihr nichts schaden. Auch müssen wir uns sputen: Vettersleut' aus dem Welschland, die

wir schon lange nicht mehr gesehen, erwarten uns bei der Reußbrück'.«
Als die Wanderfrauen in den gaulbespannten, planbedeckten Wagen stiegen, bemerkte die Bäuerin zu ihrer Tochter gewendet: »Ach Gott, das junge Weibsbild, die Wöchnerin! Siehste, Mareili, wie hübsch und stattlich! Siehste aber auch, wie traurig bleich! Und das arme Würmchen an ihrer Brust, sein erster Gang in die rauhe, kalte Welt hinaus – ach Gott, wie das einen dauern kann! ... Ja, wohl hat sie recht, die Alte: die sind weit kräftiger als wir; mich, unter solchen Umständen, würde diese Reis' krank und tot machen ... Ich kann eigentlich recht bös' auf diese dicke Alte werden, daß sie's so barbarisch erzwingt das Weiterreisen, und der armen Person nicht einen Tag Erholung gönnt! Mich hätt's wahrlich nicht gereut, das bißchen Essen, das warme Stübchen, 's wär' ja Gotteslohn dabei gewesen ... Ob sie das Kindlein wohl christlich taufen lassen werden und wo? 's ist doch ein elend' traurig' Leben, das dieser herumziehenden Leute, nicht wahr, Mareile?«



»Bei der Reußbrücke erwarten uns nahe Anverwandte« – so hatte die Mutter Grazin zu der Bäuerin gesagt. Und dem war wirklich so. Es war die Resa, Grazens Schwester, deren die selige Großmutter so oft gedacht und die nun mit ihrem »neuen« Mann, dem dritten, und ihren teils erwachsenen, teils unerwachsenen Kindern, ebenfalls drei Gattungen angehörend, den weiten Weg auf Besuch gekommen war.
Die nahen Anverwandten – Lonny, mit ihrem Säugling, war im Wageninnern geblieben – schauten sich bei ihrem Zusammentreffen erst fremd und stumm an. Dann reichten sie sich die Hand zu freundlichem Gruß, und Graz rief mit breitem

Lachen: »Hätt' dich, will verdammt sein, kaum wiedererkannt, Resa, falls mir nur so ungefähr begegnet wärst auf der Walz', hahaha! Wie du aber gefettet hast, Resa! Mußt es die Zeit über sehr dufte gekriegt haben – wie? Auch mich guckst du so verwundert an – bin ich dir etwa entwachsen, Resa? Ebenfalls in die Dicke geraten, gelt? Hahaha! Also dies dein Mann? Wie heißt er nur? Also ebenfalls Schaggel, wie dein erster – nun, willkomm', Schwager! Wollt dir gern 'nen Schluck bieten zum Gruß, doch hat der Wind meine Pulle rein ausgetrocknet – siehste? Hast du vielleicht noch 'nen Tropfen, Schwager? O ja, du bist gut bei Saft. Dein Wohl, Schwager!«
Auch die beiden Schwägerinnen waren im besten Begriff, die locker gewordene Freundschaft aufzufrischen, und ihre Angehörigen gegenseitig vorzustellen, als ein Wagen die Straße dahergefahren kam, ein gewöhnlicher Marktwagen, der an und für sich keine weitere Aufmerksamkeit verdiente. Aber neben dem Bauersmann saß ein Polizist, der beim Anblick des Wanderbettlertrupps Halt gebot, vom Wagen stieg und neugierige Fragen stellte, woher und wohin des Weges? und ob man schon eingeteilt worden sei?
»Eingeteilt?« Die Grazin schüttelte verwundert den Kopf und gestand: »Versteh' das nicht?«
»Dann wird man's Euch schon zu verstehen geben, gleich heute! Müßt mit mir aufs Amt kommen, Ihr Leute allesamt, groß und klein!« befahl er.
»Auf's Amt? Wozu das? Was sollten wir denn verbrochen haben?«
»Verbrochen? Nichts, das ich wüßte! Man wird Euch nichts zu Leid tun, sondern Euch bloß was mitteilen, das Ihr noch nicht zu wissen scheint. Also vorwärts, marsch, Ihr alle! Werdet Euch doch nicht weigern wollen?«
Fast hatte es den Anschein, als trügen sich Graz und sein

neugewonnener Schwager wirklich mit widersetzlichen oder gar gewalttätigen Gedanken, denn der Saft hatte bereits seine Wirkung auszuüben begonnen. Die Frauen jedoch mahnten eifrig ab. Man hatte ja nichts verbrochen, drum brauchte man sich auch vor dem Amt nicht zu fürchten. Freilich kam der Frau Grazin das nächtliche Gelage im Bauernstall, kamen ihr die beiden fetten Bauernstrümpfe (Schweineschinken) in den Sinn, die des »Krähendoktors« Joggel mitgebracht. Doch was konnten sie die Schinken kümmern und die rätselhafte Art, wie der Joggel in deren Besitz gelangt? Das war *seine* Sache; und er selbst war schlau genug, um sich nicht zu verraten. »Aber wenn's dennoch ruchbar geworden wäre«, dachte sie, »und die Sache ›Gestank bekommen‹ hätte, und wir andern ebenfalls mit hängen sollten, und es der Putz (Polizeisoldat) nur verschweigt, um uns desto besser leimen zu können?« Ihr wurde, so wenig sie es auch merken ließ, doch ordentlich bänglich zu Mute.
»Vorwärts!« lautete der wiederholte, ungeduldige Befehl; und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.
Lonny, im Wageninnern, in Decken gehüllt und aus kurzem Schlummer erwachend, fragte verwundert: »Wo aus, Mutter? Was soll's?«
»Weiß nicht, mein Kind!«
»Ist's etwa meinetwegen, Mutter? Ach, Mutter, wenn's darum wäre, daß ich fortgelaufen!«
»Sei ruhig, mein Kind, greine nicht! Es kann der Gang nichts auf sich haben!«
In der Amtsresidenz angekommen, wurde die ganze bunte Gesellschaft gleich vor den gestrengen Herrn Amtmann geführt und jede einzelne Person nach Name und Zivilstand gefragt. Hierauf eröffnete ihnen der Beamte in gemessenen, kühlen Worten: »Vielleicht daß Ihr's schon wißt, Ihr Leute,

daß vor zirka einem Jahre ein Bundesbeschluß gefaßt worden ist –«
Die beiden Frauen, die als Wortführerinnen voranstanden, erklärten, von einem Bundesbeschluß keine Kenntnis zu haben.
»So laßt mich doch ausreden: Also ein eidgenössischer Bundesbeschluß gefaßt worden ist, und zwar in Gemäßheit der Bestimmung der Bundesverfassung, laut welcher die sämtlichen Heimatlosen des Landes binnen einer gewissen gesetzlichen Frist eingebürgert und seßhaft gemacht werden sollen.«
Die Männer schauten stupid drein und schüttelten die bärtigen, unwissenden Köpfe.
Der Amtmann fuhr in seinem Vortrag fort: »Also ist's geschehen und den Kantonen zur Vollziehung überwiesen worden. Die Zuteilung ist bereits in vollem Gang, und zwar hat man nach Vorschrift das Los walten lassen. Ihr werdet also ein Heimat- und Bürgerrecht erhalten. Versteht Ihr?«
Noch konnten und wollten sie nicht verstehen.
»Also muß ich mich noch deutlicher ausdrücken. So hört denn: Fortan werdet Ihr Bürger dieses oder jenes Kantons, dieser oder jener Gemeinde werden, wie es eben die Losziehung gewollt und Euch kundgegeben wird. Ihr werdet dieselben Rechte erwerben und Pflichten übernehmen, wie die anderen dort wohnenden Bürger auch und zwar ohne weitere Formalität. Damit hört aber auch das vagabundierende Leben und dessen Duldung gänzlich auf. Von nun an sollt Ihr Euch zu ernähren suchen auf ordentliche, redliche und seßhafte Art. Und sollte Euch hierbei anfänglich dies und das mangeln, aus Unvermögen, so hat Eure Gemeinde, respektive der Armensäckel, dafür aufzukommen.«
Die Leute lauschten mit offenem Mund und sahen einander

betroffen an. Eingeteilt, eingebürgert, seßhaft werden, sich redlich nähren – was war, was sollte das? Das konnte unmöglich ernst gemeint sein!
»Sie belieben wohl mit uns armen Leuten zu scherzen, Herr Amtmann!« wagte die Grazin einzuwenden und strengte sich dabei an, selbst scherzhaft zu lächeln.
Und ihr Gatte, eine mächtige Dosis Kautabak in den Mund schiebend, meinte: »Uns ist auf diese Art noch lange wohl, Herr Amtmann, verlangen nichts Besseres! Wenigstens ich mag nicht unter die Hocker gehen, stelle gar kein Begehren!«
»Das will ich gern glauben«, versetzte der Kreisbeamte lächelnd. »Aber andere stellen das Begehren und zwar sind dies die Bauern und Bürger, welche die Landplage längst satt bekommen und sich seit Jahren bitter darüber beklagt haben, bis sie endlich bei der Bundesregierung Erhörung gefunden. Also kann bei dieser gesetzlichen Maßnahme Euer Wollen oder Nichtwollen nicht in Betracht kommen, der obrigkeitliche Befehl ist einmal da und muß vollzogen werden.«
»Wer wird uns zwingen können unter den ungeheueren Zwang?« Die Grazin war es, die den Ausruf tat, mit verzweifeltem, zornvollem Blick.
»So?« entgegnete der Beamte unwillig, höhnisch. »Pfeift der Wind von daher? Da wollen wir doch gleich sehen–«
»Wir ziehen fort, begeben uns außer Landes!« schrie die Grazin außer sich.
»Auch das wird Euch wenig nützen, man wird Euch zurückschicken nach Euerm Bürgerort. Dafür, mein' ich, wird die Polizei noch stark genug sein!... Doch, wozu die vielen Worte? Herr Aktuar, wollen Sie in der Einbürgerungskontrolle gefälligst nachsehen?... Also Pankraz Pfeiffer, nebst Frau und Kindern – finden dieselben verzeichnet?«

»Ja, Herr Amtmann! Und zwar sind sie diesem Kanton, speziell der Gemeinde Hohenried, zugeteilt worden.«
»Gut. Und diese da – wie ist Euer Name?«
»Schaggel, Herr, Schaggel Marmottier... Dies meine Frau Resa oder Therese.«
»Finde nichts davon in den Registern«, bemerkte nach längerem Blättern der Amtsaktuar. Und schon wollte der rothaarige und blatternarbige Schaggel Marmottier erleichtert und der wiedergewonnenen Freiheit sich freuend aufatmen, als eine Bemerkung des Aktuars diesem angenehmen Gefühle gleich einen unangenehmen Dämpfer aufsetzte: »Hier, Herr Amtmann, steht er auf der Liste der Personen, die anderen Nationalitäten angehören, ist Franzose. Wird also mit Familie über die Grenze abgeschoben werden.«
»Ich werde die bezügliche Weisung dem Polizeiamt sofort zugehen lassen«, erklärte der Amtmann... »Bleibt also noch jenes junge Weibsbild, dort in der Ofenecke.«
»'s ist meine Tochter, Herr Amtmann!« erklärte die Grazin.
»Verheiratet?«
»Ja, Herr Amtmann, verheiratet seit sechzehn Monaten.«
»Also ist das Kind ein ehelich gebornes?«
»Das will ich meinen!« versetzte sie stolz.
»Und ihr Ehemann – was ist mit dem Ehemann, dem Vater des Kindes?«
»Gestorben, Herr!«
»Wie war sein Name?«
»Fried, Fried Söller.«
»Ebenfalls heimatlos?«
»Nein, das war er leider nicht!«
»Warum sagt Ihr ›leider‹?«
»Weil sie's ebenso schlecht getroffen hat, unsere Lonny, weil seine Leute ihr so übel mitgespielt.«

»Also kein Heimatloser, wo war er denn eingebürgert, der Mann?«
»Auf dem Zackenhof, Herr Amtmann, Stadtbann Krotzingen.«
»Ah so! Ja, dann haben wir weiter mit der Person nichts zu schaffen, als sie aufzufordern, sich, weil schriftenlos, an ihren Heimat- und Wohnort zurückzubegeben und zwar ohne Säumen. Besitzt sie die Mittel nicht dazu, so wird man sie auf Kosten ihrer Heimatgemeinde heimspedieren lassen.«
Bei dieser Eröffnung entfuhr der jungen Witwe ein gellender Aufschrei – ein dumpfer Fall. Die Tante Resa war die erste, die der Ohnmächtigen zu Hilfe eilte, ihr das dem Ersticken nahe Kind entwandt, sie selbst sorglich aufrichtete, ihr mit ihrem Speichel Stirne und Schläfen befeuchtete. Die Grazin bat: »Habt Erbarmen mit der Ärmsten, Herr Amtmann! Sie hat soeben geboren. Sie mag nicht mehr nach dem Zackenhaus zurück, es ist ihr dort gar zu schlecht ergangen.« Und Lonny selbst, wieder zu Bewußtsein erwacht, flehte unter Verzweiflungstränen: »Ach, Herr, trennt mich nicht von den Meinigen, laßt mich mit ihnen ziehen! O Herr, ich will ja niemandem lästig fallen, will mein und meines Kindleins Brot ehrlich zu verdienen suchen. Herr, ich kann nähen, stricken und kochen, versteh' mich auch ein wenig auf Feld und Garten. Ich will arbeiten Tag und Nacht, Herr nur tut mir die Qual nicht an und den Schimpf, daß ich an den Ort zurückmuß, dem ich unlängst entflohen!«
Sie hatte sich dem Kanzleitisch genähert, sie erhob Hände und Blick flehend zu dem Kreisbeamten: »Gelt, bester Herr, Ihr nehmt den harten Befehl zurück, Ihr laßt mich bei den Meinen!« –
Als sie fortgezogen waren, sagte der Amtmann, nachdem er, die Hände auf den Rücken gelegt, eine Weile nachdenklich

die Amtsstube auf- und abgeschritten: »Ich hätte den Bitten dieser Person nicht Gehör schenken sollen, es war gegen Gesetz und Amtspflicht. Allein ich hab', verzeih' mir's Gott und mein liebwertes Ehegespons, nicht anders handeln können!... Wenn auch in unscheinbares Gewand gehüllt, die vollendetste, blasse Schönheit – fanden Sie's nicht auch, Herr Aktuar? Und dazu der ängstliche, flehende Blick aus diesen frommen, tränenumflorten, wundersamen Gazellenaugen – lachen Sie mich nur aus, Herr Aktuar, aber ich habe nicht anders gekonnt, ihren Bitten nicht widerstehen können... Allein ich fürchte sehr, daß die Nachsicht, die ich geübt, ihr an einem andern Ort mit grausamer Härte vergolten und sie dennoch nach Hause spediert werden wird... Ein Vagantenkind – wer sollte es glauben, hm! hm!«

Siebzehntes Kapitel.

Christabend war gekommen, und die Bauern erinnerten sich kopfschüttelnd des altbewährten Sprüchleins: »Grüne Weihnacht, weiße Ostern!«
Wirklich trug die herrschende Witterung sehr wenig Weihnachtliches, Hochwinterliches an sich. Das Schneelein, das Sankt Nikolaus mit auffallender Hast gebracht, hatte nur kurzen Bestand gehabt, wieder trat spätherbstlicher, milder Sonnenschein ein, der die an den Zweigen zähe haftengebliebenen welken Baumblätter neu vergoldete und sogar die Mücken aus dem Winterschlaf auferweckte, sie zu frohem Tanz antrieb. Ja, im Krautgarten des Torschmieds zu Krotzingen, hart an der Landstraße, prangte ein Pfirsichbaum im herrlichsten Blütenschmuck – zur Weihnachtszeit, ganz unerhört!
Und dieser Christabend selbst – milde Abenddämmerung

lag über der Landschaft, am Himmel erglänzte silberhell die junge Mondsichel; kein Sternlein am Himmel, das nicht sein Lichtlein aufgesteckt und es leuchten ließ Christ zu Ehren – die bunte, flimmernde, himmlische Pracht. Ein leichter Nebel stieg aus den mattgrünen Wiesengründen empor, lagerte sich als eine grauglänzende Decke über den schlummernden See, leise, geheimnisvoll flüsterten die Wälder, der Odem Gottes strich feierlich über die nächtlichen Gefilde, dem Menschen Frieden verkündend. Keine Hütte so gering, darin nicht zum Entzücken der Jugend ein Christbaum prangte, kein Haus, dessen Bewohner sich nicht auf die Feier freuten und zum Besuch der Christmesse rüsteten mit Sorgfalt und möglichster Zier.
Breit und wohlig saß der Bürgermeister von Krotzingen im Kreise der Seinigen, am Abendtisch. Die Erbsensuppe war bereits genossen, desgleichen die ziemlich gehaltvollen Eierkuchen. Das beste, leckerste aber stand noch bevor, nämlich der dicke Karpfen, den der »Fischerköbel« geschenkt dafür, daß der Herr Bürgermeister geruht hatte, in eigener hoher Person dem jungen, siebentgebornen Fischerknäblein huldreich zu Gevatter zu stehen. Der Karpfen, auf den man sich seit Stunden so außerordentlich gefreut, stand denn auch, in weißlicher Sauce schwimmend, bereits aufgetragen auf dem Tisch; dem Bürgermeister wässerte der Mund, fester knüpfte er die Serviette, wetzte sorgsam das Tranchiermesser – als plötzlich der Stadtpolizist in die Stube trat, mit der Meldung: ein »Transport« sei auf dem Posten angekommen und der eskortierende Polizeisoldat harre mit Ungeduld seiner Verabschiedung.
Der Karpfen, der Karpfen! Der Bürgermeister sprach: »Ein Weilchen warten, Knoch! Übrigens kann der Stadtschreiber das Geschäft ebenso gut abtun, weiß am besten Bescheid!«
Der Herr Stadtschreiber sei am Nachmittag verreist, meldete

der Posten, er selbst habe ihn in den Eilwagen steigen sehen und zwar in Begleitung eines Jüngferchens, seinem Schwager seines in der Residenz ... der fremde Landjäger aber tue arg ungeduldig, sei schon längst angekommen.
Was blieb, nach alledem, dem Herrn Bürgermeister übrig, als sich einen Augenblick von Karpfen und Familie zu trennen und an seine, diesmal wirklich sehr schwere Amtspflicht zu machen? Er tat es mit augenscheinlicher Verdrossenheit, unter schlecht unterdrücktem Brummen.
Die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen Krotzingens, die Geschäfte oder auch der Lust halber die Hauptstraße begingen, wunderten sich nicht wenig, zu dieser außergewöhnlichen Stunde die untere Rathausstube hell erleuchtet zu sehen. »Was mag wohl da drinnen los sein, heut' abend?« fragte man sich neugierig. Man konnte sich, auf die Fußspitzen erhebend und an das ausgebogene Fenstergitter klammernd, bequem in die Ratsstube hineinsehen. Dort, am Pulttisch, saß der hochansehnliche Herr Bürgermeister, finsteren Blickes und die Hornbrille auf der Nase – die Brille hätte er eigentlich nicht gebraucht, aber solch' ein Ding verschaffte einem höheres Aus- und Ansehen ... Also saß der Herr Bürgermeister gestrengen Blickes am Pult, vor ihm der auswärtige Landjäger, Papiere auf dem Tisch ausbreitend.
»Appolonia Pfeiffer, verwitwete Söller, nebst Kind, von Krotzingen!« meldete er. »Mangels Legitimationspapieren aus Hohenried, Amt Stauffental, ausgewiesen und auf Befehl der Kantonspolizei hierher transportiert. Wollen der Herr Bürgermeister bitte Ankunft und Übergabe bescheinigen. Taxa, wie hier unten angezeigt, sieben Franken, achtzig Rappen.«
»So?« eiferte der Stadtälteste. »Sieben Franken, achtzig Rappen kostet das Mensch, die Vagantin? Und das soll die

Stadtkasse bezahlen? Da soll doch gleich der heilige Sankt Michael drein schießen!... Nun, so tret' Sie vor, Sie Landstreicherin, heraus aus dem Dunkel und aufgehört mit dem Winseln! Vortreten, sag' ich, marsch, hier heran!«
Draußen, an den Fenstern, unterhielten sich die Gaffer mit folgenden flüsternden oder halblauten Bemerkungen: »Dem Zackenfried sein Frauchen – schau, schau! Also geschwärmt, im Land 'rum liederlichem Leben nach? Oh, das ließ sich erwarten, drum wohl ist sie auch fortgelaufen, wollte wieder Mannsleut' um sich haben... Und das Kleine, das sie ins Tuch gewickelt, bei sich hat – man wird doch hoffentlich nicht zugeben, daß es als ein ehrliches, eheliches ins Bürgerregister eingetragen wird? Fortjagen, fortstäupen sollt' man sie mitsamt dem Früchtchen und die Eh' auskratzen, die der dumme Fried mit ihr eingegangen. Aber freilich, in Bern, und in unsrer Kantonsregierung, hält man's mit dem Lumpengesindel, man zwingt uns sogar, hergelaufenes, hergeführtes in unsern ehrbaren Bürgerverband aufzunehmen – mit Dreschflegel und Schießprügel sollte man sie verjagen, die so etwas verfügen und befehlen!... Des Zakkenfrieds Frauchen – ei, wie schade, daß man der angelaufenen Festerscheiben wegen ihr Frätzchen nicht genauer besehen kann!... Wie abgezehrt und schlotternd sie dasteht! Gelt, das ist nicht mehr das stolze, geputzte Dämchen von damals, bei der Hochzeit!... Ah, nun muß sie vortreten vor den Bürgermeister – seht, seht! sie hebt die Händ' zu ihm auf – so verhaltet euch doch ruhig, ihr andern, laßt das laute Kichern, daß man's auch hören kann, was sie faselt und kreischt, die Vagantin!... Horcht, sie bittet ihn, er soll ihr doch den Schimpf nicht antun, soll sie ziehen lassen – nun, so laß sie doch springen, Bürgermeister, gib ihr noch einen klatschenden Zehrpfennig mit auf den Weg, hihihi!... Sie greint, sie heult, tut wie närrisch, wie wahnsinnig – so lacht

doch nicht so laut, ihr Mädchen, man könnt's ja drinnen vernehmen! Richtig, jetzt guckt der Bürgermeister nach diesen unsern Fenstern hin, da habt ihr's! ... Nun gibt er den Befehl, der Polizist Knoch greift sie an, sie windet und wehrt sich wie besessen – hilft nichts! ... Sie kommen – das Geschleppe – fliehen wir, damit man uns nicht erkennt! Dort, im Dunkel des Torbogens, kann man sich verbergen, sie bequem vorbeigehen sehen, ganz nahe – fort, unter den Torbogen!«

*

Auch auf dem Zackenhof wurde Christabend gefeiert, diesmal freilich auf wenig freudige, fröhliche Weise.
Der Abendtisch war frühzeitig abgeräumt worden. Der betagte Hausknecht hatte sich heim zu seiner Familie, das Dienstmädchen sich in die Küche begeben. Auf der niedrigen, warmen Ofenbank saßen die Bäuerin und ihre Tochter Käthe, die extra gekommen war, um diesen Abend in Gesellschaft ihrer Mutter zuzubringen.
Die Bäuerin weinte; sie tat dies seit einiger Zeit sehr oft; heute Abend glaubte sie dazu ganz besonders Veranlassung zu haben.
»Letztes Jahr«, sagte sie schluchzend, »saßen wir zu dieser Stund' noch alle gesund und traulich beisammen. Und nun ist er tot, mein unvergeßlicher Fried, so traurig tot, schon längst! ... Und seine Frau – ich will dir's nur gestehen, Käthe: Heut' abend hab' ich' unserm Pfarrherrn gebeichtet, den ganzen Hergang mit der ›Jungen‹, von Anfang, da sie gekommen, bis zu ihrem Verschwinden, ihrer Flucht aus dem Haus. Denn es lag mir mit Zentnerschwere auf dem Herzen, ich mußte Tag und Nacht dran denken, ob ich wollte oder nicht. Und der Pfarrherr hat mir das Herz noch schwerer gemacht, ach, seine Wort drangen mir wie Messerstiche

ins Gewissen hinein! Und er hat mir als Buße und Lossprechung aufgegeben, daß ich weder Mühe noch Kosten sparen solle, um das Frauchen ausfindig zu machen und ins Haus zurückzurufen; und es zu behandeln mit Lieb' und Nachsicht, wie das sich schicke bei Christen und vorzüglich unter nahen Verwandten; und alles Geschehene zu vergessen und vergessen zu machen. Dies alles band er mir als heilige, hochernste Pflicht auf. Denn wenn die arme, bedauernswerte Witwe, in der Fremde herumirrend, in Not, Armut und Krankheit oder gar auf sündhafte Abwege geraten sollte, ich , ich selbst müßte es verantworten vor dem ewigen Richter, sagte er. Und er hat gewiß recht, der Pfarrherr, leider hat er nur zu recht, ich selbst sah's schon längst ein. O Käthe, was gäb' ich drum, könnt' ich die gesprochenen bösen Worte zurücknehmen und alles Geschehene ungeschehen machen! ... Aber«, fuhr sie sich die Augen trocknend, fort »wer hätte je gedacht, daß sie gleich alles so schwer auffassen tät', sie, die in so niedriger Gesellschaft aufgewachsen?«
»Ich schon, Mutter, ich hätt' Euch das voraussagen können!« erwiderte die Käthe lebhaft. »Ihr zart', empfindsam' Gemüt, ich kannt' es längst; nach all' dem, was ihr, freilich ohne mein Wissen, angetan worden, war nichts anders zu erwarten, als was sie eben getan, nämlich der Verzicht auf ihre Rechte auf den Zackenhof, die zaghafte Flucht. Ja, wär' er mir rechtzeitig bekannt geworden, der Schimpf, den diese Eure niederträchtige Liese ihr tagtäglich zugefügt, ich hätte nicht so lange zugesehen, sondern das hochmütige, bissige Ding viel früher aus dem Hause gejagt, zur rechten Zeit noch, gewiß! Dann befände sich Lonny noch da, und Ihr, Mutter, brauchtet Euch nicht das schwere Gewissen zu machen.«
»Wie sehr du recht hast, Käthe! Diese Liese, sie war mein böser Engel!« bestätigte die Bäuerin.
Nach einer Weile berichtete sie weiter: »Der Pfarrherr hat

mich dann noch gefragt, ob es denn wahr sei, daß die junge Frau sich in hochgesegneten Umständen befunden? Ach, Käthe, das ist es eben, was mir die weitaus größte Herzensqual bereitet, just dieser Gedanke! Sie muß derweil geboren haben – wo? Ich erkundigte mich – es mögen etwa drei Wochen her sein – bei einer Hauderin, die hier vorgesprochen, über den mutmaßlichen Aufenthalt der ›Holländer‹-Familie, ob die ›Junge‹ sich bei den Ihrigen aufhalte und ob sie niedergekommen? Die Alte wußte keinen Bescheid zu geben; die ›Holländer‹ seien wie aus der Gegend verschwunden... Das Kind, das Kind! Als ich heute in der Kirche das wächserne Christkindlein sah auf dem Nebenaltar, da kam mir auch dieses Kind in den Sinn, der Lonny ihres, unserm Fried seines. Ja, mich deuchte einmal, es hilflos und weinerlich aufschreien zu hören aus weiter Ferne, und dieser vermeintliche Schrei drang mir tief ins Herz hinein. O Käthe, wie gern wollt' ich's aufnehmen, es herzen und lieb – – horch, Käthe, was soll das? Der Hund an der Kette bellt wie wütend, man pocht an die Haustür – wer mag's wohl sein? Sollen wir aufmachen, wir Weibsleute allein zu Haus? Man pocht noch stärker, man ruft!«
Auch das Dienstmädchen kam erschrocken in die Stube geeilt, auch es hatte den polternden Ruf vernommen. Käthe, beherzt wie sie war, ergriff die Leuchte, trat damit in den Hausgang hinaus und fragte mit lauter Stimme: »Wer da? Was gibt's?«
»Ich bin's, der Polizist Knoch... So schließt doch in des Deixels Namen auf!«
Käthe schob den Torriegel zurück. Der Polizeimann trat ein, in die Stube. Wie er keuchte und so aufgeregt tat und neugierig in alle Winkel hineinspähte. »Ist sie da?« fragte er, sich die Stirne trocknend.
»Wer denn?«

»Eure ›Junge‹, die Vagantin!«
»Wie kommt Ihr auf die Frage? Nun, so sprecht doch!«
»Also Ihr wißt's noch nicht? Ich kann schier nicht mehr zu Atem kommen, so sehr hat mich das verfluchte Mensch laufen gemacht... Ihr wißt's also noch nicht, daß sie angereist kam, heut' abend, per Schub?«
»Die Lonny hier?« riefen die Bäuerin und ihre Tochter zugleich. »Mann, ist's wirklich wahr? Und wo ist sie? So sagt's doch gleich, sagt's!«
»Ja«, versetzte er mit grimmigem Spott, »sagt's, sagt's! – das wäre bald gesagt, wenn ich's nur zu sagen wüßt', wüßt', wohin sie geraten! Darum eben bin ich hier, um zu vernehmen, ob sie mir vielleicht zuvorgekommen, denn daß Ihr's wißt: Sie ist mir ausgerissen! Beim Fluhbänklein war's vor kaum zehn, zwanzig Minuten – nein, mehr als zehn können nicht verstrichen sein, denn ich bin hierher gelaufen wie ein scheu gewordener Esel!... Erst hat sie sich auf dem Stadthaus aufgeführt wie eine Unsinnige, daß wir sie kaum zu meistern vermochten, dann wieder unterm Torbogen – gut, daß Leute dort waren, die mir wacker beistanden und sie mir bändigen halfen, denn ich glaub' bei Gott, sie wär' mir trotz des Schreihalses schon dort durchgebrannt. Dann, auf all' die wohlverdienten Püffe, wurde sie auf einmal zahm wie ein Schaf, ich mußte sie förmlich am Arm schleppen. Das Greinen hatte sie eingestellt, dafür tat sie sonst wie aus dem Häuschen, rief nach Fried, nach ihrer Alten, nach allerhand Leuten, die weder da waren, noch dasein konnten. Und wie gesagt, beim Spindelfluhbänkchen riß sie sich mit jähem Ruck plötzlich los, lief mit dem Kind auf und davon, diese Straß' in den dichten Nebel hinein, wie besessen; sobald ich zur Besinnung gekommen, auf und ihr nach, und möglich, daß ich die Hexe noch erwischt, wäre mir nicht die verdammte Säbelscheide immerfort zwischen die Beine gekom-

men, so daß ich den Fall tat, den Fall in den Kot hinein; und auch der Atem, der schwere Atem ...«
Es war nur noch das Dienstmädchen, das den ihm völlig unverständlichen Schlußbericht des Wächters der öffentlichen Sicherheit anhörte. Die Zackenbäuerin und ihre Tochter waren hinausgeeilt in den Hausflur und riefen in die nebeldunkle Nacht hinaus: »Lonny, wo bist du? So komm doch, Lonny, komm zu uns ins Haus!«
»Ja, da könnt Ihr lange rufen!« rief der Polizeidiener, ebenfalls heraustretend, mit grimmigem Lachen, »da könnt ihr lange ihren Namen schreien, sie, die Dirn', ist schon längst auf dem Besenstiel auf und davon geritten durch alle Lüfte. Denn daß es eine Hexe ist, das lass' ich mir nimmer ausreden. Wie hätte sie mir sonst entwischen können auf solch' verflucht unbegreifliche Art? Ich schäm' mich dessen wie ein geschorner Pudel! Und was wird erst der Bürgermeister dazu sagen, wenn man sie wieder einbringt, irgendwoher, über kurz oder lang! Nun aber kommt mal wieder herein, hab' Euch noch was abzugeben!«
Er griff in seine Rocktasche und zog ein arg zerknittertes Papier heraus. »Dieser Wisch«, sagte er, »ist bei der Person gefunden worden, ein Trauschein oder sowas – da!«
Hierauf machte er sich fluchend und brummend von dannen.
Die Käthe, die das Papier entfaltet hatte, rief: »Mutter, Mutter, ein Knäblein! Da steht's: Friedrich Söller, Friedrich, des Landwirt seligen ... getauft in der Pfarrkirche zu Hohenried den neunten Dezember –«
»Ist's möglich, Käthe, ist's möglich! Ach Gott, ein Büblein? Wenn's doch nur hier wär', hier! 's muß ein herzig Kind sein, ein hübsches, feines, wenn's ihm nachschlägt, seinem Vater! Und ›Fried‹ hat sie's taufen lassen, ihm zu Ehren, dem Unvergeßlichen? Wie gut von ihr! Ach, Käthe, gehen wir

doch hurtig wieder hinaus, nochmal zu rufen, laut, laut! Gewiß ist sie irgendwo in der Nähe, in angsvollem Versteck!... Horch, horch, Käthe, der Hund schlägt nochmals an, diesmal ganz vertraulich zahm – Kindergeschrei – man pocht – Käthe, schließ auf, um Gotteswillen, schließ auf, sie ist's mit dem Büblein!«
So schrie die Bäuerin wie außer sich.
Und Käthe, als sie hocherregt die Haustüre aufriß, gewahrte dicht vor sich, eine hohe, vermummte Frauengestalt, fühlte, wie ihr ein in ein Tuch gewickelter, zappelnder Gegenstand hastig in die Arme gedrückt wurde, vernahm das Geräusch eines leidenschaftlichen Kusses, der von dem Kind mit einem wimmernden Aufschrei beantwortet wurde – dies alles vollzog sich so schnell, so schnell! Und ehe des Torschmieds sonst so tapfere Frau vor Überraschung nur eines Wortes, einer Bewegung mächtig geworden, war die Vermummte verschwunden, im dicht gewordenen Nebel hör- und spurlos verschwunden. Doch nein, ein leises, huschendes Geräusch, den Hang abwärts...
In die Stube zurückeilen, das zappelnde, schreiende Kind der Mutter darreichen, dann wieder hinausstürzen, das war, für Käthe, das Werk eines Augenblicks. »Lonny!« rief sie aus Leibeskräften, »Lonny, so kehr doch ein, ich bitt' dich, bitt' dich, um Gotteswillen!«
Sie horchte. Keine Antwort. Vom Lugispitz herunter vernahm man das heisere Aufkrächzen eines Ohrenkauzes, vom Städtchen her feierliches Glockengeläute, die Gläubigen zur frommen Christmesse rufend. Sonst kein Laut fern und nah, von der Entflohenen weder Zeichen noch Spur.
Von unbestimmter Angst erfüllt eilte nun auch Käthe den Hang hinunter, lief bis an die Landstraße; ein kalter Nebelstrom empfing, umfing sie. Sie horchte gespannt nach rechts und links, rief noch einmal mit lauter, zärtlicher, flehender



Stimme: »Lonny, unsere Lonny, so komm doch her! Ich bin's, deine Schwägerin Käthe!«
Vergebliches Horchen, vergebliches Rufen!
Am Seegestade, im Zackenhofnachen, saß der »Fischerköbel«. Die Witterung war milde geworden, warum sollte er es nicht noch einmal mit dem Felchenfang versuchen? Am sonnigen Nachmittag hatte er die Strandnetze ausgestellt; nun war er gekommen – es geschah freilich zu sehr ungewöhnlicher Stunde, aber in der Torschenke war es am Abend so ausnehmend fröhlich zugegangen, man hatte so viel zu reden und zu lachen gehabt über die Begebenheit mit der Zackenhofvagantin, daß es fast unmöglich gewesen, sich von der gemütlichen Gesellschaft zu trennen... Also war der »Fischerköbel« erst jetzt gekommen, um die Netze einzuziehen und sich nach dem Fang umzusehen. Doch plötzlich hielt er in seinem Beginnen erschrocken inne, ihm schien, leichte, nahende, fliegende Schritte näherten sich, die Seewiese herunter. Der dichte Nebel aber verbarg ihm jede Aussicht, man konnte nur zehn Schritte weit sehen...
»Fried, ich komme!«
So rief's ganz in seiner Nähe, aus weiblichem Mund. Und ganz in der Nähe vernahm er einen Sprung ins Wasser.
Weißliche leuchtende Kreise schlugen leise plätschernd an die Planken des Kahnes, schwächer und schwächer. Dann wurde es auf einmal still.
Der »Fischerköbel« hatte vor Schrecken das Netz mit den darin zappelnden Fischen fahren lassen, vor Schrecken sprang er aus dem Nachen, lief eiligst auf und davon.
Vom Himmel aber fuhr ein Stern sprühend hernieder in den See – wollte er den beiden jungen, toten Gatten leuchten zur ewigen, unzertrennlichen, seligen Vereinigung?



Der Gunzger Hans

Kannten Sie den Gunzger Hans? Nein, kaum! Denn erstens war Hans weder ein berühmter noch ein berüchtigter Mann; vielmehr lebten er und seine Anny in engbegrenztem Kreise ihr stilles, glückliches Leben. Und zweitens liegen beide schon seit Jahrzehnten in kühler Erde, draußen auf dem lindenbeschatteten Kirchhof in demselben Grab: Das eiserne Kreuzlein auf ihrem gemeinsamen Leichenstein steht bereits ordentlich schief, die Inschrift des Täfelchens ist von Wind und Wetter vollständig unleserlich geworden, und keines teuern Anverwandten Hand wehrt dem Unkraut, das den niedrigen Grabhügel überwuchert. Auch gedenkt wohl niemand mehr ihrer, als etwa diese oder jene ältliche Hausfrau, wenn sie ihre Tochter belehrt: Dieser große weiße Linnenkorb oder jenes zierliche Marktkörbchen stammt noch vom Gunzger Hans – Gott habe ihn selig! So trefflich wie er schafft heute kein Körber mehr; sie sind allesamt Pfuscher geworden! Es waren grundbrave Leute, er und seine Anny, taten niemand etwas zuleid und mußten gleichwohl auf solch traurige Weise diese Welt verlassen!
Ja, eine grundehrliche Haut war dieser unser Hans zu nennen, und bei näherer Bekanntschaft mußte man ihn auch seiner andern Tugenden und besondern Eigenschaften wegen unwillkürlich achten und lieben lernen. Ach, wie oft saß ich als junger Knabe zu des breitschultrigen Mannes Füßen und schaute neugierig und bewundernd den breiten schwieligen Händen zu, wie sie so geschickt und fleißig Körbe flochten oder Wannen und Rytern (Getreidesiebe) flickten. Ich lauschte voller Lust seinen Erzählungen oder denjenigen des alten Nazi. Erzählen tat jedoch der Hans nur, wenn ich

mich dazu bequemte, Weidenruten zu reinigen oder zu schälen; oder wenn seine Anny nicht anwesend war. Denn in der Regel führte sie das Wort, und der Mann hatte gelernt, zur rechten Zeit zu schweigen. Dadurch sicherte er sich während der ganzen Dauer seines ehelichen Lebens den vollkommensten Hausfrieden. Nur einmal, meines Wissens, bäumte sich seine Gattenwürde gegen die Autorität seiner zartern Hälfte auf. Das geschah damals, als sie ihm, des eingetretenen Tabakaufschlages wegen, das Rauchen ein bißchen einschränken wollte, obgleich es den beiden Leutchen zu jener Zeit doch nicht an hinreichendem Auskommen mangelte. Da richtete sich aber Hans in seiner ganzen mächtigen Größe von der Werkbank auf und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme: Man schlage mich tot, ich frage nichts darnach, habe ich doch auf dieser Welt wenig oder nichts zu verlieren! Doch mein Pfeifchen Tabak und dann und wann ein Gläschen laß ich mir halt nicht nehmen, daß du es nur weißt! – Und seine Frau war klug und gutmütig genug, ihr Ansinnen sogleich zurückzuziehen ... Eigentlich aber hätte ich diesen kleinen, ehelichen Zwischenfall der chronologischen Ordnung wegen an einer andern Stelle erwähnen sollen.
Es war grimme Winterszeit, und selbst die Fenster unserer Schulstube vermochten trotz des geheizten Kachelofens nicht mehr völlig aufzutauen. Um so mehr staunte ich, den Nachbar Gunzger Hans oft stundenlang im offenen Schuppen und mit nackten Händen Weidenruten sortieren zu sehen. Mich wunderte, wie er solches bei der großen Kälte nur aushalten konnte.
Er aber bemerkte mir, darüber befragt: Handschuhe hab ich zeitlebens noch keine getragen, mein Junge! Ich bin eben gegen Frost und Kälte sehr frühzeitig gestählt worden. Soll ich es dir erzählen, wie das zugegangen ist?

Nun, so paß hübsch auf, Kleiner, daß du es nicht vergißt!
»Ich war leider – ich brauche kein Hehl daraus zu machen, da ja die ältern Dorfleute alle drum wissen – ein uneheliches Kind. Meine Mutter habe ich nie recht gekannt, da sie frühzeitig an Siechtum dahingestorben ist, in Gunzgen, wo ich mein Bürgerrecht besitze. Der Tod war für meine Mutter eine Wohltat, da ja doch nur große Armut und die Verachtung der frommen, tugendhaften Mitmenschen ihr Los gewesen wäre.
Wie es so Sitte ist bei der ärmern Klasse, sorgte meine Großmutter dafür, daß ich möglichst reiche Gevattersleute erhalten sollte. – Ich brauche sie dir nicht zu nennen, weil auch sie längst im Grabe ruhen ... Der Boden war an jenem Dezembertag ellenhoch mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, weshalb mein Pate Großbauer den Schlitten hervorzog und einen Gaul davor spannte, um die »hübsche Gotte«[1], die Hebamme und mich kleinen Schreihals nach dem Pfarrdorfe Kappel zu fahren. Und nachdem der Geistliche mich jungen Heiden in einen christlichen Hans umgewandelt hatte, zog die kleine Gesellschaft, wie es bei Tauffesten so Brauch ist, in das nahe Wirtshaus hinüber, um sich zu erwärmen. Der Götti ließ Weiß- und Rotwein, Braten und Backwerk auftragen, denn die Gotte war eine gar lustige und wirklich hübsche. Sie taten sich sehr gütlich bis in den frühen tiefen Abend hinein, bis dann doch endlich aufgebrochen wurde. Die beiden Patenleute befanden sich auf dem vordern Schlittensitze, die Hebamme mit mir, dem schlafenden Würmchen, auf dem hintern. Man fror längst nicht mehr. Um mit der hübschen Gotte an seiner Seite gemütlicher plauschen zu können, fuhr der Götti nur langsam dahin,

[1] Taufpatin.

dem nahen Heimatsdörfchen zu. Vor Großmutters Häuschen angekommen, wurde ausgestiegen. Bloß die Hebamme tat es nicht, sie hatte den Kopf gesenkt und war fest eingeschlafen. Das Flaumdeckchen, in welches der Täufling eingehüllt war, hielt sie freilich fest in den Armen. Das Kind selbst aber fehlte darin, war hinausgeschlüpft, verloren. – Hat man je so etwas gehört? Den Täufling verloren bei stockfinsterer Nacht und der herrschenden heftigen Kälte! Großmutter fing an zu jammern und schreien, so daß die Nachbarn neugierig herbeieilten. Mein armes Mütterchen fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, wollte sie trotz ihrer großen Schwäche zur Rettung ihres Kindes davoneilen. Sie mußte mit Gewalt davon abgehalten werden – es soll zum Erbarmen gewesen sein! Die Hebamme wußte weder Auskunft, noch Hilfe. Drum machten sich meine Großmutter samt der Gotte und des Lunzis Hans mit der Laterne auf die Suche, den Weg zurück nach Kappel. Der Schnee reichte ihnen bis zum Strumpfband hinauf. Sie leuchteten und spähten aufmerksam nach links und rechts. Andere Leute, die von dem seltsamen Vorfalle Kenntnis erhalten hatten, eilten ihnen nach, um bei dem Rettungswerke ebenfalls redlich mitzuwirken. Endlich als die Gesellschaft bis in die Nähe des Pfarrdorfes gelangt war, glaubten einige ein schwaches Wimmern und Schreien zu vernehmen, und richtig, dort am Straßenbord, tief im Schnee, lag das kleine Hänschen, bloß mit einem kurzen Jäckchen bekleidet und dem Tauftüchlein auf dem Näschen. Und es befand sich noch am Leben, das bewies ja das Schreien... Nachher sagten die Leute: Da sieht man! Ein Kind reicher Eltern hätte an seiner Stelle unfehlbar erfrieren müssen; solch' arme unehliche Geschöpflein aber kommen allzeit davon!
»Jenem Spasse«, meinte Hans, »hab ich es wohl zu danken, daß die Kälte mir seitdem nichts anzuhaben vermag.« –

Nach und nach erzählte er mir seine fernere Jugendgeschichte.
Als seine Mutter wenige Wochen nach ihrer Niederkunft starb, blieb Hänschen noch eine Weile in der Pflege seiner Großmutter, welche selbst so arm wie eine Kirchenmaus war.
Nachdem auch jene gestorben war, kamen Gemeindeammann und Seckelmeister. Sie schrieben alles auf, im Stübchen und in der Küche, nur das Waisenbüblein nicht, weil es nicht zu verwerten sei. Vielmehr sprach der Seckelmeister: Wäre der Kleine doch auch mitgestorben! Der wird nur der Armenkasse neue Unkosten verursachen!
Meine reiche und wohltätige Gotte aber, erzählte Hans weiter, wollte es nicht zugeben, daß ich verdungen, bei fremden unbarmherzigen Leuten herumgeschupft werden sollte. Sie nahm mich, das ungefähr vier Jahr alte Waisenbüblein, in ihr Haus auf. Sie wusch und kämmte mich eigenhändig, suchte unter den von ihren eigenen Kindern abgelegten Kleidchen einen passenden, währhaften Anzug für mich aus, behandelte mich gleich einer Mutter. – Möge der liebe Gott es ihr im Himmel lohnen! Sie lehrte mich beten und allerhand leichte Dienstleistungen verrichten, gebrauchte mich zu kleinen Botengängen zu Krämer, Salzmann usw. Und sie behandelte mich, als wär ich ihr eigen Kind. Wollte ihr Mann deswegen manchmal ein schief Maul schneiden, fertigte sie ihn mit den Worten ab: Was wir an diesem armen Kleinen tun – es ist ja Gotteslohn dabei, Lunzi und hoffentlich auch Gottes Segen. Drum hör auf zu brummen!
Und als die Gute eines Morgens nicht mehr erwachte, weil sie vom Tode urplötzlich abberufen worden war, welch ein Wehklagen im Hause, welche tiefe Trauer bei sämtlichen nahen Anverwandten! Weil die andern weinten, weinte ich ebenfalls laut mit, obgleich ich noch außerstande war, den

Verlust, der mich selbst betroffen, mich am allerhärtesten, zu würdigen und zu begreifen.
Wenige Tage nach dem Begräbnis aber fingen die verheirateten Kinder der Verstorbenen an zu zanken und zu streiten wegen des Erbes, da trotz des bedeutenden Reichtums ein jedes zu kurz zu kommen vermeinte.

II.

Darauf wurde Hänschen doch verdingt, ward einer in Mahren wohnenden entfernten, mittellosen Verwandten gegen ein minimes Spendgeld zur Pflege übergeben.
Dort mußte ich, erzählte der Mann, tagtäglich die Ziegen hüten oder in den steilen Bergwald hinauf Leseholz und Tannzapfen sammeln gehen bei Regen wie bei Sonnenschein, barfuß in zerrissenen Höschen. Und Schläge kriegte ich mehr denn Brot und kein gutes Wort, jahraus und ein. Die Base pflegte für reiche Leute fromme Wallfahrten zu verrichten, nach Maria Einsiedeln, Werthenstein und andern Ablaßorten. Da war ich denn oft wochenlang allein mit dem alten, kränkelnden, übellaunigen Manne, der fortwährend zu Bette lag oder auf der Ofenbank herumrutschte. Hunger mußte ich leiden gleich einem jungen Hunde. Die Schule konnte ich höchst selten besuchen, zur Sommerszeit nicht wegen der mir obliegenden Arbeiten, im Winter nicht, weil mir die Schuhe mangelten. Während der Nacht hörte ich allezeit den gliedsüchtigen, alten Mann jammern und stöhnen, so daß ich mich oft arg fürchtete und gern die Decke über die Ohren gezogen hätte, wäre ich im Besitz einer solchen gewesen.
Zu selbiger Zeit kam die Kunde: Die Franzosen sind ins Land einmarschiert. Zu uns herauf kam keiner. Was hätten die

fremden Soldaten in der entlegenen, armütigen Berghütte suchen wollen? Freilich drang das Trommeln und Lärmen bis zu uns herauf. Und einmal bekam ich zwei der als furchtbar verschrieenen Krieger sogar mit eigenen Augen zu sehen, drunten bei des Hechlers, wo sie mit den Mädchen laut welschten und munter schäkerten.
Zu Ostern starb der Alte. – Und nach kaum Dreiviertel Jahren hatte meine Pflegmutter schon wieder einen Mann erobert, der bei uns sofort seinen Einzug hielt, ein Pechbrenner, von Kienberg gebürtig. Das war kein Freiner.[1] Er schlug mich wegen geringster Veranlaßung oder auch ganz ohne eine solche auf unvernünftige Weise. – Was mich einigermaßen tröstete: Er ließ seine liebe Frau die nämliche zärtliche Behandlungsweise erfahren. Das war die wohlverdiente Strafe dafür, daß sie ihren ersten seligen Mann so sehr geplagt und verachtet hatte.
Meine hauptsächliche Beschäftigung bestand nunmehr darin, Kienholz aus den föhrenen Wurzelstöcken herauszuhauen und nach Hause zu bringen, beinahe Tag und Nacht. Dabei mußte ich Lasten tragen schier über mein Vermögen, oft stundenweit, mit hungrigem Bauch und wunden Füßen, bergauf und -ab, durch Gestrüpp und Dornen, welche mir Gesicht und Hände zerrissen. Das war eine böse, harte Zeit für mich, kaum auszuhalten.
Dabei mußte ich die Wahrnehmung machen, daß der neue Ehemann meiner Base neben dem Pechbrennen auch noch ein anderes Gewerbe trieb, daß er heimlich stahl wie ein Ratz. Voller Entsetzen fragte ich mich: Gibt es denn keinen Teufel, wie doch die Leute behaupten wollen? Und der Teufel kam wirklich – zwar nicht mit Hörnern auf dem Kopfe und einem langen, dünnen Schwanze, wie er auf den Bildern gemalt ist;

[1] Gutmütiger.

aber es war doch einer. Das trug sich folgendermaßen zu: Eines Tages früh vier Uhr ging ich pflichtgemäß wieder in den Bergwald hinauf und hatte nichts zu essen als ein Stücklein hartes, schimmliges Brot. Und ich wußte: Zu Hause fressen und saufen sie und arbeiten wenig oder gar nichts. Um etwa 4 Uhr nachmittags stieg ich wieder den Berg hinab mit einem schweren Sacke Kienholz auf dem Rücken, und vor Hunger und Müdigkeit sank ich beinahe zusammen. Da als ich zum Wald hinaus trat, kaum tausend Schritte von unserm Häuschen entfernt, kam plötzlich ein grimmiger Polizeier aus dem Busch heraus, und befahl mir mit barscher Stimme: Heda Junge, halt! – Ich erschrak gar sehr, fürchtete, er werde mich festnehmen wollen, obwohl ich mir keines Vergehens bewußt war, als daß ich Tag für Tag schrecklich Hunger leiden mußte.
Der Polizeimann forschte mich aus: Bist du der Verdingbub bei dem Pechbrenner da drunten?
Ja!
Gut, sagt er. Jetzt noch was: Habt ihr kürzlich nicht Schweinefleisch ins Haus gekriegt – von einem Schweinlein, das zu Wisen drüben aus einem Pferch gestohlen worden ist, wie? Gesteh' es, ansonst du ebenfalls mit ins Loch wandern mußt! – Dabei glotzte er mich an, als wollte er mich durch und durch schauen. Ich spürte den Blick bis in die Seele hinein. Da warf ich die Last Kien auf den Boden hin und beichtete alles, was ich wußte: Ja, es ist wahr, wir haben Speck im Haus und Schinken und Ripplein und allerhand Fleischiges. Doch ich selbst habe nichts davon gekriegt, nicht einmal das Schwänzlein zu benagen. Die beiden Alten verzehren alles allein im verschlossenen Stübchen. Nun wißt ihr's! – Schon gut, sagte der Landjäger, schon gut! und ging. Ich aber schwang den Sack Kienholz rasch wieder auf die Schulter, lief damit auf Umwegen, um von meinen Pflegeeltern nicht

gesehen zu werden. Auf der Hinterseite unsres Häuschens lud ich den Kien samt Beil ab und horchte: Nichts regte sich in der Hütte. Die beiden Alten schlafen, liegen der Verdauung ob, dachte ich. Wartet nur, es wird schon einer kommen und euch aufwecken; wenn es Zeit ist! – Drauf schlüpfte ich so sachte und geräuschlos als möglich zum offenstehenden Kammerfensterchen hinein und raffte hurtig meine wenigen Kleidungsstücke zusammen. Ich vergaß auch nicht den von meiner sel. Gotte geschenkten Rosenkranz einzustecken. Auf die nämliche Art machte ich mich wieder von dannen und lief den Hang hinauf nach dem Bergwald hin. Denn, wenn mein Meister vernimmt, daß ich ihm aus der Schule geschwatzt, wird er mich, wenn er meiner habhaft werden könnte, unfehlbar halb totschlagen oder gar vollends tot! dachte ich. Und länger hätte ich bei diesen Leuten ohnehin nicht verbleiben können, kein Hund hielte es ja so aus!
Nun aber wohin? Was anfangen? Keine Heimat, keinen bekannten guten Menschen auf Erden, nicht einen Kreuzer Geld in der Tasche! Und bereits fängt es an, Abend zu werden. Sollte ich nach Gunzgen hinauf wandern, zum Waisenvogt gehen? Nein, der wäre imstande und führte mich mit Gewalt wieder zum Pechbrenner zurück, welcher dann mit mir verfahren würde wie mit dem gestohlenen Schwein. Nein, lieber fortlaufen bis ans Ende der Welt, unter wildfremde Menschen! – Ich lief durch den Wald, immer vorwärts, ohne zu wissen oder zu überlegen wohin, über Stock und Stein, durch hohe Schläge und niedriges, dorniges Gestrüpp, so eilig ich laufen mochte, stets fürchtend, der schreckliche Mann, der Pechbrenner, fasse mich bei den Ohren. Ich gelangte zum Wald hinaus auf eine Bergweide, gerade als die Sonne unterging. Vor mir sah ich eine Heuhütte, schlüpfte hinein, deckte mich mit Heu zu, lauschte und betete voll Inbrunst zum lieben Gott, daß er mich retten

möge. Vor übergroßer Müdigkeit schlief ich bald ein. Mir träumte mancherlei, Gutes und Böses. Der Pechbrenner stand plötzlich vor mir und schaute mich fürchterlich an. Er wetzte sein langes Messer, während seine Frau eine Tanse siedendes Wasser bereithielt, um mich zu brühen: Ich wollte fortspringen, vermochte jedoch kein Glied zu rühren. Da fing ich an zu schreien und Hilfe und Mordio zu rufen und erwachte. Die Morgensonne schien zu einer Dachlucke herein, hell und lieblich, und kein Schlächter war zu sehen. Von der Bergweide her aber drang Herdengeklingel an mein Ohr, so munter und lustig, als wäre nichts passiert auf der Welt. Ich kroch vorsichtig hervor. Kein Mensch war zu sehen weit und breit. Ich zog die Heuhalme aus meinem langen, wirren Kopfhaar, sowie die Dornen aus den wunden Füßen und marschierte weiter ohne Rat und Ziel. Nach wenigen hundert Schritten gelangte ich zu einem in einer Bergsenkung gelegenen Sennhause. Der Hofhund bellte wie besessen, doch der in meinen Eingeweiden zehrende Hunger verlieh mir Courage. Ich ging auf die Haustüre zu, pochte an und bat um etwas zu essen. – Wissen diese Leute vielleicht schon, was ich gegen den Pechbrenner ausgesagt, fragte ich mich voller Bangen. Ich bekannte der Wahrheit gemäß, daß ich ein armer Gunzgerbub sei, worauf die dicke Sennerin mir einen mächtigen Napf Ziegermilch vorsetzte nebst einem Stück Weißbrot. Da aß ich, ich glaube, mein Lebtag hatte mir noch nichts so gut gemundet. Nachdem ich alles ausgeputzt und auch noch den Napf ausgeleckt und meinen schuldigen Dank abgestattet hatte, zog ich weiter, immer der Nase nach, die Berghöhe entlang. Ich hatte mich wieder einmal recht satt gegessen und das hob meinen Mut. Einige Bergleute begegneten mir rauh und abweisend, andere äußerten ihr Mitleid mit dem armen vagabundierenden Waisenknaben und reichten mir zu essen. Am zweiten Tage gelangte ich auf

den »Fasiswald«, einem fruchtbaren Senngute in der Gemarkung Hägendorf. Und die Hauptsache: ich fand dort den gewünschten Einstand.
Höre, Junge, dort auf dem Fasiswald, in den paar ersten Tagen meiner Aufnahme in jenem Sennhaus, erhielt ich einen ungefähren Begriff von dem Empfinden einer armen Seele, wenn sie aus dem Fegfeuer erlöst und in den Himmel versetzt wird. Zwar hat man weder mir zu Ehren Kränze gewunden, noch ein Gastmahl hergerichtet, o nein!«
Doch bedeutete mir der Bergsenn: »Hier hast du ein Paar fast noch neue währschafte Schuhe, von unserm seligen Dursli. Dies da ist der linke Schuh und jenes dort der rechte. – Du wirst doch hoffentlich wissen, welches der linke und rechte Fuß ist, wie? Hier ist ein Paar Hosen, wenn auch nicht mehr neu, taugen sie doch tausendmal mehr, als deine schmählich zerrissenen, die ja vielerorts die nackte Haut hervorlassen. Bist du etwa bei den Wilden aufgewachsen, Kleiner? Jedenfalls Christen waren das nicht, sonst würden sie dich nicht so erbärmlich elend und halbnackt herumlaufen lassen!« – Seiner Frau befahl er: »Gib ihm ein frisches Hemd, Mutter, ein starkes hanfenes, sowie auch Strümpfe« – Das Hemd, das ich ablegte, erfaßte die Frau Meisterin mit zwei Fingerspitzen, und warf es in die Dachtraufe. Und es kamen die Hühner und pickten emsig daran herum... Das erste Mal in meinem Leben konnte ich mich in ein großes, sauberes Bett legen und ordentlich ausstrecken. Ich hatte genügend zu essen, Brot, Haferbrei, Milchsuppe, Bohnenmus und Ziegermilch mit Nidel[1] dran, und Klösse und Briesch. Am Sonntag gab es Speck mit gedörrten Birnen – mich dünkte damals, kein Fürst könnte ein besseres Leben führen, ja nicht einmal der gnädige Bischof, rein unmöglich!

[1] Frische Sahne.

Dafür mußte ich das Vieh füttern und melken lernen, dreschen und holzhacken, mähen und heuen. Arbeit gab es schier ohne Unterbruch von morgens früh bis in den späten Abend hinein. Doch bei der guten Kost tat mir das nichts, vielmehr wuchs ich wie ein Rohr und wurde stark weit über mein Alter. Ja, als ich die erste hl. Kommunion empfing, ragte ich bereits um Kopfeslänge über den Sigrist[1] empor, von den übrigen Knaben gar nicht zu schwatzen.
Aber eben der Beicht- und Kommunionunterricht verursachten mir mehr Mühe, als manchem Großbauern das Heuen, Ernten und Dreschen. Das kam daher, daß ich niemals die Schule hatte besuchen können und nicht lesen gelernt hatte. Da mußte ich mich denn des Feierabends, sowie an den Sonntagnachmittagen vor Else, des Sennen gelehrtes Töchterlein, hinsetzen, welches mir all' die Sprüchlein und Gebetlein langsam vorlas, die ich nachsagen und auswendig lernen mußte, Satz für Satz. Ich schwitzte dabei wie ein Bär. Manchmal lachte das Mädchen gleich einem Närrchen, so daß ich darob böse wurde. Dann aber fing es mir an zu schmeicheln und guckte mich mit seinen glänzenden Braunäuglein so freundlich an, daß mir dabei ganz wirr im Kopfe wurde. Ich wußte nicht mehr, wo wir stehen geblieben, was zur Folge hatte, daß es mich mit dem Büchlein auf die Backe schlug und mir vorwarf: »Heute bist du wieder einmal ein recht dummer Hans! Wir müssen nun wieder von vorne anfangen...« Doch nicht nachlassen, gewinnt. Nachdem ich vor dem Pfarrherrn meine Sprüchlein und Gebetlein mutig aufgesagt hatte, lobte er mich: »Recht so, Hans, ich dachte nicht, daß du es so weit bringen würdest!« – Er schenkte mir ein großes Glas Wein ein und legte einen mächtigen Bissen Semmelbrot hinzu. Und am Ostermontag

[1] Kirchendiener.

dünkte mich, ich sei schöner und kostbarer gekleidet, als der König von Frankreich: funkelneue weiß trocklederne Halbstiefel, ein neues hübsch geplättetes Hemd, samt dem neuen Halbwollenkittel mit blanken Messingknöpfen dran und die schwarztüchene Tellerkappe auf dem Kopf. Auch Else kam mit zur Kirche desgleichen ihre Mutter. Und nachdem die Kirche aus war, führte mich die Meisterin ins nahe Wirtshaus zu Wein und Kuchen. Und der Pfarrherr schenkte mir einen großen schönen Helgen[1]. Beim Nachhausegehen den Berg hinauf, sang und jauchzte ich in einemfort aus lauter Herzensfreude wie ich eine größere und reinere keine mehr genossen und ähnliche nicht mehr genießen werde mein Leben lang.

III.

Zwei Jahre noch verblieb unser Hans auf dem Fasiswaldgut.

Ich wurde groß und stark, erzählte er, stark schier gleich einem jungen Stier. Und mit einem solchen habe ich mich einmal wirkich gemessen; es blieb mir keine andere Wahl... Wir molken zu jener Sommerszeit eine solche Menge Milch, kaum zu fassen. Daher sollte ich zum benachbarten Rumpelsennen hinübergehen, um uns eine Anzahl Gebsen[2] leihen zu lassen. Wie ich aber mit der Krätze auf dem Buckel wieder den Heimweg antrat, zunächst über des Nachbarn Viehweide, hörte ich den Muni[3] schon von weitem seinen zornigen Sang ausstoßen. Ich sah ihn seine Herde verlassen und

[1] Heiligenbild in Buntdruck.
[2] Hölzerne Milchgeschirre.
[3] Wucherstier.

auf mich zukommen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, den Kopf gesenkt und heftig scharrend, stampfend und geifernd. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Nun Vogel friß oder stirb, dachte ich, nun ist der Teufel nicht mehr weit! – Ich stellte hurtig meine mit Gebsen gefüllte Krätze ab und kauerte dahinter auf den Boden. Rätsch! erscholl es eine Minute später. Die Krätze flog hoch in die Luft. Es war einerseits zum Lachen. Jetzt! dachte ich, und packte mit der einen Hand den Stier beim Horn, mit der andern griff ich ihm in die Nasenlöcher. Das kam ihm augenscheinlich höchst unerwartet; er wollte mich stoßen, niederwerfen, glitt jedoch mit dem hintern Bein in eine nasse Vertiefung zurück. Den Vorteil gewahrend, biete ich meine ganze Kraft auf, strenge den letzten Nerv an im Leibe und drehe dem wütenden Stier das Haupt gewaltsam um – wutsch! Da liegt er auf dem Rücken. Ich aber lasse ihn nicht los, knie ihm auf den Hals. Er schlägt mit allen Vieren verzweifelt aus, stöhnt und hürnt, daß es droben bei den Rumpelsennen hörbar wird. Er sucht mit seinen Hörnerspitzen meine Rippen zu bearbeiten. Ich wehre es ihm nach Kräften, und obwohl ihm dieses mehrmals gelingt und ich schmerzlich zusammenzucke, lasse ich ihn doch nicht los. Das Tier blutet aus Mund und Nase, verdreht die Augen und brüllt, es ist ein Graus. Ich selbst zittere vor Anstrengung am ganzen Leibe. Gleichwohl halte ich aus, bis Burschen mir vom Rumpelsennhause her zu Hilfe kommen, mit Bengeln und Dreschflegeln bewaffnet... Und noch lange erzählte man sich auf den Bergen von dem Kampfe, den ich bestanden, und mein Meister sagte: »So?, bist du denn ein solch Starker geworden? Ich werde dich also nicht mehr kläpfen dürfen!« meinte er lächelnd.

Nein, er kläpfte mich nicht mehr, der gute Meister! Selbigen Sommer trat unter unserm Viehstand der schreckliche Milz-

brand auf. Das war ein Elend! Es kam der Kreistierarzt samt der Polizei. Das Vieh wurde niedergestochen und in die Grube geworfen, alles bis auf den letzten Schwanz, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhüten. Achtzehn Milchkühe und sieben Rinder, alle lotfett, obwohl bloß zwei Stück erkrankt waren! Als sie die Spießkuh und den Schäck niederschlugen, ward mir ganz schwarz vor den Augen. Ich mußte helle Tränen weinen, so sehr reute und dauerte mich das gute, liebe Vieh – es war zum Erbarmen. Der Meister tat sich denn auch schier hintersinnen. Er kam in eine wahre Wut; man mußte ihn mit Gewalt in die Stube einschließen, wo er alsfort rief: »Es ist nicht wahr! Es ist durchaus nicht der Milzbrand! – Mörder und Diebe sind es, die mich mit Fleiß zu Grund richten wollen!« – Heimlich kochte er Fleisch von den abgetanen kranken Kühen und aß davon trotz allen Abwehrens der Meisterin. Und drei Tage darauf war er eine Leiche, mit großen dunkeln Flecken am ganzen Leib. Die Meisterin tat wie verzweifelt. Das war ein Miserere[1] im Hause; ich vergesse es mein Lebtag nimmer.
Vieh durften wir uns selbigen Herbst keines mehr anschaffen. Die Meisterin fing an zu kränkeln und ihre Kinder, zumal die Buben, waren noch unerwachsen. Da beschloß sie, ihr Gut zu verpachten und sich mit ihrer Familie in das Wohnstöcklein hinter dem Hause zurückzuziehen. Else sollte ein Jährlein nach Olten zu ihrem Onkel gehen, wo sie noch viel lernen könne im Haushalt. Zu mir sagte sie: »Und du, Hans – du dauerst und reust mich, doch ist es nicht anders zu machen; du mußt dir einen andern Platz suchen. Du bist groß und stark; es wird dir ein Leichtes sein ...«
Wie schwer wurde mir der Abschied von den guten Leuten, von dem mir so lieb gewordenen Hause, so überaus schwer!

[1] Elend.

Doch meines Bleibens war halt dort nicht mehr, das sah ich selbst ein. Das Senngut war ja in Lehen gegeben, und – die Else zog fort nach Olten ... Solch einfältige Gedanken gingen mir armem jungen Burschen dúrch den Kopf!
Schon am folgenden Tage hatte ich wieder einen Platz gefunden drunten in Wangen bei einem Bauern. Fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn nebst einem neuen Paar Schuhe, so lautete das Verding. Doch das war ein Schindbauer, wie es wohl keinen ärgern gab vom Rhein bis zum Bielersee. Am frühesten dunkeln Morgen schon hinaus ins Feld an die Arbeit, zur Nachtzeit erst nach Hause, wo dann noch gefüttert und gemolken werden mußte! Den ganzen lieben langen Tag werchen müssen wie ein Gaul und dazu die schmale, rauhe Kost! Droben im Fasiswald, dachte ich oft, kriegtens die Schweine fast reinlicher und besser, als hier dem Werkvolk aufgetragen wird. Jede Woche hatten wir sechs Fasttage.
Einstmals an einem Dienstag sagte bei Tisch die Dienstmagd zu mir in spaßhaftem Ton: »Na, Hans, so nimm dir doch Speck, schneid' ab!« – Und der Teufel stupfte mich. Ich nahm eine faustgroße, gesottene Weißrübe aus dem Becken, fing sie an zu zerschneiden und den Buben an meiner Seite auszuteilen, als wäre es wirklich Fleisch. Da hättest du aber den Blick der Meisterin sehen sollen. Sieben solcher würden ein Roß getötet haben! Doch am folgenden Tage erschien zu unserm Erstaunen wirklich Speck auf dem Mittagstisch, doch in solch winzigen Portiönchen, daß das Dienstmädchen wiederum witzelte: »Hans, schließ das Fenster, sonst kann es der Wind forttragen!« Und wie unreinlich die Kinder aussahen, und die Küchenschürze der Meisterin! Der Schmutz allerorten ist gar nicht zu beschreiben, so daß einem manchmal der Appetit stillstand, und das will doch an einem solchen Hungerorte viel sagen, nicht wahr? Streute ich den Ochsen Heu in die Raufe, so zog der Meister, den größten Teil davon

wieder heraus, weil ihn das Futter reute. Drum sahen die armen Tiere so traurig mager aus, nichts als Haut und Knochen, sowie die ellenlangen Hörner am Kopfe, den sie kaum zu tragen die Kraft hatten. – Zur Winterszeit, nachdem ringsum Feierabend herrschte, mußte ich bei elendem Laternenschein noch in der kalten Tenne Getreide putzen, Besen binden oder Garbenbänder knüpfen bis in die tiefe Nacht hinein. – Doch schließlich hat alles auch sein Ende, sogar ein elendes Knechtejahr. Als ich fortging, rechnete mir der Schindbauer von meinem Lohnguthaben ein handgroßes Stück Zwillich ab, mit welchem ich einmal meine Stallhosen geflickt hatte, sowie die dazu verwendeten zwei Nähtlinge rohen Faden. Auch einen Mistgabelstiel sollte ich ihm zerbrochen haben...

IV.

Von dort kam ich in die Mühle zu Rickenbach und zwar als Viehknecht. Potz Harnisch, da war ein ganz anderes Leben, wie tat ich die Augen auf! Welch' ein geschäftiges Treiben in der Mühle, im Scheunenhof, in der Scheune, angefüllt mit glänzenden Rossen, Kühen und Rindern, auf dem Felde, allüberall! Hier hieß es ebenfalls wacker arbeiten. Dabei kriegte man aber zu essen und zu trinken, im Vergleich zu dem Wangner Schindbauern die wahre Herrenkost. Hier war es eine Freude, das Vieh zu füttern. Da wurde nicht abgezirkelt und gespart. Kleie und Mehlstaub konnte ich für meine Tiere in der Mühle drüben holen gehen, täglich mehrere große Kübel voll. Wobei ich freilich oft von anwesenden Mühlkunden die hämische Bemerkung hören mußte: »Gelt, das ist uns Bauern weggemaust worden von unserm Getreid?« – In den Ställen sah es proprer aus, als bei

dem Wangner Bauern in der Wohnstube... Der Müller selbst war ein guter Mann, bloß pflegte er ein bisschen zu mämmeln, so daß man ihm oftmals, besonders gegen Abend, ein ordentliches Räuschchen anmerken konnte. Und noch eines war nicht, wie es hätte sein sollen: Die Knechte durften zur Nachtszeit ein- und ausgehen, so oft und spät sie wollten, weil in diesem Punkt eben keine Aufsicht geführt wurde. Der Fuhrknecht z. B. war in der Woche kaum zwei Nächte in unserer gemeinsamen Schlafkammer zu treffen.
Es war im Jahre 1814. Am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes rückten die Kaiserlichen[1] ins Land. Die Witterung war so sonnig und mild, wie sonst zur Märzen- oder Frühherbstzeit. Das hättest du sehen sollen, Junge, wie das von Olten herauf dunkeln Riesenschlangen gleich daher gewälzt kam fast ohne Aufhören: Fußvolk, schweres Geschütz, Husaren, Dragoner und reitende Harnischmänner, »Karessierreiter« genannt, und Grenadiere unabsehbar, zugleich aber grob und unverschämt, einige auch unreinlich und übelriechend! Die erste Nacht erhielt der Müller fünfzig Mann ins Quartier, samt einem Dutzend Roßen. Du kannst dir denken, wie das lärmte in Haus und Scheune. Zudem redeten sie ganz fremdländisch und unverständlich, die Schwaben, Russen und Polaken und die Ungrischen mit ihren langen, schmutzigen Schnauzbärten. Und welchen Appetit sie mitbrachten, behüt' uns Gott! Nein, solche Massen hatte ich Menschen noch nie unter der Nase einschieben sehen. Platten mit handhohem Speck samt einem halbdutzend mächtige Schüsseln Gemüse verschwanden sozusagen im Augenblick. Darauf begehrten sie noch »Butter« oder »Schmalz«. Als ihnen die Lene einen Topf eingesottenes Schweinefett herbrachte, mindestens dreijähriges, von

[1] Österreichische und russische Armee.

altersgelber Farbe, strichen sie es aufs Brot und aßen lustig drauflos. Mich ekelte es vom bloßen Zusehen. Keiner hatte ein ganzes oder sauberes Hemd auf dem Leibe. Daher kamen die Menge Läuse aller Rassen, welche sie züchteten. Und der Geruch, den die um die Öfen zum Trocknen aufgehängten Fußlappen verbreiteten! – Die Müllerin war in Verzweiflung und gewöhnte sich in ihren alten Tagen deswegen noch das Tabakschnupfen an. Und die Weibsbilder, welche den Truppen folgten, die Marketenderinnen und deren Kinder samt dem unzähligen Bagage! Von den Hauptleuten wurden die Soldaten nur wie Hunde gehalten, und unsereinem geschah es nicht viel besser. Sogar meine Meistersleute mußten, so oft sie in ihre Wohnstube treten wollten, erst höflich anpochen und auf das gnädige »Rein!« des Herrn Offiziers warten. War das nicht drollig? – Und hatte ein Soldat sich gegen die Militärordnung verfehlt, so wurde er auf eine Bank gebunden und ihm eine Tracht Hiebe auf die Schattseite aufgemessen – witsch, watsch! Eines Morgens erhielten drei Husaren auf einmal genanntes Frühstück serviert gerade hinter dem Speicher. Ei, wie die aufjauchzten, potz Kirschenblüte!
Anfänglich empfanden wir vor diesen fremden Kriegsgesellen große Furcht; nach und nach jedoch verlor sie sich so ziemlich. Eines Abends bekamen wir fünfzig Rosse ins Quartier, denke dir, fünfzig Rosse auf einmal! Da sollte ich, so lautete der schnauzige Befehl, die Kühe mitten in der rauhen Winterszeit aus dem warmen Stall entfernen, um den Gäulen Platz zu machen, obwohl wir für diese die Dreschtenne samt Wagenremise bequem eingerichtet hatten. Ich war gerade mit dem Ausmisten des Kuhstalles beschäftigt, und auch mein Nebenknecht, der große Gretzenbacherchristen, mit dabei. Drum rief ich, als sie mit den Reitgäulen vor der Stalltüre erschienen: »Naha! Nix Kuh heraus!« spottete ich. »Die Kühe bleiben hier, potz Donnerwetter!« Die Husaren

begehrten fürchterlich auf und zogen sogar ihre Säbel. Wir beide aber, mit den langstieligen Mistgabeln bewaffnet, hatten uns vor den Stalleingang postiert und höhnten: »Ja, kommt nur heran mit euern Krautmessern, mit euch wollen wir es aufnehmen. Ihr Stänker!« – Wie die wütende Gesichter schnitten, wetterten, parlierten und dräuten. Es half ihnen nichts; wir wichen nicht. Schließlich näherte sich ein Offizier und der gab uns am Ende recht. –
Fast jeden Tag kamen Truppen, und andere zogen wieder weiter, alle aufwärts, dem Sonnenuntergang zu. Hiefür hatten unsere Bauern die Pferde zu liefern zum Führen der Bagagewagen. Anfänglich dauerte eine solche Fuhre bloß einen Tag, später zwei, drei Tage, immer weiter bis ins Frankreich hinein. Einige kehrten gar nicht mehr nach Hause zurück. Das war fatal. Die Bauern stießen heimlich arge Verwünschungen aus oder ließen die Köpfe traurig hängen. Doch was konnten sie tun, gegen Gewalt und Übermacht?
Eines Frühmorgens als ich just aufgestanden war, kam der Bauer mir auf der Stiege entgegen und sagte: »Hans, wir haben schon wieder einen Wagen zu stellen samt zwei Rossen! – Ach Gott, wann hört das endlich auf? Gregor hat Bauchweh, Christen aber muß in die Kehre fahren. Darum wirst du mit dem Fuhrwerk fort müssen; es geht nicht anders! Mach dich bereit, sie wollen früh abmarschieren. Hier hast du ein wenig Geld. Trag ja Sorge zu den Rossen, und paß' mir hübsch auf, gehört? Weiter kann ich dir nichts vorschreiben, weiß ich doch nicht einmal, wohin es gehen soll, ob Solothurn oder dem welschen Jura zu oder gar nach Ponterlin[1]. Unsereiner gilt heute nichts mehr, rein nichts! Ein lumpiges Tambourlein oder der lausigste Pandur hat

[1] Pontarlier (Frankreich).

nun in der Rickenbacher Mühle mehr zu befehlen, als ich! Ach, das Elend!«
Die Meisterin steckte mir einen frisch gebackenen Apfelkuchen in die weite Rocktasche nebst einem Fläschchen Bätziwasser[1]. Vom Gregor ließ ich mir den großen, breiten Wollhut leihen. Die Panduren drängten so sehr, ließen mir kaum Zeit zum Anspannen.
Wenigstens zweitausend Mann Kriegsvolk waren es, auf die wir im nahen Hägendorf stießen, Fußtruppen, Reiterei und Kanonen so dick wie Jauchetröge, Pulverwagen und Bagage. Mich dünkte, es wolle kein Ende nehmen. Ich aber besaß die weitaus schönsten Rosse von allen. Ich blähte mich ordentlich auf mit meinen schweren, spiegelglänzenden Grauschimmeln. In Oensingen angekommen, wurde mir durch Zeichen bedeutet: Halt – oha! – Dort, in Oensingen, teilte sich der Kriegshaufe. Das Fußvolk zog durch das Kluserloch nach dem Welschen hin, während die Reiterei und die schweren Geschütze den Weg aufwärts fortsetzten, Solothurn zu. Mein Leiterwagen war mit Hafer beladen und Roßdecken. Auch ein Halbdutzend lahme und presthafte Soldaten saßen oder lagen darauf, samt zwei Weibern mit ihren Kindern: Da wurde geredet und gesungen und geschrieen, gezankt und geflucht. Mir wurde bedeutet: »Hü, Hü! Vorwärts, Bauer!«
Nachmittags so gegen ein Uhr näherten wir uns endlich der Stadt Solothurn. Potz Heidegritsch, wie machte ich erstaunte Augen beim Anblick der mächtigen, steinernen Schanzen, des Sankt-Ursenturmes mit dem goldenen Knopfe drauf, dem trutzigen Torturm mit der Fallbrücke davor, und den großen, prächtigen Häusern! Ich fand genug Zeit, um mir diese Dinge anzusehen, denn wir mußten über eine Stunde vor dem Tore anhalten, ehe wir Ordre zum Einrücken

[1] Obstbranntwein.

kriegten. Wie das rasselte von den schweren Kriegsfuhrwerken den Stutz hinunter über holprige Pflaster, bei der prächtigen Sanktursenkirche vorbei, durch die rings von hohen Häusern umgebenen steinernen Gassen; man konnte das eigene Wort nicht mehr hören! Doch gab es bald wieder Stillstand, beinahe alle zwanzig Schritte, da die Stadt ganz angefüllt war mit fremden Truppen und die Kanonen und Wagen jeden Augenblick ins Stocken gerieten. Ich fand Zeit genug, meinen Apfelkuchen zu essen. Am Hunger fehlte es mir nicht, weil ich ja seit morgens früh nichts mehr zu mir genommen hatte. Endlich erging der Befehl: Halt! Wir waren an die Aarebrücke gelangt, an den Stalden, wie sie es nennen. Das war ein Wirrwarr und Lärm! Das Fußvolk marschierte ab, kreuz und quer, nach allen Seiten, und ich dachte bei mir: Gottlob, nun kannst du wieder heimwärts fahren, und die Rosse in den warmen Stall hineintun! Aber es kam anders. Als ich im Begriffe war, meine beiden ermüdeten und hungrigen Tiere auszuspannen und irgendwo ans Futter zu stellen, rief man mir in befehlendem Tone zu: »Nix da! Weiter fahren!« – Und sie wiesen mit der Hand nach Westen, gegen Biel oder Genf hin. Meinen Gäulen durfte ich das Hafersäcklein an den Kopf hängen, und davor wurde eine Schildwache aufgestellt, ein Husar mit einem bis an die Ohren reichenden grimmigen Schnauzbart. So, dachte ich, nun bist du hübsch dran, Hans! Ade Meister, ade Rickenbacher Mühle, ich und die Rosse sehen euch nimmermehr!
Ob mir wohl erlaubt sei, ein Glas Wein trinken zu gehen? fragte ich die Schildwache – »Ja, ja, geh nur, sauf! sauf! Hast nix zu sauf für alt Husar, he?« – Ich zog mein Fläschchen Branntwein aus der Kittelstasche und reichte es ihm hin. – »Ah, gut, gut!« rief er hocherfreut und leckte sich schon zum voraus das Maul. Gluck, gluck! – »Das ist gut Trink für alt Husar!« meinte er mit der Zunge schnalzend. Ich aber begab

mich in das Gasthaus hinüber; ich glaube, man nennt es die Ilge. Schwerenot, wie das krabbelte und lärmte in den Stuben, in den Gängen, allerorten! Nur mit Mühe konnte ich ein Süpplein kriegen nebst einem Schöpplein Wein, den ich zudem stehend trinken mußte. Willst dir noch ein Schöpplein geben lassen, Hans? fragte ich mich. Das wird wohl das gescheiteste sein, lautete der Beschluß, denn wer weiß, ob sie dir nicht noch das bißchen Geld wegstehlen werden samt den Gäulen. Ja, vielleicht bist du nächste Woche schon tot!
Das Süppchen und die beiden Schöpplein hatten mich ordentlich erwärmt. Zugleich war mir der Kurasch wieder ordentlich zurückgekehrt. Vogel friß oder stirb! dachte ich neuerdings entschlossen. Ich werde auskneifen! Als ich auf meinen Posten zurückkehrte, sah ich den Husaren auf dem Wagen hocken und mit der Marketenderin oder Soldatenfrau lachen und schäkern. Mein Branntwein hatte gewirkt! Ich schlich sachte nach meinen Rossen hin – gewahrte er mich? Nein, er tändelte mit dem Soldatenkind. Jetzt oder nie! Hurtig löse ich den Gäulen die Stricke, desgleichen die Deichselketten, ergreife die Peitsche, schwinge mich in raschem Satz auf das Sattelroß versetze beiden einen mächtigen Peitschenhieb, daß sie sich hoch aufbäumen und mit mir auf und davonrennen, über die Aarebrück hin. Hinter mir höre ich greuliche Flüche ausstoßen, vor mir sehe ich einen riesigen Soldaten sich mir in den Weg pflanzen. Er will mir die Pferde aufhalten. Ich versetzte ihm einen solch kräftigen, zornigen Schlag mit dem Peitschenstock mitten ins Gefräß, daß er über und über purzelt. – Hüpp! in die Vorstadt hinein, im hellen Galopp den Turmbogen passiert, über einen im Wege stehenden Handkarren hinweg, an Leuten und Wagen vorbei! Beim Berntor angelangt, gebietet mir die Wache Halt. Man will mich examinieren, doch ich stelle mich stocktaub und schüttle den Kopf. Man bedeutet dem »Lüm-

mel«, er solle sich scheren. Es ist höchste Zeit! Schon kommen meine Verfolger mir nachgeeilt, laut rufend und schreiend: »Halt ihn, halt!« – Doch ich denke: Behüt Gott! mich fangt ihr nimmer! Einen Peitschenhieb nach rechts, einen nach links, und meine Gäule rennen in gestrecktem Galopp davon, daß mir beinahe Hören und Sehen vergeht. Zuchwil ist bald erreicht und zurückgelassen, desgleichen Luterbach und wie die dortigen Nester heißen. – Immer fort, der Landstraße folgend, über Wiesen und Äcker, allzeit die Aare im Auge behaltend, wage ich keine Minute anzuhalten, ja nicht einmal zurückzublicken, ob mir die Kaiserlichen auf dem Nacken seien.

Das Städtchen Wangen war glücklich erreicht »Nun bin ich gerettet«, glaubte ich. Hier durften ich und meine Pferde wieder ordentlich Atem schöpfen. Dort winkte die Krone. Nachdem ich die Rosse in den Stall ans Futter gestellt hatte, verfügte ich mich in die Gaststube in der Absicht, es mir ebenfalls eine Weile wohlsein zu lassen. Doch wie ich die Pferde nach einer Stunde wieder zum Stall herausnehme, horch, was ist das? Von der Aarebrücke her ertönt ein helles Trompeten sowie ein Geräusch wie von einer Menge daherkommender Rosse ... Reiterei kommt! jubeln die Buben. Ich erschrak nicht wenig. Nun hieß es neuerdings, sich eiligst davon machen, denn auch diese Kaiserlichen würden gute Bauerngäule wohl gebrauchen können! Also schnell aufgesessen, mit den Rossen »hottum« geschwenkt, zum Tor hinausgesprengt, denn schon reiten die schweren Husaren zum nahen andern herein. In sausendem Fluge auf und davon! Doch welche Richtung nun einschlagen? Ist die Bornhöhe nicht zu erblicken? Ja doch, dort drunten! Nur immer den Born im Auge behalten, Hans! –

Es war zur Mitternachtsstunde, als ich in den Rickenbacher Mühlehof einritt. Der Meister hatte mich und seine Pferde

bereits für verloren gehalten. Nachdem ich alles erzählt hatte, was ich erlebt und ausgestanden, schenkte er mir ein nagelneues Guldenstück, und befahl der ebenfalls wachgebliebenen Müllerin: »Geh' ihm einen Eierkuchen backen, Lene!« Ich lehnte ab, ich war zu müde, wollte lieber schlafen gehen.
Ich schlief einen unruhigen, von wirren, bösen Träumen behafteten Schlaf: Kämpfe mit Panduren und Husaren...

V.

Hans wurde von der schlimmen Pockenkrankheit, die von den »Kaiserlichen« ins Land geschleppt worden, heimgesucht und nach Solothurn ins Bürgerspital verbracht. Nur mit knapper Not entging er dem Tode oder dem Erblinden. Lassen wir ihn wieder selber sprechen:
Ja, was ich in jenen Krankheitswochen ausstehen mußte, ist nicht zu beschreiben! Die Glut, in welcher ich mich fortwährend befand, der schreckliche unstillbare Durst, der mich quälte! Ich dachte nicht anders, als: Bald wird man dich zur Grube fahren... Doch der liebe Gott konnte den Gunzger Hans noch nicht gebrauchen. Er ließ mich alles überstehen und wieder gesund werden. Allein schwach war ich gworden wie ein Kind, mußte an einem Stocke das Gehen wieder lernen.
Hatte ich zuvor Backen wie Milch und Blut besessen, so sah nun mein Gesicht aus, als wäre es gebraten worden. Die Müllerin erkannte mich nicht mehr, schlug vor Verwunderung und Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen, und die Küchenmagd schrie laut auf vor Schrecken. Der Müller aber kratzte sich verlegen hinter den Ohren und teilte mir mit, daß er eigentlich an meine Stelle einen andern

Viehknecht gedungen, weil jedermann gesagt habe, ich kehre doch nicht zurück, mit mir sei es aus. Gleichwohl könne ich noch eine Weile bei ihm in Dienst bleiben; ich sei ihm nicht verleidet. Später könne man dann wieder sehen...

Dieser Bescheid freute mich einerseits, anderseits jedoch beelendete und erzürnte er mich. Der Müller, dachte ich, hätte mit dem festen Dingen eines andern Knechtes wohl so lange warten dürfen, bis ich wirklich tot war, dann wäre es noch früh genug gewesen. Nur sozusagen aus Barmherzigkeit brauchen diese reichen Leute mir nicht Arbeit und Brot zu geben. Solches finde ich anderwärts schon, ohne dafür danken zu müssen! – Ein gewisser Stolz, derjenige eines jungen, kräftigen, arbeitstüchtigen Burschen, überkam mich. Zudem erinnerte ich mich des Obergäuer Bauern, der an dem Tage meiner Entlassung aus dem Spital seine Wagenladung Hafer in die Stadt gebracht und mich auf der Rückreise zum Mitfahren eingeladen hatte. – Er hatte mich ausgefragt, woher und wohin. Nachdem er vernommen, an welchen Plätzen ich bisher gedient, und daß ich mich gut auf das Melken verstehe, sagte er: »Hör Bursche, falls du in der Mühle etwa schon ersetzt worden bist, so komm zu mir. Ich gebe dir vierzig Gulden Jahrlohn nebst den üblichen Zutaten.«

Also jener Bauer und sein Anerbieten kamen mir in Sinn. Ich sagte dem Müller und der Müllerin lebewohl, dankte für alle mir erwiesenen Freundlichkeiten und zog zu meinem neuen Meister. Es sollte mein letzter sein – sofern ich nämlich die jetzige Regierung nicht hinzurechne! fügte er mit einem komischen Seitenblicke nach dem Ofenbänkchen hin bei, wo seine Frau Anny Kaffee mahlte.

Damals dachte ich nicht, daß ich elf und ein halbes Jahr in des Untervogts Dienst verbleiben würde, denn anfänglich wollte

es mir dort gar nicht gefallen. Es kam mir alles im Vergleich zu dem Leben in der Rickenbacher Mühle so gar still und klein vor. Auch dünkte mich meine neue Meisterin eine saure. Erst nach und nach lernte ich sie als eine ebenso gutherzige als brave, den Meister als einen gutmütigen Trämpeler kennen. Von beiden bekam ich in den vielen Jahren kein böses Wort zu hören. – Nur einmal. Das war im bösen Sechzehner-Jahr, in welchem es den ganzen Sommer regnete, als sollte die ganze Welt ersaufen. Am Sankt Medardustag[1] mähten wir das erste Gras zum Dörren, und zu Johanni[2] fuhren wir das erste Heu ein, und das dauerte so fort. Alles Heu sah so elend ausgewaschen aus und roch gleich schmutzigen Windeln. Die Frucht[3] wuchs stehend aus. Das Wasser troff daraus von der Bühne auf die Tenne herunter, und beim Dreschen stank es wie ein alter Fürfuß. Das Malter Korn kostete zehn Neutaler und noch mehr. Damals gab es auf dem Lande noch keinen oder wenig Verdienst, und Kartoffeln wurden zu jener Zeit noch sehr spärlich angepflanzt. Drum mußten die armen Leute beinahe verhungern und das liebe Vieh bei dem elenden Futter fast zu Grunde gehen. Das war ein Miserere, behüt uns Gott davor! Und wir Dienstboten konnten froh sein, daß die Meistersleute einem für das Essen sorgten. Ans Kündigen oder Fortgehen dachte keiner, im Gegenteil, man duckte sich ordentlich.

[1] 8. Juni.
[2] 24. Juni.
[3] Das Getreide.

VI.

Später einmal, als Hans gerade bei guter Laune war – und das geschah jedesmal, wenn er sich ein gutes Schnäpschen zu Gemüte geführt hatte – erzählte er mir auch von einem interessanten Kiltbubenabenteuer, das er so um das Jahr Siebzehn herum, bestanden hatte:
Des Kirchgaßbauern hatten eine Magd, ein verflixt hübsches Mädchen, das mit seinen Schwarzäuglein dreien Burschen zugleich verliebt zublinzeln konnte. Auch mich zog es beim Brunnen, wann ich die Pferde tränkte, oft neckisch auf, ob ich denn noch nicht den Kurasch habe, um eines Mädchens Liebe zu werben? Manch eines wäre gewiß froh, wenn ich an sein Fensterchen pochen käme. Ich solle ja nicht glauben, daß ich ein häßlicher sei. Meine Backennarben verschwänden mehr und mehr, und es kommen ja die roten Backen wieder hervor... Dabei guckt es mich so schalkhaft an, daß mir ganz warm wurde ums Herzgrübchen herum bei allergrößter Kälte.
Es war am Alt-Fastnachtsabend, an welchem die Großbauern ihren Dienstboten und Werkleuten nach altem, gutem Brauch eine Mahlzeit zu geben pflegen. Wir hatten sattsam gegessen und getrunken, Schinken, Butterküchlein und Wein in aller Fröhlichkeit. Der Steighackenmathys sang ein Hauerle[1] ums andere und der Schneiderdürstel gab seine Zauberkünste zum besten. Alle waren so lustig wie noch selten. Nachdem ich in den Stall gezündet und die andern ruhen oder nach Hause gegangen waren, fühlte ich noch gar keinen Schlaf, vielmehr die Aufgelegtheit zu irgend einer Tat. Wie wär's, fragte ich mich, wenn du mal Kilt[2] gingest

[1] Scherzliedchen.
[2] zu einem Mädchen.

und zwar just zu des Kirchgäßlers Dienstmagd? ... Also blies ich die Laterne aus, legte die Tabakpfeife auf das Stallbänkchen und ging entschlossen drauflos, durch den dunkeln Baumgarten hin. Die Kirchturmuhr schlug just die elfte Nachtstunde.
Es herrschte große Dunkelheit, und die kalte Bise blies dünn einher. Mich aber, mit den halbdutzend Gläsern Wein im Leibe, fror er keineswegs. Als ich mich des Gäßchenbauern Hinterhause näherte, schlug der Hund an. Ich dachte: Der ist angebunden! Auch wird er wohl wieder schweigen... Ich wußte: Dort in der Oberkammer schläft das Mädchen. Auf beiden Seiten des Fensterchens waren Scheiter aufgeschichtet. Die eine angegriffene Beige maß kaum fünf Fuß Höhe. Ich wartete, bis des Hundes Gebell aufhörte. Dann schwang ich mich auf die niedrigere Scheiterbeige, hielt mich an dem Fenstergitter fest und fing an, an die Scheiben zu pochen, erst nur leise, sodann etwas herzhafter. Ich lauschte und lauschte, ob sich drinnen nichts regen wolle. Doch das Mädchen schien fest zu schlafen. Also mußt du stärker pochen, sagte ich mir. Da – da meinte ich, rasche, schwere Schritte auf das Haus zukommen zu hören. Wirklich, der Hund schlägt von neuem an. Ich spitze die Ohren und denke: Da kommt noch einer zu dem Mädchen, der den Weg ebenso oder noch besser kennt, wie du. Wer mag es wohl sein? – In der Aufregung weiß ich nicht, was nun tun. Die Schritte sind schon ganz nahe, kommen um den Holzschuppen herum – zu spät. Ich kann nicht mehr entfliehen. Ich lasse das Gitter fahren, zieh mich hurtig auf die Scheiterbeige zurück, ducke mich und verhalte mich mäuschenstill, der Dinge gewärtig, die da kommen sollen! – Dicht neben mir wird eine kurze Leiter an das Fensterchen aufgerichtet. Eine dunkle Männergestalt steigt herauf, kommt mir so nahe, daß ich ihren Atem spüre. Der Kerl fängt an zu pochen dreimal rasch

hintereinander ziemlich kräftig und hustet leise dazu. Und ich höre, wie im Kämmerlein drin sich etwas regt und eine weibliche Stimme halblaut fragt:
Bist dus, Joggi?
Ja, es ist mich, Vreni!
Herrgott, dachte ich, das ist des Ochsenwirts großer, verwegener Roßknecht. Mit dem ist nicht zu spassen!
Warum bist du heute Nacht so früh schlafen gegangen? fragt er, den Mund dicht am Fensterlein.
Was hätte ich aufbleiben sollen? Meinen Meistersleuten hatte den Wein gar so frühzeitig ausgetröpfelt!
Nun, dann hab' ich noch Wein! Komm, Vreni, mach' mir die Haustür' auf, komm' herunter in die Stube!
Nein, nein, ich darf nicht; die Meisterin könnte aufbegehren.
Das ist aber dumm von dir! ... Na, der Wein muß gleichwohl getrunken sein – Vreni, komm, schließ das Fenster auf!
Bei dieser Kälte? brr!
Nur auf ein Weilchen, Vreni!
Das Fensterlein öffnet sich. – Oih, wie kalt! ruft das Mädchen leise erschauernd aus.
Hier, Schatz, ergreif das Glas, damit ich dir einschenken kann!
Ach, du schüttest mir ja den Wein über die Finger!
– Auf dein Wohl, Schatz, hahaha! – So trink doch, Vreni, mach aus!
Wie du so ein warm Händchen hast, Vreni!
So tranken sie abwechselnd, spässelten und schätzelten. – Da vernimmt und lernt man was! dachte ich vergnügt, und eine Weile machte mir das viel Spaß. Wenn nur meine Lage bequemer gewesen wäre. Aber das kauern auf den spitzigen, harten Scheitern verursachte mir mehr und mehr Schmerzen. Könnt ich nur das linke Bein nachziehen, das Knie, wünschte ich sehnlichst. Und der Ast, der sich mir in die

Rippen bohrt! und erst der rechte Ellbogen, kaum mehr zu erleiden! Wenn doch dieser Joggi nur bald ginge! seufzte ich heimlich. Allein er machte noch gar nicht Miene zu gehen, fing vielmehr breit zu berichten an von seinen Meistersleuten und von des Schneggen Mareile, dem er und einige Burschen den langen Holderbanker Schatz ausgenommen und mit einer Tracht Prügel nach Hause geschickt hätten verwichene Nacht. Er lachte dabei vor Vergnügen fast überlaut, desgleichen das schadenfrohe Mädchen. Mir selbst aber war es durchaus nicht mehr zum Lachen. – Meine von den Scheitern gefolterten Knie, der Ellbogen! Und als ich den Versuch machte, mich möglichst sachte und geräuschlos in eine bequemere Lage zu versetzen, fingen die Scheiter zu klirren an, und das Mädchen fragte halb erstaunt, halb erschrocken: »Hörst du, Joggi? Was war das?« – Ei, erwiderte jener sorglos, was soll's gewesen sein? Ich habe wohl ein bißchen die Scheiterbeige berührt, sonst nichts! – Drauf fängt er an, zu erzählen: Denke dir, letzten Mittwoch beim Nachtessen haben wir in der Suppe etwas gefunden – was glaubst wohl, was es war? Ein schmutziges eisernes Herdlämpchen, das in die Pfanne gefallen sein mußte, hahaha! – Beide lachten ganz närrisch, während ich selbst aus der Haut hätte fahren mögen. Alle Knochen im Leibe taten mir weh, ich kam mir vor wie Sankt Lorenz, auf dem feurigen Rost. Doch ich durfte mich nicht rühren, denn nun nahte auch noch des Ochsenwirts riesiger Haushund, der, die Spur des Knechtes riechend, demselben gefolgt war. »Ah bist du da, Türk?« rief Joggi ihm zu. »Leg dich, Türk, und halt gute Wacht!« – Also ein neues Hindernis zum Entfliehen! – Ich bade förmlich im Angstschweiß, fühle vor Schmerz meine Glieder nicht mehr. Ich sollte husten und wage es nicht; ich ersticke fast, und es fängt mich an zu jucken am ganzen Leib. Ich wage aber nicht zu kratzen, ja nicht die leiseste Bewegung

zu machen, denn – dieser gewalttätige Joggi und seine böse Bestie! Will der Bursche denn immer noch nicht gehen? Kein Anschein dafür! Vielmehr wird die zweite oder dritte Flasche angestochen und die beiden Verliebten führen ihr närrisches Getändel fort. Ich bete, ich fluche heimlich und verwünsche alle drei, das Liebespaar samt dem Hüter. Es hilft alles nichts! Der Schweiß ist mir vergangen; es fängt mich an zu frieren gleich einem nassen Pudel. Und die Äste an den Scheitern bohren sich immer tiefer in meine armen Glieder ein. Ich halte es nicht länger aus, unmöglich. Fort muß ich und sollte es mir das Leben kosten! Ich richte mich in aller Schnelligkeit auf, will hinunter springen, doch das Bein ist mir eingeschlafen. Ich stürze von der Scheiterbeige hinunter, die Beige mit großem Gepolter mir nach. – ich falle gerade auf den schlummernden Türk. Der Hund heult erschrocken auf; das Mädchen schreit, Joggi stößt grimmige Flüche aus und springt wütend von dem Leiterchen auf den Scheiterhaufen, der mich und den Hund bedeckt, herab. Er erhebt sich, läuft, drohende Flüche ausstoßend, in den dunkeln Baumgarten hinaus, um den davoneilenden Lauscher zu züchtigen. Der Hund, unter mir hervorkriechend, rennt ihm mit lautem kläglichem Gebelle auf und nach. Ich selbst benütze den willkommenen Anlaß, um mich ebenfalls aufzurichten. Da ich plötzlich die Beweglichkeit meiner Glieder wieder gefunden, ergreife ich um die Hausecke herum eiligst die Flucht. Ich renne geradewegs nach unserer Scheune hin, in den Viehstall, wo meine Laterne düster brennt, schlage die Türe hinter mir zu, schiebe den Riegel vor und lausche mit verhaltenem Atem. Ich vernehme rauhes Hundegebell, zornige Flüche, polternde Schritte die Gasse heraufkommen. Ich lösche das Lichtlein hurtig aus. Ins Haus hinein auf mein Kämmerlein getrau ich mich nicht. Drum werfe ich mich ins weiche Stroh neben den großen Mast-

ochsen und schlafe den kurzen, unruhigen Schlaf bis zum Morgengrauen.
Mehrere Tage lang waren aber meine Glieder wie zerschlagen, mein Leib wie gerädert. Die Meisterin sagte besorgt: Gewiß krigegst du die herrschende Sucht, Hans! Just so fängt es an mit großer Müdigkeit, sagen die Leute. – Ich aber dachte: Meine Sucht war eine ganz andere. Auch bin ich davon völlig geheilt, ja gewiß! – Und als ich mit Vreni wieder beim Brunnen zusammentraf, schaute das eine dorfauf und das andere dorfab. Keines sprach ein Wort zum andern; wir wußten wohl warum...
So lautete Hansens Jugendgeschichte.

VII.

Neun volle Jahre diente Hans bei des Untervogts mit großer Treue und Fleiß und hatte sich bei seinem ausgeprägten Häuslichkeitssinn bereits hübsche Ersparnisse zurückgelegt.
Da ließ er sich doch noch von dem Liebes- und Kiltfieber erfassen. Auch brauchte er um jenes zu stillen, sich nicht die Schuhe zu durchlaufen. War es doch des Hauses Dienstmagd selbst, eine fast männlich gewachsene, handfeste Hauensteinerin, welche sein Herz in Fesseln schlug. Die Dienstherrschaft merkte das Liebesverhältnis erst, als sie von Nachbarinnen darauf aufmerksam gemacht wurde. Denn scheinbar mochten sich die beiden schlecht leiden, verhielten sich zueinander wie Hund und Katz. – Da sieht man wieder, wie wahr das Sprichwort ist: Die Liebe muß gezankt haben! Ja ja, da sieht man wieder, wie die jungen Leute sich verstellen können! meinte sie halb ärgerlich. Ich dachte schon, unser Hans werde das Heiraten bleiben lassen und bei uns verbleiben.

Doch so leicht, wie ich es mir gedacht – so erzählte Hans weiter – ging es mit meinem Heiraten nicht. Meine Heimatgemeinde erhob Einsprache, weil ich in meinen Kinderjahren armengenössig gewesen sei. – »Nun«, sagte ich stolz, »ich will den ›Bettel‹ bezahlen, macht mir die Rechnung – wie viel betrifft es?« – Da waren sie nicht faul, rechneten auch den Zins hinzu und steckten das Geld hurtig ein. Doch heiraten wollten sie mich gleichwohl nicht lassen, weil ich ein Unehelicher sei und kein Vermögen besitze, weder Haus noch Heim...

Ich ließ die Ohren mutlos hängen.

Mein Anny jedoch munterte mich auf, riet mir, noch einmal nach Gunzgen zu gehen und erbot sich, mich zu begleiten...

Sie trat keck vor die versammelten Gemeinderäte hin, pöchelte auf den Tisch und rief: »Wie sagt ihr? wir besäßen kein Vermögen? Hans,« befahl sie, »schnall den Geldgurt ab, und weis ihnen die Summe vor!... Und hier ist *mein* Geld, das verdiente – seht ihr? Zählt!... Und nun, ihr Herren Gemeinderäte, möcht ich wissen, ob das langt, wie?« – Und sie schaute die Männer herzhaft an, ließ sich keineswegs einschüchtern... Als wir die Gemeindestube verließen, hörten wir, wie eines der Häupter sagte: Der kriegt eine Dolle[1], potz Blitz! Aber auch eine böse, mir tät' es grausen...

Hierauf mußten wir noch zweimal den Gang auf das Oberamt tun, und zum Herrn Dekan, und mit den Erlaubnisscheinen zum Ortspfarrer. – Ich wills nur gestehen, ich hätte es kaum so lange ausgehalten, wenn meine Anny mir nicht immer Mut zugesprochen hätte. Wie mir die Meisterin geraten, hätte ich mir das Heiraten gänzlich aus dem Kopf geschlagen.

[1] Stattlich gewachsene.

So geschah endlich doch von der Kanzel herab die Verkündigung, und am Sankt Jörgenmarkt hielten wir zu Oensingen die Hochzeit.
Alle viere saßen wir, die Brautleute, Bauer und Bäuerin, auf demselben Fuhrwerk, einem einfachen, unschönen Bernerwägelchen, mit dem alten »Fuchs« bespannt, weil nach des Meisters Meinung dem jungen, mutigen Eisengrau nicht wohl zu trauen war. Dieser Umstand tat jedoch unserer Freude keinen Eintrag, zumal es das erste Mal war, daß meine Anny sich auf einer Lustfahrt befand. Und alle Leute, welche rechts und links der Straße ackerten oder säten, erhoben neugierig die Köpfe. Sie grüßten uns freundlich, und die Sonne schien heute so hell und schön wie wir beide sie noch nie zuvor gesehen, und die Vögel sangen und zwitscherten so fröhlich, uns zu Ehren. Die Marktleute wichen uns fast ehrerbietig aus und fragten: Wer mag das wohl sein? Ein verflixt stattliches Paar, das muß man bekennen!...
Und sodann im »Rößli« – all die herrlichen Speisen, welche auf den Tisch gebracht wurden, Gesottenes, Gebratenes und Gebackenes, dazu der gute sechsbatzige[1] Wein, und die vielen geputzten Hochzeitsleute aus Thal und Gäu, welche mit uns beisammen waren! Das Tanzen und Singen! ich und meine Anny glaubten uns in den dritten Himmel versetzt! Selbst reiche, stolze Bauern tranken mit uns freundlich Bescheid[2]. Meine Anny meinte sich in ihrem weißen Schürzlein und dem neuen Spitzenhäubchen wie eine Prinzessin, und ich selbst konnte sie nicht genug betrachten... Unsere Meisterin hatte Ferkel gekauft und nach Hause geschickt, und schon früh nachmittags war sie – eben der Schweinlein

[1] Die Maß = 1½ Liter zu 6 Batzen = 80 Cts.
[2] Mit dem Glase anstoßen.

wegen, auf deren Fütterung ihr jung Mareile sich noch schlecht verstehe – nicht mehr zu halten. Sie dankte für das Essen und das genossene Vergnügen, ermahnte uns, noch recht lustig zu sein, aber zu früher Heimkehr, denn die Nacht werde finster und dazu sei es »Stierneu«...
Wirklich gewahrte man ein bißchen Stierneu schon gegen Abend, als der Wein in die Köpfe zu steigen anfing. Da waren unter den Hochzeitsgästen hochmütige Bergsennen aus dem Thal, die uns nur so über die Achsel ansahen und die Nasen rümpften. Ja, bei einem lustigen Walzer hielt mir einer der Hochzeiter sogar tückisch das Bein vor, um mich und meine Braut zu Fall zu bringen. Ein anderer rief verächtlich: Hinaus mit dem Fetzelgepack[1]! – Da ging der Streit los und eine scharfe Rauferei. Denn so gutmütig ich sonst bin, an meinem Hochzeitstage, und vom Wein erhitzt, ließ ich mich weder foppen noch fetzeln: Mich dünkte, mit einem Dutzend solcher Bengel dürfte ich es aufnehmen. Ich schlug drein nach links und rechts gleich einem Leu und die Anny wie eine Leuin, ja sie, meine Anny! Noch tagelang erzählten sich die Leute im Thal und Gäu, wie die große erboste Braut den jungen Kirsihöfer, welcher auf ihren Bräutigam loshauen wollte, zornig gepackt und in die Saalecke geschmissen habe, daß die Geigerbank erzitterte und die Musikanten erschrokken heruntersprangen. Gut, daß der Rößliwirt dazwischen trat und die Polizei erschien, um den Frieden notdürftig herzustellen. Da wir eigentlich Sieger geblieben, stiftete ich einen halben Markgräfler, dann noch einen und einen dritten. Diesmal, doch nur dies eine Mal, ließ mich Anny in allem gewähren. Wir tranken, haselierten und sangen bis in die tiefe Nacht hinein, gemeinsam mit dem Pärchen aus dem Schweißacker, mit welchem wir Freundschaft geschlossen hatten.

[1] Fetzel = Habenichts.

Schließlich hieß es noch: Aufgeprotzt, heimwärts! – Da zeigte sich aber, daß unser Meister in der Tischecke fest eingeschlafen war, weil er zu tief ins Glas geguckt hatte, heute eine sehr verzeihliche Sünde! Wir waren genötigt, ihn auf das Wägelchen zu heben, sowie ihn auf dem Wagensitze in die Mitte zu nehmen, wo meine Anny, indes ich kutschierte, ihn mit kräftigem Arme aufrecht hielt. Der mit einem guten Trinkgeld beschenkte Stallknecht rief uns treuherzig nach: »Glückliche Heimkehr und tragt hübsch Sorg' zu einander!« – Auch der alte »Fuchs« verspürte den genossenen Hafer und schlug aus freien Stücken einen sanften Trab an. Der Meister jedoch rutschte immer tiefer in das Güfi[1] hinunter, in das weiche Stroh. Meine Anny ließ ihn rutschen, so daß er unter dem Fußsack völlig verschwand. Dort war ihm wohl und warm. Wir Glücklichen dagegen hatten uns so vieles zu sagen, Liebes und Gutes, und es konnte es niemand sehen und hören, als die Sternlein am Himmel. Diese flimmerten so freundlich und vergnügt auf uns hernieder, und auch der »Fuchs« konnte nichts ausplaudern. O, ich hätte so hundert Stunden weit fahren mögen bis in die Ewigkeit hinein!

VIII.

Auch nach der Hochzeit verblieben ich und mein Anny bei unsern bisherigen guten Meistersleuten in Dienst. Sie wollten uns nicht ziehen lassen. Einen eigenen Haushalt gründen, das können wir später immer noch, meinte Anny. Wir wollen Geld verdienen, so lange wir noch können!
Eines Tages, etwa ein Jahr drauf, schickte mich der Meister in den Steinbruch, um eine Fuhre Gewölbsteine zu holen.

[1] Wagengrund.

Der Bergweg war eine Strecke weit entsetzlich steil und felsig, so daß meine Rosse den leeren Wagen fast nicht hinauf zu schleppen vermochten. Beim Hinunterfahren mit der Last Steine ging es noch schlimmer. Die eine große Spannkette brach entzwei und gleich darauf auch die andere. Die beiden Deichselrosse waren außerstande, den Wagen zu hemmen. Was nützte es, daß ich den Schimmel bei der Zaumstange erfaßte und die Vordergäule am Leitriemen zu zügeln suchte? Der Schimmel stürzte zu Boden und brachte mich ebenfalls zum Sturze. Die Brustketten rissen, der Vorderwagen ging mir über das Bein, der Hinterwagen über die Hüfte. – Mir dunkelte es vor den Augen. Ich wußte und fühlte nichts mehr...

Nachmittags brachte man mich nach Hause, auf einem Wägelchen, mich und die beiden, dem Kirchmeier gehörenden Vorspanngäule. Die beiden Deichselrosse lagen, das eine mausetot, das andere mit elend zerschundenen gebrochenen Beinen drüben in der Bergkluft. Ich selbst war ebenfalls mehr tot als lebendig; bloß so dann und wann kam ich zum Bewußtsein. Da hörte ich meine Anny verzweifelt flennen und jammern: »Ach, Hans, du gute, treue Seele, mußt du so elend sterben!« Ach, ich Ärmste; ich ertrag es nicht! – Auch die Meisterin jammerte, und ich hörte den Meister stöhnen: Von den Rossen will ich nicht reden; ich kann wieder solche kaufen, vermag es ja! Wenn es nur dem Hans nichts täte. Der reut mich über die Maßen!

So standen sie um das Wägelchen herum. Und als sie mich hinunternahmen und zu Bette brachten, glaubte jedermann, ich werde den Geist aufgeben, so kreidebleich sei ich geworden. Der herbeigeholte Doktor aber sagte: »Ich weiß nicht, was mit dem Mann anfangen. Ein schlimmer Oberschenkelbruch, die Hüfte ausgerenkt oder gar auch gebrochen. Und hier diese Rippen! ... Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich

liegt auch noch eine innerliche Verletzung vor, und das wäre das Schlimmste von allem. Es ist sehr fraglich, ob der Patient die notwendigen Operationen auszustehen vermag...«

Sie renkten mir das Bein ein. Welche Schmerzen ich dabei auszustehen hatte, ist nicht zu beschreiben. Gut, daß ich die meiste Zeit ohnmächtig dalag. Anny stand am Kopfende meines Bettes, und ihre Tränen fühlt ich auf meine Stirne träufeln: Sie verging fast vor Kummer, Herzeleid und Verzweiflung, meine arme Anny.

Im Spital, wohin man mich brachte, beim Schneiden, Brennen und Einschnüren fast jeden Tag, welche Qualen! Es wäre für ein Roß genug gewesen. Einen Trost und eine große Freude gewährte es mir jedesmal, wenn mich Anny besuchte. Sie unterließ es trotz der langen Fußreise keinen Sonn- und Feiertag, mochten Witterung, Weg und Steg noch so schlecht sein. Und sie vermochte sich von mir fast nicht zu trennen, obwohl selbst auch abgezehrt vom vielen Kümmern und Härmen.

Die Spitalschwestern waren mir gewogen und pflegten mich auf treffliche Weise. Am Mittefastenmarkt kam auch der Meister mich besuchen. Ich durfte schon auf ein Stündlein das Bett verlassen und mich in einen Krankenstuhl setzen. Und am Ostermontag holten sie mich nach Hause, nachdem ich fünfzehn Wochen und drei Tage im Spital gelegen, was mich eine Ewigkeit gedeucht hatte.

Ja, zu Ostern kehrte ich wieder zu meiner Anny, zu meinen Meistersleuten zurück. Ich mußte an zwei Krücken gehen, war ein elender Krüppel, denn die damaligen Spitaldoktoren verstanden sich aufs Operieren noch herzlich schlecht. Ich blieb ein Krüppel für mein Leben lang.

Als ich den Roßstall betrat und einen andern Knecht an den Gäulen herumhantieren sah, trieb es mir vor Wehmut die

Augen über. Ach Hans, seufzte ich, wärest du doch lieber gestorben! Was nützest du noch auf dieser Welt mit deinen lahmen krummen Knochen?

IX.

Am Sonntag darauf, als wir beide uns allein befanden, sagte Anny: Höre, Hans, unser Bleiben in diesem Hause ist nicht mehr von Dauer; ich sehe es gut. Wohl sagt die Meisterin, sagte es erst heute morgen wieder, du seiest ihr nicht lästig und dein Essen möge sie dir wohl gönnen. Doch ginge es nicht lange, ich sehe es voraus, so würden die Kinder, die erwachsenen vorwitzigen Mädchen, schiefe Mäuler machen, und du meintest dann, dich nicht mehr satt essen zu dürfen. Und noch eins: Nun sind wir lange genug bei fremden Leuten untertänig gewesen, sozusagen ein halbes Leben lang, und haben allzeit in fremden Betten geschlafen. Drum kommt mir der Wunsch ins Herz gestiegen jeden Tag, seit du wieder da bist: Wenn wir nur ein eigenes Heim besäßen! Gern wollte ich noch eine Weile zu den Bauern arbeiten gehen. Ich bin ja gesund und stark und will verdienen, nur nicht als Dienstmagd ... Nun paß auf Hans, was ich dir sage: Der Gloggenbauer ist scheints willens, sein Taglöhnerhäuschen am Zihlrain niederzureißen, weil es sehr baufällig geworden und er keine Mietsleute mehr finden könne. Was meinst du, Hans, wenn wir das Häuschen kaufen würden? Denk darüber nach!
Ich erwiderte: Weißt du denn nicht, daß sich der alte Kesselflicker in dem Häuschen erhängt hat? Es mag drum niemand mehr dort wohnen, weil der Alte drin umgeht!
»Darin umgeht?« entgegnete sie, »du wirst doch nicht an solchen Unsinn glauben? Wer einmal drüben ist, bleibt drü-

ben, da ist keine Rückkehr mehr weder für Gute noch Böse. So wird es sich auch mit dem Kessler verhalten. Geh schauen, wie die Schwalben an jenem Häuschen ihre Nestlein bauen? Die fürchten sich vor dem toten Keßler nicht. Warum sollten *wir* uns fürchten, wenn wir fromm und brav sind? ... Und schau dir das hübsche Heimwesen an: eine Halbjuchart gutes Land ist dabei mit vielen prächtigen Obstbäumen, und vor dem Häuschen ein laufendes Brünnlein. Und die hübsche Lage ist für uns wie gewünscht, ein wenig von den Leuten weg und doch beim Dorf und der Kirche. Keinen nahen Nachbarn als Hechlers, und das sind gute, friedsame Leute. – Was verlangst du besseres, Hans? Auch ist des Gloggenbauern Forderung durchaus nicht übertrieben. Denk dir, bloß achthundert Gulden! So sagte er mir, als wir zusammen vom Feld heimgingen. Vielleicht läßt er auch noch was drauf stehen, und tut er es nicht – die achthundert Gulden haben wir uns ja bereits zurückgelegt!«

Anny fing an zu rechnen, an den Fingern! – Auch fragte sie den Meister um Rat. Und schon nach zwei Wochen wurde der Kauf abgeschlossen, das Häuschen am Rain uns zugefertigt. Freilich erwies sich das Dach als so schadhaft, daß vollständig neu eingedeckt werden mußte. Auch einen neuen Ofen samt Herd ließen wir hineinsetzen, sowie die Fenster glasen. Drei volle Tage lang scheuerte und fegte die Anny unablässig in und um das Häuschen herum. Man kannte es kaum mehr, so hübsch und heimelig sah es nun aus. Das bekannten alle vorbeigehenden Leute. Sie verwunderten sich, daß es sonst niemand in den Sinn gekommen sei, es zu kaufen. Man schalt den Gloggner einen Narren, weil er es so wohlfeil hingegeben hatte.

Am dritten Mai, am Heiligkreuztag, zogen wir in unser Häuschen ein, ich an der Krücke, Anny einen mit Kisten, Koffern und allerhand Siebensachen hoch beladenen gro-

ßen Handkarren vor sich herschiebend. Der Meister führte uns den Kleiderkasten und das neue Bett her und eine Beige Brennholz von seinem eigenen. Als alles am richtig scheinenden Ort aufgestellt war, ging Anny einen mächtigen Eierkuchen backen und braute einen herrlichen Kaffee dazu, damals noch ein gar seltener Genuß. Und die Meisterin aß und trank mit und sagte: »So, jetzt habt Ihr eine Heimat, eine freundliche – Gott schenk Euch dazu Frieden und Glück!«
Als die Nacht einbrach, ging Anny die Haustür abschließen. In die Stube zurückgekehrt, rief sie voller Herzensfreude: »Ja, Hans, nun endlich haben wir eine Heimat gefunden! O, ich möchte vor Lust singen und jauchzen, die ganze Welt umarmen, ja wohl! Ein eigenes Häuschen, das wir abschließen und auftun können ganz nach unserm Belieben. Darin wir niemand zu fragen und zu scheuen haben, beten und essen können und schlafen gehen, ohne jemandes Erlaubnis abzuwarten. Denken können: Das ist unser Haus, aus dem uns niemand vertreiben kann, als einzig der liebe Herrgott! Hans, freust du dich nicht auch? Gelt, nun wissen wir doch endlich, für wen wir geschafft und gespart haben die vielen langen Jahre! Gelt, das dachtest du wohl nie, daß wir es einmal soweit bringen würden! ... Und dort zum Fenster hinaus sehen wir ins nahe Dorf hinunter, den Kirchturm samt der Uhrtafel. Und zum Küchenfenster hinaus sehe ich den prächtigen Buchwald und die Allmend. Die auf dem Fußweg vorbeigehenden Leute werden sagen: Das ist dem Hans, dem Gunzger Hans und seiner Anny ihr Heimwesen. Sollte dich das nicht auch freuen? Ein Gärtchen werde ich mir anlegen, gleich sonnseits neben dem Hause und Bohnen pflanzen, Kohl, Zwiebeln und Schnittlauch. Auch ein paar Meyenstöcklein will ich mir zu verschaffen suchen; des Martinwebers Mareile gibt mir schon welche ... Und die geliehe-

nen hundert Gulden werden wir dem Meister mit Gottes Hilfe bald zurückzahlen können. Ich werde arbeiten und hausen, daß es eine Art hat, du wirst sehen!«
So freute sich Anny unserer frisch erworbenen Heimstätte ganz kindlich. Meine Freude wäre eine nicht minder große gewesen, wenn ich nur nicht zugleich an meine Krüppelhaftigkeit hätte denken müssen, wenn ich auch hätte arbeiten können, wie die Anny. Immerhin durfte ich mir mit ordentlichem Stolzgefühl sagen: Wenn ich zurückdenke, welch ein blutarmes, verlaustes Büblein du gewesen bist, und jetzt besitzest du ein eigenes, bezahltes Häuschen, alles redlich verdient. Wer hätte so etwas voraussehen und erhoffen können? Mach mir das ein anderer auch nach! – Es wurde mir dabei ganz warm ums Herz und ich dachte vertrauensvoll: Der liebe Herrgott wird uns auch weiter beistehen, warum sollte er nicht, da ich und meine Anny ihm ja nichts zuleide tun...
»Auch eine Geiß wollen wir uns anschaffen«, fuhr Anny mit ihren wirtschaftlichen Plänen fort, »des Güggelheiris Klaus hält eine feil, eine prächtig schöne Muttigeiß, die sieben Schoppen Milch gebe pro Tag. Eine Katze muß ebenfalls herbei. Die Hafnergrit hat mir bereits eine junge, dreifarbige versprochen von ihrer gar vortrefflichen Art. Es sind die besten Mauskatzen im ganzen Dorf... Und zwei Hühner... Und ein Laternchen, um in den Stall zünden zu können ... Auch Kartoffeln will ich pflanzen. Der Meister wird mir wohl gestatten, dann und wann ein Täglein aus dem Dienst zu stehen. Ich werde mit dem Ammann reden, ob nicht eine Allmendreute zu pachten sei...«
Solchermaßen spekulierte meine Anny. Sie schaffte schier Tag und Nacht und hauste und ruhte nicht, bis all ihre Vorhaben und Pläne in Erfüllung gesetzt waren. Außerdem ging sie zum Untervogt werken sowohl zur Winters- als zur

Sommerszeit, so oft man ihrer bedurfte. Sie bekam dafür, nebst den Taglöhnen auch noch viel Eßbares zum Nachhausetragen geschenkt, denn die Meisterin war eine gar Gute.
Morgens in aller Frühe ging meine Anny unsere Geiß melken, trug Wasser und Brennholz in die Küche, legte mir zum Kochen, für den Tag über, alles zurecht, um alsdann sich zum Bauern in Dienst zu begeben. Abends nach ihrer Rückkehr, begann sie schon wieder zu arbeiten. Sie strickte, flickte und wusch – bis in die späte Nacht hinein und schien gar nicht müde zu werden.
Das hättest du sehen sollen, welch drollige Figur ich machte bei meinen ersten Kochversuchen. Wie das Geköch entweder halb roh blieb oder angebrannt oder auf sonstige Art verpfuscht. Wie lachte Anny, wenn sie dazu kam und ich ihr davon erzählte! Freilich war mein Speisezettel einförmig: Morgens und abends Milchsuppe oder Bohnenmus, zu Mittag entweder Kartoffeln mit Äpfelschnitzen oder Äpfelschnitze mit Kartoffeln. Nach und nach jedoch machte meine Kochkunst erhebliche Fortschritte. Ich lernte Brei kochen, Rübensuppe und Kartoffelstock. Eines Sonntags, um die von der Kirche zurückkehrende Anny damit zu überraschen und zu erfreuen, versuchte ich es sogar mit Mehlklößen: Doch dieser Versuch schlug jämmerlich fehl, so daß meine Frau noch lange hernach darüber lachte...
So vergingen unsere ersten Ehestandsjährchen in Glück und Frieden. Wir schwangen uns ordentlich durch. Nur eines, trübte mir manche Stunde: Wohl waren meine Beine fast vollständig gelähmt, so daß ich mich nur mit Hilfe der Krücke von einem Ort zum andern bewegen konnte, doch die Hände und Arme waren heil geblieben. Was sollte ich den langen Tag über mit meinen Händen und Armen anfangen? Dieselben müßig in den Schoß legen, wenn andere Leute

emsig arbeiten und meine Anny sich fast zu Tode werkt von früh bis spät? Mutterseelenallein im Häuschen drin hocken, lauschen und die Stunden zählen und die Viertelstunden? Das Lesen hatte ich ja nicht gelernt. Nicht einmal in der Prattig[1] wußte ich mich zurechtzufinden. Ich konnte nur die Bilder und Zeichen betrachten. Kann man sich ein langweiligeres Leben denken? So seufzte ich viel hundert Mal. Ich machte mir oft ein Gewissen daraus, nur genug von den magern Speisen zu essen, da mir ja meine Anny den Unterhalt verdienen mußte, sie allein.
Und hörte ich vom Dorfe her Rosse wiehern, lustiges Peitschengeknall und die Wagen rasseln, so fühlte ich etwas wie Heimweh mich überkommen. Sah ich die Leute draußen auf dem Feld ackern und hacken, säen oder mähen, heuen und Garbenbinden, da juckte es mich in allen Fingern. Mich dünkte, ich müsse gehen und ihnen schaffen helfen. ... Mitunter wurde ich ordentlich übellaunig vor lauter Trübsal und Langeweile. Wenn dann Anny mich ausschalt und sagte: »Quäl dich doch nicht mit solch unnützen Gedanken! Du mußt dich halt auch in dein Schicksal fügen. Bis anhin haben wir Gott sei Dank keinen Mangel leiden müssen«. Da erwiderte ich: »Ja, so lange du rüstig bist und tapfer werken kannst! Doch, was sollen wir anfangen, wenn du älter und schwächer wirst und die Untervögtin nicht mehr am Leben ist? Die Jungen werden wohl nicht mehr große Rücksichten tragen, jedenfalls der künftige Großbauer Xaver nicht, der aus ganz anderm rauhem Holz gedrechselt ist!«
Von Mißmut überwältigt, schleuderte ich einstmals meine Krücken weit von mir. – Was trug es mir ein? – Daß ich auf allen Vieren hinkriechen mußte, um die beiden unvermeidlichen Gehhölzer wieder an mich zu bringen.

[1] Kalender.

X.

Da, eines Abends, es war in den Hundstagen, und es herrschte eine Glühhitze bis in die Nacht hinein, war ich just damit beschäftigt, die Hühner einzutun. Da kam ein ältliches, runzliges Männchen mit einem mit Rytern und Wannen[1] beladenen großen Handkarren auf unser Häuschen zugefahren. Ich erkannte es gleich; es war der Korbflechter und Ryternmacher aus Hersiwyl, welcher seinen gewohnten Strich hausieren ging und von den Bauern gern gesehen wurde.
Er habe, berichtete er mir, heute abend nach der Schälismühle, seinem gewohnten Herbergsort, fahren wollen. Es sei ihm jedoch, oder vielmehr seiner Frau, etwas Hinderliches in die Quere gekommen. Deshalb möchte er mich freundlich anfragen, ob sie vielleicht bei uns übernachten könnten? Das Bett führten sie bei sich mit und auch kochen würden sie selbst: Alles, was sie bedürften, sei ein Winkel zum Schlafen, sowie ein Plätzchen für das Arbeiten etwa ein, zwei Täglein lang. Unser Häuschen sei so hübsch abseits und ruhig gelegen und das Brünnlein bequem nahe.
Nun ja, sagte ich – ich denke, ihr werdet schon hier bleiben können. Anny wird bald da sein, denn jetzt ist ja Feierabend. Nehmt vorläufig Platz hier im Schuppen!
Nach einer Weil traf auch die Frau des Ryternmachers ein und wiederholte das Gesuch. Ich sagte zu. Ich dachte: Es sind arme, aber als brav bekannte Leute. Wie froh bist du als armer Bub gewesen, wenn dich jemand bei sich angenommen hat.
Freilich wollte Anny bei ihrer Heimkunft anfänglich eine saure Miene machen. – »Allmosengeben ist eine rechte,

[1] Geschirre zum Reinigen des Getreides.

gottgefällige Sache«, meinte sie, als wir beide uns allein im Stübchen befanden, »Allein fremde Leute ins Haus aufzunehmen, ist doch nicht immer ratsam, besonders nicht sie in der Küche hantieren zu lassen, da man nicht weiß, was sie im Schilde führen ... Da du ja gesagt hast, mag ich nicht nein sagen. Ein anderes Mal aber dürftest du nicht so voreilig sein, sondern auch meine Meinung darüber abwarten. ..«
Die Ryternmachersfrau war eine gar redselige. Sie wußte Bescheid auf und ab und kannte die Großbauern alle bis tief ins Bern- und Luzerngebiet hinein samt ihren Verhältnissen und Familiengeschichten, Todesfällen und Heiraten: sie konnte reden wie ein Aflikat[1]. Anny mußte von ihrem Kaffee trinken, herrlichen, wohlschmeckenden Kaffee, den zu jener Zeit, des teuern Preises wegen bloß reiche Bauernfrauen zu trinken sich erlaubten und dies ganz heimlich, damit das Mannsvolk es nicht merken sollte ... Und als am folgenden Morgen die Anfrage wiederholt wurde, ob wir wohl gestatten wollten, im Hausschuppen zu arbeiten, antwortete Anny rasch und bereitwillig: »Ja, ja, so lang es Euch beliebt! Solch brave Leute kann man schon leiden, gelt Hans!«
Sie blieben bei uns eine halbe Woche, und das dünkten mich wahre Festtage. Jetzt konnte ich doch auch mit jemandem weidlich schwatzen und zwar mit einem Mannsvolk, schwatzen über dies und das, die Landwirtschaft, das Fuhrwerken, von den Rossen, über Kauf und Lauf und anderes mehr. Und was das alte, schwärzliche Männchen zu erzählen wußte, potz Kirschenblust! Er war Soldat unter Napoleon, bei den Achtzehntausenden[2] gewesen, hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht, selbigen kalten Winters anno zwölf. Er hatte geschlagen und gestritten, bei Moskau und fast in allen

[1] Advokat.
[2] Schweiz. Hilfstruppen.

dortigen Schlachten, und manchmal schrecklich gehungert. An der Beresina konnte er nur mit knapper Not dem Tod entrinnen und mit einem blutjungen deutschen Offizierchen sich durch Polen und Pommern durchschlagen. Er geriet in preußische Gefangenschaft und lernte harten Pumpernickel essen. Mit jenem Preußen mußte er gegen Napoleon ziehen, was ihm schrecklich zuwider war. Bei schicklicher Gelegenheit riß er aus und kam endlich unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten wieder in seine Heimat zurück. Nein, nicht in seine Heimat, denn er war ein Heimatloser, ein sogenannter Tolerant! Er hatte weder Vater noch Mutter mehr, keinen Menschen, mit Ausnahme jenes deutschen Offizierchens, ein Adelssohn aus Köllen am Rhein, dem er das Leben gerettet und welcher ihm versprochen hatte, für ihn sein Lebenlang sorgen zu wollen. Doch das junge Herrchen werde wohl bald gestorben sein. Es hustete damals gar hohl und sah so leichenbleich aus. Der Tod schaute ihm bereits aus den Augen! meinte der Ryternmacher. Darauf erzählte er, immer emsig arbeitend, wie er hernach mit seinen halberfrorenen Füßen fechtend landauf und -abgezogen sei. In Aarau habe er eine Stelle als Offiziersbursche gefunden. Als sein Herr infolge Sturz vom Pferd sich das Genick gebrochen, habe er wiederum nicht gewußt, was in dieser elenden Welt anfangen, bis er im Derendinger Schachen mit einer herumziehenden Korberfamilie bekannt geworden sei. Eine Tochter des »Hauses« wurde seine nunmehrige Frau ...
Oftmals ging mir ob dem Zuhören das Feuer in der Pfeife aus. Ich vergaß beinahe das Kochen und Essen über all den seltsamen Geschichten. Ich wich kaum mehr von der Seite des alten Männchens, reichte ihm die zum Flechtwerk nötigen Bestandteile dar und war ihm behilflich nach Wissen und Kräften.

XI.

Die beiden Leutchen kehrten in gewissen Zeiträumen wieder ein und weilten immer länger in unserm stillen Häuschen am Rain.

Die Frau ging in die umliegenden Dörfer hausieren und kehrte abends mit einem hochaufgetürmten Karren voll Flickarbeit, Rytern, Wannen und Körben zu ihrem Mann zurück. Auch viele neue Ware setzte sie ab, stand dieselbe doch überall in erstem Kredit. Jedesmal bei ihrem Wegzuge ließen sie uns ein Geschenk zurück, einen neuen Korb oder Kratten, oder auch für Anny ein Halbpfund Kaffee oder Zucker.

Einmal, es war eines unflätigen Winterabends, kamen sie auch wieder angefahren über und über voll Schnee. Es stürmte und schneite, man hätte keinen Hund vor die Haustür jagen dürfen. Die arme Ryternfrau war völlig durchnäßt, keuchte und hustete zum Erbarmen. Meine mitleidige Anny bot ihr eiligst trockene Kleider und den warmen Ofensitz an. Sie säumte auch nicht, einen frischen, kräftigen Kaffee zu bereiten. Doch trotz Stubenwärme und Kaffee fing die Alte immer stärker an zu schauern und klapperte förmlich mit den Zähnen. Man brachte sie zu Bett, brachte ihr Tee und andere erwärmende Getränke. Aber das Keuchen und Husten nahm immer zu, desgleichen das Seitenstechen. Sie kriegte Bäcklein rot wie Glut und schon tags darauf redete sie bisweilen irr. Es war, wie der Doktor erklärte, eine heftige Lungenentzündung, und trotz der sorgsamsten Pflege war sie nach vier weitern Tagen eine Leiche.

Ihr Mann gebärdete sich, als wollte er sich hintersinnen. Es war traurig zu sehen, wie er neben der aufgebahrten Leiche saß und sie immerdar anstarrte, ohne etwas Nennenswertes zu genießen, zwei Tage und Nächte lang. Erst als wir vom

Kirchhof heimkehrten, brachen seine Tränen und sein Jammer los: »Ach hätt' ich doch mit ihr sterben können! Läg' ich doch ebenfalls bei ihr im Grabe klaftertief unterm Boden! Wir haben uns so friedsam vertragen sechsundzwanzig Jahre lang und einander kein ungutes Wort gegeben, ausgenommen wegen dem Knaben, dem unglücklichen Knaben. Gelt, Ihr wißt nicht, daß wir ein Kind hatten, einen Buben? Vor zehn Jahren, am Simon- und Judätag ist er gestorben ... Ihm geschah damit wohl; und auch uns, da er auf so traurige Weise aus der Art geschlagen – ich mag nicht davon reden. Die Selige und ich haben es uns gelobt; obgleich sie oft weinte bei dem Gedanken an den Verlorenen, Mißratenen, halbe Nächte lang, daß ich's nicht hätte merken sollen ...
Nun ist sie tot, sie, auf die ich mich zu allen Zeiten habe verlassen können. Die mir die Ware so fleißig und getreulich zu- und fortgetragen und so gut mit den Leuten zu verkehren gewußt. Die für alles gesorgt hat, so daß ich ruhig und gemütlich bei meiner Arbeit sitzen bleiben konnte Tag für Tag. Nun stehe ich einsam und verlassen da, gleich einem kleinen Waisenkind. Ich habe keine Stütze mehr auf der ganzen Welt. Wäre ich doch gestorben statt meiner Ursa!
So jammerte das Männchen. Nach einer Weile sagte meine Anny: »Wißt ihr was, Nazi, bleibt bei uns! Wir haben euch ja gern und ihr seid uns durchaus nicht im Weg – gelt Hans? Was sagst du dazu, Hans?« – Sie hatte mir aus der Seele gesprochen. Ich hätte dasselbe schon zuvor sagen wollen, doch heute in deinen ledigen Jahren verstehst du das noch nicht, wirst es aber schon noch verstehen lernen ...
Also verblieb das Ryternmännchen bei uns und begann sein Handwerk fortzusetzen. Allerdings mußte er nun selbst hausieren gehen. Zu Hause aber arbeitete während seiner Abwesenheit ein Lehrjunge. Dieser Lehrjunge war ich, der Hans! Ich nahm es zu Anfang freilich dumm und tölpisch zur

Hand; doch mein Lehrmeister übte Geduld und sagte zu meiner Aufmunterung: Höre, Hans, ich selbst verstand, als ich zu meiner Ursa kam, von dem Metier noch weit weniger als du, verstand nicht einmal eine Weidenrute richtig zu putzen. Ursa mußte mir ebenfalls alles zeigen und vormachen. Nach und nach wurde ich geschickter und flinker – wozu hätten wir sonst unsere Augen im Kopf und »Schenie« im Hirn, wie mein Herr Leutenant zu sagen pflegte. Nur Kurasch! so rief man sich damals in schwierigen Fällen bei der großen Armee zu.

Auch meine Anny nahm an dem Korbflechten immer mehr Anteil: An Regentagen und zur hohen Winterszeit ging sie schon nicht mehr zu Untervogts werken, besonders als die Meisterin gestorben, die gegen uns allzeit gut gewesen war. Ihr Mann Dursli hatte schon wenig oder nichts mehr zu sagen, sondern wurde von seinen groben Buben übermault, so daß er einen ordentlich dauern konnte.

Doch ich wollte ja von unserm Korbflechten und Ryternmachen berichten: Meine Anny kam mehr und mehr zur Einsicht, welch ein einträgliches Gewerbe es sei. Oftmals war dabei in einer Stunde zu zweien beinahe ein Franken zu verdienen. Da gab Anny das Taglöhnen gänzlich auf und machte sich ans Verhausieren der Ware. Sie war nun »Ryternfrau« geworden. Bloß ein- oder zweimal begleitete Nazi sie auf ihren Gängen, um sie mit seinen Kunden bekannt zu machen. Hernach versah sie ihr Geschäft so sicher und gewandt, als wäre sie dabei aufgewachsen, und brachte jeden Abend ein nettes Sümmchen Kleingeld mit nach Hause. Namentlich war dies zur Spätsommer- und Herbstzeit der Fall, wenn die Bauern ihr Geschirr neu anschaffen oder flicken lassen. Gefiel sich diese oder jene hochmütige Dorfbäuerin oder ihr Gäxnäschen darin, über die »Ryternanny« zu spotten, meine Anny ließ es sich nicht

anfechten, sondern sagte: Weshalb sollte ich mich meines Geschäftes schämen? Besser korbflechten als faulenzen oder betteln! Um Geld tät ich alles, was ehrlich ist, sogar den schlimmen Klatschweibern eiserne Ringe durch die Nase ziehen oder die Mäuler zuheften, falls es befohlen und bezahlt würde, jawohl!

XII.

Ich und Anny lebten uns mehr und mehr in das Handwerk ein, waren mit dem Erwerb sehr zufrieden und meinten, das werde immer so bleiben.
Nun hatte ich schon keine Langeweile mehr. Wenn wir beiden Männer unter dem schattigen Holunderbaum am Bächlein saßen, oder zur schlechten Jahreszeit im Scheunenschuppen oder im wohlgeheizten Stübchen fleißig arbeiteten von morgens in aller Frühe bis in den späten Kiltabend hinein bei allerhand Gsprächen, da vergingen mir die Stunden, ich wußte nicht wie. An Arbeit fehlte es uns nicht. Ja zur Spätsommerzeit kriegten wir deren gewöhnlich mehr, als wir bewältigen konnten, weil Anny ihre Hausiergänge immer weiter ausdehnte und ein gar gutes Mundwerk hatte. Oft blieb sie drei, vier Tage vom Hause weg, und wenn ich darüber meine Unruhe verriet, tröstete mich Nazi: »Laß dir keinen Kummer wachsen, Hans! Sie ist stark und kuraschiert gleich einem Mannsvolk, fürchtet sich allweg nicht! Die wäre an der Beresina auch über die Brücke gekommen, weit eher denn viel Hunderte von schwachmütigen und unbehilflichen Offizierchen und Soldaten, die nichts besseres zu tun wußten, als zu jammern und zu verzweifeln und den wilden Kosaken den Buckel darzubieten.«
Ganze Haufen Wannen und Rytern brachte Anny zum Flik-

ken heim. Ja, sie nahm es nach und nach sogar vor, die Sachen, wenn nicht viel dran fehlte, an Ort und Stelle selbst auszubessern. Von der neuen Ware brachte sie selten ein Stück nach Hause zurück. So mehrte sich unsere Kundschaft und unser Kredit von Jahr zu Jahr im Land herum.
Bei dem hübschen täglichen Verdienst, und nachdem wir unsere auf dem Häuschen lastenden Schulden abbezahlt hatten, durften wir uns auch einen bessern Tisch erlauben, etwa des Sonntags ein bißchen Fleisch und während der Woche statt der ewigen Kartoffeln dann und wann eine Mehlspeise. Auch das Brot brauchten wir nicht mehr so ängstlich zu sparen und die Hühnereier beim letzten Stück zu verkaufen. Es gelang uns dabei gleichwohl, Jahr für Jahr noch ein Kreuzerlein zurückzulegen. Außer für den bescheidenen Haushalt hatten wir sozusagen keine Auslagen, da ich seit meiner Verheiratung kein Wirtshaus mehr besucht, und auch Anny sich um die Kleidermode wenig oder nicht kümmerte. Wollten aber der Nazi und ich uns dann und wann etwas Gutes gönnen, dann ließen wir uns ein Tröpflein guten Obstbranntwein herbeiholen oder zur strengen Winterzeit einen Wachholder oder Weintreber. Das geschah gewöhnlich des Sonntagnachmittags oder abends. Da lebten wir denn bei dem Gläslein Magentrost und dem Pfeiflein Tabak so vergnüglich wie Gott in Frankreich, wir alle drei. Denn, unter uns gesagt, auch Anny pflegte in solchen Fällen ein Schlücklein nicht zu verschmähen. Dann löste sich Nazis Zünglein. Er fing wieder an seine hundertmal erzählten alten Kriegsgeschichten zu erzählen vom Napoleon, den Generälen Ney und Kellermann und wie sie alle hießen, vom Kriegszug in das unendlich wüste Rußland hinein. Wie die Welt noch keinen solch glänzenden und mächtigen Zug gesehen, und wie der Rest der vielen Hunderttausende sich retiriert habe unter Jammer und Elend. Die Russen beschrieb er, die

bärtigen, ungewaschenen Kerle, wie sie auf ihren magern Rößlein einhergesprengt seien, so zahlreich wie Bremsen. Wie sie gleich Wilden mit ihren langen Bratspießen auf die verhungerten, fliehenden Feinde grausam eingestochen, und welch gräßliche Kälte damals geherrscht habe. Es liefen einem selbst auf der warmen Ofenbank Schauer über den Rücken beim bloßen Zuhören! Wie öd es in Rußland ausgesehen habe. Oft war zehn, zwanzig Stunden weit kein Dorf, keine Stadt anzutreffen, nichts als Wald und Morast, Schnee und Eis; kein lebendes Tier, als hungrige Wölfe und Krähen, um die aufzufressen, welche sich vom Zuge verirrt oder vor Elend sich nicht hatten weiter schleppen können. Oder er erzählte alte Märchen und Rittergeschichten, von welchen er eine ganze Menge in Vorrat hatte, eine grauslicher und kurzweiliger als die andere. Er berichtete, wie sein Körber-Schwiegervater eines Tages ihnen die Ehesteuer ausgerichtet habe, indem er sagte: »Dir Nazi, verleihe ich den ganzen Buchsgau samt dem Niederamt als Hausiergebiet, und den Aargau und das Luzerngebiet noch als Trinkgeld obendrein. Den übrigen Strich aber von Wangen bis nach Murten hinauf und bis ins Emmental hinein behalte ich für mich und meine Buben – gehört? Nun paß auf, daß du uns nicht etwa ins Gehege kommst, es könnte dies Streit absetzen!...«
Wenn er so erzählte, horchten wir ihm mit großer Andacht zu, und Anny sagte oft zu mir voll Verwunderung: »Wie doch die Welt so groß ist, gelt, Hans! Und allerorten geschehen merkwürdige und erstaunliche Dinge, von welchen unsereiner, die kaum eine Nasenlänge herum gekommen, keine Ahnung haben! Und was ihr, Nazi, allerhand gesehen und erlebt habt! Es kann einen Wunder nehmen, daß ihr noch so gesund und kräftig seid!«
Auch Anny brachte von ihren Hausierzügen kreuz und quer

jedesmal eine ganze Hutte[1] voll Neuigkeit mit nach Hause: Heiratsgeschichten, Todes- und Unglücksfälle, Erbschaften, Prozesse und Schlägereien oder was sie sonst noch vernommen hatte. Nazi erkundigte sich bei ihr über das Ergehen dieses oder jenes Bauern in der Nähe und in der Ferne und tat oft über das Gehörte sehr erstaunt, schien er doch alle Leute zu kennen weit und breit, landauf und -ab.

XIII.

So vergingen die Jährlein eines um das andere, ein wahrhaftig glückliches Leben, von keinem nennenswerten Zwischenfall unterbrochen.
Ein neues Jahr war soeben angetreten worden unter gegenseitigen aufrichtigen und vielleicht auch unaufrichtigen Glückwünschen, Kuchenessen und mehr oder minder lauter Fröhlichkeit wie immer. Hernach kamen bitterkalte Wochen, so daß man hätte meinen können, das Eismeer mit all seinen Schrecken sei ganz in die Nähe gerückt.
Es war am Aschermittwoch. Selbst in unserm wohlgeheizten Wohnstübchen vermochten die hartgefrornen Weidenruten nur mit Mühe aufzutauen, und Anny hatte es für geboten erachtet, ihre beiden Milchgeißen mit meinen alten abgelegten Kitteln einzukleiden, was drollig anzuschauen war. Dringende Arbeit lag nicht vor, ja, grobe Flechtarbeit war des hartgefrornen Materials wegen nur höchst schwierig anzufertigen. Da stieg Nazi in unsere finstere Rauchkammer hinauf und brachte ein sorgfältig in Lumpen gewickeltes Bündel herunter. Es enthielt Fasern von fremdländischem Holz und das war so fein gespalten, wie ich noch kein solches

[1] Krätze.

gesehen hatte. – Das hat meine selige Ursa noch gerüstet, sagte Nazi mit wehmütiger Stimme. Es wurden ihm, wie jedesmal, wenn er seiner Ursa Erwähnung tat, die Augen feucht. Nach einer Weile jedoch erzählte er: Ich habe einmal, freilich es ist schon lange her, wohl an die fünfundzwanzig Jahre, ein Armkörbchen geflochten mit den Anfangsbuchstaben meines Namens drin, ein J und ein U, samt der Jahreszahl. Alle Leute, die es sahen, lobten daran die große Kunstfertigkeit. Die Frau Amtschreiberin in Olten zahlte mir dafür einen ganzen Neutaler und stellte mir auch noch eine Flasche Wein auf nebst Käse und Brot... Nun will ich versuchen, ob ich noch ein solches zustande bringen kann. Ich habe ja Zeit dazu, nicht wahr Hans? Das Ding soll dann euch gehören, damit ihr später sagen könnt: Das hat uns noch der alte Nazi zum Andenken gemacht.
Und er machte sich ans Werk. Manchmal mußte er sich ordentlich besinnen über das richtige Einteilen, damit es wohl geräte. Ich und Anny schauten ihm dabei aufmerksam zu. Und Anny meinte voller Bewunderung: »Würde ich hundert Jahre alt und täte allzeit daran herumstudieren, so was Künstliches brächte ich doch nimmer zuweg! Du ebenso wenig, gelt Hans?« Nein, antwortete ich ebenso erstaunt und tat dabei solch kräftige Züge aus meiner Tabakspfeife, daß es ganz neblig wurde in der Stube und Anny mir zurief: »Willst du etwa Speck räuchern, he? Es raubt mir ja den Atem! Hier, rüste mir diese Kartoffeln, es hindert dich nicht am Zusehen! Ich aber geh Feuer anmachen. – Herrje, schon elf Uhr, wie konnte ich mich nur so vergaffen!«
Am Samstag abend brachte Nazi sein kleines Kunstwerk zu Ende. Er selbst freute sich des guten Gelingens ganz kindlich. Steg und Bogen, die Reiflein und Sterne, auch die Anfangsbuchstaben samt Jahrzahl, alles war so ungemein zierlich, und das feine Flechtwerk überhaupt. Nirgends war das

geringste Überschüßlein oder Fehlerchen zu entdecken am ganzen Körbchen. Nachdem er es in Seifenwasser gewaschen, sah es hübsch weiß aus gleich einem Bleichetuch. Anny rief: »Selbst für den Heiligen Vater in Rom wäre es gut und kostbar genug! Doch der hat ja kein Weibsvolk im Hause, das mit dem Körbchen am Arm in der Stadt herum Staat machen könnte...«

Am Altfastnachtsabend buk Anny Butterküchlein verschiedener Sorte, je ein Plättlein voll. Es war so von jeher Brauch, selbst in den ärmeren Familien, und sollte, wie die Dorfweiber zu sagen pflegen, der Schuldenweibel auf dem Pfannenstiel hocken. Diesmal ließ sie es sich um so weniger reuen, da es ja unserm Nazi zu Ehren geschah, der uns das prächtige Kunstgeflecht zum Geschenk gemacht hatte. Freilich zeigte das alte Männchen sich heute zu Genüssen nicht recht aufgelegt. Es klagte über Schwindel im Kopf, Herzklopfen und große Müdigkeit in den Gliedern. Anny mußte ihm zureden, daß er die Küchlein nur kostete. Und nachdem er sie versucht hatte, fand er sie ausnehmend gut und duftig. Er aß von allen Sorten und ließ sich dazu auch den mit Zucker versüßten Milchkaffee ordentlich schmecken. »So«, sagte er, sich den Mund mit dem Handrücken abwischend, »nun hab ich ja gegessen wie ein Drescher! – Hans«, meinte er, »ich denke, wir stecken nun unsere Pfeifchen in Brand und wollen eins plaudern. Wir können ja bis in den späten Wintermorgen hinein noch genug schlafen, nicht wahr?«

Nachdem Anny die Küche besorgt und den Haustürriegel vorgeschoben hatte, öffnete sie ihren Wandkasten, zog aus dem Grunde desselben eine gefüllte Flasche hervor, lachte und sagte: »Alter Branntwein, herrlicher Enzian, der mir vor drei, vier Jahren von der Brunnersbergsennin zur Belohnung für einen Dienst geschenkt worden ist. Gelt Hans, davon wußtest du nichts? Ja, weißt, dem Mannsvolk darf man

nicht alles sagen ... Nun aber wollen wir sehen, ob der Enzian wirklich so gut ist. Es ist ja heute Alte Fastnacht! Auch lebt man nur einmal, gelt Nazi!« Und Nazi konnte die Güte und Milde des alten Wurzelbranntweins nicht genug preisen. Wir saßen am Ofentischchen gemütlich beisammen, tranken, schmauchten und schwatzten dies und das, Heiteres und Trauriges durcheinander, bis die Wälderuhr zwölf schlug. Nazi sagte: »Nun ist aber Zeit zum Schlafengehen. Es wird mir auf einmal wieder so schwindlig im Kopf! – Und während ihm Anny die Schuhriemen auflöste, fügte er hinzu: »Heute vor sechs Jahren ist die Ursa gestorben, heute ist der Vierzehnte ...«
Seit Jahr und Tag hatte er kein Wörtchen mehr von seiner seligen Ursa gesprochen, obgleich er es keinen Abend unterlassen hatte, für ihre Seelenruhe einen frommen Rosenkranz zu murmeln.
Ich und Anny schliefen in jener Nacht wie Murmeltierchen. Am Morgen rief Anny beinahe erschrocken aus: »Herrje, es läutet schon das erste Zeichen, und wir liegen immer noch zu Bett. Das heiße ich geschlafen! Doch, es ist ja Winterszeit – in Gottesnamen aufgestanden!« fügte sie fromm hinzu. Nach einer Weile kam sie mich beauftragen: »Geh den Nazi aufwecken, Hans! Der schläft heute auch länger als sonst ... Ich gehe nur noch hurtig die Geißen tränken, dann bringe ich das Morgenessen herein.«
Also rief ich ins Hinterkämmerlein hinein: »Nazi, das Morgenessen steht bereit, wenn ihr nun aufstehen wollt!« – Keine Antwort. – Ich rief noch lauter: »Nazi, schlaft ihr noch immer?« – Auch diesmal kein Bescheid. – Das fiel mir auf. Ich stelzte zu ihm hinein, taste mit den Händen an seinem Lager herum, erhaschte zufällig eine Hand – doch was sollte das? Die Hand war eiskalt ... Ich rief: »Anny, bring eilig Licht her, der Nazi, der Nazi! Ich glaube fast, er ist gestor-

ben...« Ich schlottere vor Angst am ganzen Leibe und Anny in der Küche nebenan ließ vor Schreck einen Topf Milch zur Erde fallen und kam hurtig herbeigeeilt mit dem Herdampelchen in der zitternden Hand. Da lag der Nazi bleich, mit starr dreinglotzenden Augen und die Hand auf das Herz gelegt... Er regte sich nicht... »Zum Pfarrer!« schreit Anny und rennt zum Haus hinaus. Ich aber wußte mir weder zu raten, noch zu helfen. Ach Gott, fragte ich mich, könnte es wirklich sein, daß er tot ist? – »Nazi! Nazi!« rief ich wieder. »Ich will ihm frisches Wasser anspritzen!« denk ich und stelzte in die Küche hinaus. Ich konnte jedoch vor Aufregung den Wassereimer nicht finden... Da kam aber Anny schon zurück, gefolgt vom Pfarrherrn; dieser hauchte in die Hände und fragte: »Wo ist denn der Mann?« – Anny befahl: »Licht her, Hans, wo steckt denn das Licht?« – »Drin im Kämmerlein«, antwortete ich, »aber ich kann kein Wasser finden, wo steckt der Wassereimer, Anny?«
Anny nahm den alten Pfarrherrn bei der Hand und führte ihn ins Kämmerlein; ich stelze ihnen nach. »Nazi!« schrie Anny ihm ins Ohr, »Nazi, schaut, der Herr Pfarrer ist da!... Nazi, nun so sprecht doch, nur ein Wort, Nazi!« bat sie. Doch der Nazi blieb stumm. Nachdem der Pfarrer ihm den Puls und das Herz befühlt hatte, sagte er: »Ihr guten Leute, der Mann ist tot. Der Schlag muß ihn gerührt haben wahrscheinlich schon vor langen Stunden, denn er ist bereits steif und kalt. Ihr müßt Euch halt drein schicken...« Anny fing so laut zu weinen an, daß man es bei Hechlers drüben hören konnte und jene Leutchen verwundert herbeigeeilt kamen, um sich nach der Ursache zu erkundigen. – »Ein leiblicher Vater«, jammerte Anny, »hätte gegen uns nicht gütiger sein können als er, der Nazi! Und er mußte nun so plötzlich sterben, ohne daß wir ihm beistehen konnten in seinem letzten bangen Stündlein. Das dauert mich, nicht auszusprechen!«

Der Pfarrherr aber mahnte: Wir wollen für die arme Seele ein frommes Gebet verrichten. Drauf dankten wir ihm für seine Mühe, und Anny bestellte für den Verstorbenen drei hl. Seelenmessen.
Als wir den Nazi begruben, war der Boden ellentief gefroren, und es traf sich, daß der Verstorbene just zu Füßen seiner Ursa zu ruhen kam.
Anny ließ ihm einen Grabstein errichten, genau so hoch und schön, wie der des reichen filzigen Grabenbauern. Als die Leute darüber die Nasen rümpften, meinte sie und sagte es ganz laut: »Einen braveren Mann, als unsern Nazi, birgt der ganze Gottesacker nicht, drauf dürfte ich schwören!«
Das Körbchen aber, das uns vom Verstorbenen zum Andenken hinterlassen worden, schlossen wir sorgfältig in das Glaskänsterlein über der Stubentüre ein. – »Das wird nicht verkauft«, entschied Anny, »eher ginge ich betteln!«

XIV.

Welch große Lücke der Tod des Ryternmännchens in unserer kleinen Familie zurückgelassen hatte, kriegten wir sogleich zu fühlen, erzählte Hans weiter, besonders ich. Erstens war ich, wenn Anny sich auf ihre Hausierergänge begab, wieder so einsam und verlassen, wie damals, als wir in unser Häuschen zogen. Niemand mehr war zugegen, mit dem ich schwatzen und mich unterhalten konnte, als etwa die Katze oder die Hühner mit ihrem dummen Singen und Gackern. Zweitens waren es früher vier Hände gewesen, wovon die geschicktesten und fleißigsten nun für immer ruhten. Und sein stilles und dabei doch so vergnügtes Wesen, das sich mit all dem Gebotenen stets zufrieden gab, sofern nur das dem Soldaten zusagende Schnäpslein nicht fehlte.

Der niemals seinen eigenen Vorteil suchte, sondern uns hausen half nach Kräften. Sein Tod war ein Verlust, der sich nicht hoch genug berechnen ließ.
Eine Zeitlang hatte ich gehofft, mit Hilfe der angewendeten vielfachen Hausmittel werde mein Bein so weit gesunden, daß ich mich wenigstens ohne Krücke bewegen könne. Doch ich habe bereits meinen fünfzigsten Geburtstag hinter dem Rücken und wie du siehst, geht es mit dem Marschieren von Jahr zu Jahr eher schlechter. Ja, bedeutend schlechter! Denn nun sind die verflixten Gsüchte[1] noch hinzugekommen, die mich oft zwicken und plagen, kaum zum Aushalten, besonders wenn es anderes Wetter geben will –.
Kehrte Anny auf ihren Hausiergängen und Reisen oft erst nach drei, vier Tagen wieder nach Hause zurück, und ich beklagte mich darüber, weil ich mich so allein und vereinsamt fühlte, da fing sie an aufzubegehren und sagte: »Ja, du in der warmen Stube drin und unter dem Schutz des Daches hast gut reden; derweil ich bei Wind und Wetter und auf garstigen Wegen meinen schweren Karren schleppen muß Land auf und ab! Die Bauern bringen einem Arbeit und Verdienst nicht auf dem Tellerchen entgegen. Vielmehr muß man sie aufsuchen und oft stundenlang warten, bis die Leute vom Feld heimkommen. Und bringt man ihnen die Sachen zurechtgeflickt zurück, hat entweder die Frau zum Bezahlen kein Geld oder der Mann just kein Münz'[2] und läßt dich wiederum eine Weile warten ... Ich wollte, *du* gingst einmal hausieren! Du würdest dann sehen, wie das zugeht!«
Ja, ich wollte gern, wenn ich nur könnte! dachte ich und griff dabei wehmütig an mein lahmes, krankes Bein. Und Anny gab mir gleich wieder gute freundliche Worte. Sie sprach

[1] Rheumatismen.
[2] Kleingeld.

über mein Verlassensein ihr herzliches Bedauern aus und suchte mich zu trösten und aufzumuntern.
Eines Tages kam ein verlauster Kerl an unsere Stubentür pochen, ganz frech mit dem Stock. Ja, er trat gleich keck ein und fragte, ob es denn wahr sei, daß der alte Nazi gestorben? Er, der Mann, hatte rote Haare und stank wie ein Schnapsfaß.
Anny aber antwortete: »Ja, den Nazi haben wir vor einigen Wochen begraben. Und nun, was soll's?«
»Nun – ich – ich bin sein Schwager – das heißt, Ursas jüngerer Bruder. Ich bin gekommen, um zu sehen, was aus Nazis Sachen – dem Handkarren, dem Geschirr und Geld – geworden ist... Er wird doch wohl auch Geld hinterlassen haben?«
»Gewiß hat er das«, erwiderte Anny. »Es waren neun Franken und etliche Batzen, die in seinem Geldbeutelchen staken und von uns zuhanden genommen wurden. Dafür zahlten wir die Ankleider, den Totengräber, die Begräbniskosten und den Pfarrer für die drei hl. Messen, sowie die Gebühr für Wachs, den Sigristlohn, den Totensarg und den Grabstein. Wollt ihr uns das etwa zurückzahlen samt dem, was wir zugelegt haben, he? Dann könnt ihr alles nehmen, was der Nazi hinterlassen hat... Habt ihr sein Grab schon gesehen?« –
»Nein! Habe auch kein großes Verlangen! Aber erben will ich! Die Sache raushaben, die der Alte hinterlassen hat! Ich bin doch sein nächster Verwandter!« polterte der Landstreicher und spähte dabei forschend in der Stube herum.
Ich sah, wie in meiner Anny der Zorn aufstieg, wie sie ganz rot wurde im Gesicht. Sie trat kühn vor den Lump hin und sagte: »Ich frage noch einmal: Wollt ihr uns die gehabten Unkosten vergüten?«
Der Kerl aber tat, als hörte er das nicht, wahrscheinlich, weil

er keine fünf Rappen Geld besaß. »Meine Sache, das Erb, verlang ich heraus!« rief er trotzig, »das Übrige geht mich nichts an. Hab weder die Messen bestellt, noch den Sigrist. Der Alte hätte ohne diese Faxen auch sterben können.«
Da schrie Anny, ihres Zornes nicht mehr mächtig, dem Burschen die Faust unter die Nase haltend: »Ein Laushund bist, ein erzverfluchter Nichtsnutz und Schlingel! Nun weiß ich es. Also du bist der saubere Vogel, von welchem der selige Nazi mehrmals geredet hat, daß er sich schäme, ihn zum Schwager zu haben! Willst du so gut sein und dich fortmachen, so schnell du kannst! Oder soll ich den Landjäger[1] holen, he?«
Augenscheinlich ging der Rote mit sich zu Rat, ob er der Aufforderung freiwillig Folge leisten oder es auf Gewalt ankommen lassen wolle. Erst als ich mich von meiner Werkbank aufrichtete und den Krückstock zur Hand nahm, ging er brummend zum Loch hinaus. Unter der Haustür wendete er sich nochmals um und rief, drohend die Faust ballend: »Ich werde euch schon finden und zwar am rechten Ort, zählt drauf!« – Drauf stolperte er nach dem Dorfe hin.
So zornig hatte ich meine Anny noch nie gesehen. »Der unverschämte, wüste Kerl!« rief sie. »Wagt nach dem Erbe zu fragen, ohne sich nur darnach zu erkundigen, wo der arme Nazi begraben liegt, um für seine Seele ein Vaterunser zu beten. Und die heiligsten Sachen zu verspotten, dieser Geißendieb!«
Jedoch als es gegen Abend ging, dachte Anny über den Vorfall wieder ganz anders. »Hätten wir doch«, meinte sie, »die paar Kleidungsstücke und die neun Fränklein ihm an den Kopf geworfen, obschon es ihm nicht gehört, vor Gott und der Welt nicht! Aber am Ende kann uns der schlechte,

[1] den Polizisten.

verwegene Mensch mehr zuleid tun, ja hundertfach mehr, als der ganze Bettel wert ist. Er könnte uns ja den roten Hahn – – höre, Hans, ich hab keine Ruhe mehr. Ich gehe hurtig ins Dorf hinein, um nachzuforschen, wohin sich der Kerl gewendet hat.«

Sie begab sich wirklich ins Dorf und kam erst zum Betzeitläuten wieder nach Hause und erzählte: »Er focht die bessern Häuser ab und ging dann in die Kreuzgaßschenke; doch nur für kurze Zeit, dann habe er sich zum Dorf hinausgemacht. Und der Ammann, den ich um Rat fragen ging, meinte: Bah, mach dir keine Sorge. Dieser Mensch wollte bloß versuchen, von euch was herauszupressen. Nun hat er gesehen, daß ihr euch vor ihm nicht fürchtet. Er wird wohl nicht mehr kommen.

Längere Zeit konnten wir des Nachts den ruhigen, wohligen Schlaf nicht mehr finden aus Furcht, der Unhold könnte uns heimsuchen. Doch bewahrte uns der Herrgott gnädiglich; Nazis Schwager ließ sich nicht mehr blicken. Ich durfte den Stechpalmenknittel, den ich zu seinem Empfange in Bereitschaft gestellt hatte, wieder außer Sicht tun.

XV.

Von da an erwies sich die Anny gegen notleidende Leute noch weit mildtätiger als zuvor. Besonders den armen Kindern pflegte sie bei jeder Gelegenheit etwas zu schenken, Brot, Äpfel und Birnen, oder auch dann und wann ein Geldstückchen, damit die Alten ihnen dafür Milch anschaffen konnten. Und wie sie die Kleinen herzte, mit ihnen tändeln und pläuderlen konnte und dabei oft feuchte Augen kriegte! – O, ich merkte es gut, wie sehr sie es bedauerte, daß uns eigene Kinder versagt waren. Obgleich sie sich sorgfältig hütete, mir diese ihre Gedanken zu verraten! ...

Im allgemeinen lebten wir beide, als befänden wir uns auf einer einsamen Insel. Wir kümmerten uns nicht um Klatsch und die üblichen Dorfneuigkeiten, luden niemand zu Besuch ein und machten selbst auch keine. Wir ließen jedermann in Ruh und wurden von den Leuten ebenfalls so gut als unbeachtet.

Bloß einmal, seitdem der Rote uns molestiert, hatten wir einen Auftritt im Hause, erzählte Hans mit schalkhaftem Lächeln weiter. Doch es war kein sehr gefährlicher... Die Anny hatte nämlich die Ehre, »hübsche Gotte«[1] zu sein. Das Kind des Mathysen Bäbeli wurde zur Taufe getragen. – Du kannst nicht darum wissen, da du zu jener Zeit im Welschland warst. Für diesen seltenen Anlaß zog Anny ihren Hochzeitstaat wieder einmal an. Als sie so aufgedonnert vor mir stand, mußte ich staunen, so verjüngt und stattlich sah sie aus. Ordentlich stolz sah ich ihr nach. Abends wurde sie, wie bei Gevatterschaften ja gebräuchlich, vom Götti nach Hause zurückbegleitet. Er trank mit uns Kaffee, und hernach schenkte ich ihm noch ein Gläschen von unserm alten Zwetschgenwasser ein. Ich merkte nicht, daß er schon ein Säbelchen anhängen hatte. – Dabei wurde geschwatzt, gescheites und dummes, und erst als die Gotte bemerkte: Schon bald zehn Uhr? Wie es doch schnell spät werden kann! fand es der Götti endlich an der Zeit, sich zu verabschieden. Nun aber nahm ich's ebenfalls wahr, daß der Mann beduselt, ja daß aus dem Säbelchen ein schwerer Schleppsäbel geworden war. Anny leuchtete ihrem Herrn Götti sorgsam voraus. Das hinderte ihn jedoch nicht, draußen in der Küche einen Schritt nebenaus zu tun, nämlich mit dem einen Bein in die Aschengrube hinunter zu sinken und darin stecken zu bleiben. Wir zogen ihn mit viel Mühe heraus, reinigten ihm

[1] Taufpatin.

notdürftig die Kleider und setzten ihm den Hut wieder auf. Alle selbständigen Gehversuche schlugen gänzlich fehl. So sah sich die »hübsche Gotte« schließlich genötigt, den Herrn Götti ebenfalls nach Hause zu begleiten, das heißt, am Arm zu schleppen. Gut, daß es zu später Nachtzeit geschah, daß stockdicker Nebel herrschte und kein unberufenes Auge den Spaß mit ansehen konnte. – – Reich mir doch jenen Büschel Weidenruten, Jean! denn heute plagt mich der Gliedschmerz im Bein. Das Zwicken und Stechen, der Schmerz in der Huft, ist schier nicht zu erleiden! Ja, jenes Nachts, als Anny wieder nach Hause kam und den Riegel sorgfältig vorgeschoben hatte, sagte sie: »Jetzt erst weiß ich recht, welch einen braven, nüchternen und treuen Mann ich habe. Da dieser Götti, der Jörg – ich hätte vor Ekel und Zorn ihn anspeien mögen, ja wohl!« – –

XVI.

Jahre vergingen, bis ich nach einer buntbewegten Wanderzeit meine Schritte wieder nach der Heimat, dem stillen heimeligen Dörfchen im Buchsgau zuwandte, wo meine Lieben weilten. Nachdem ich meine reisemüden Glieder sattsam ausgeruht hatte auf dem Lager, das nur zärtliche Mutterhände so weich und bequem herzurichten vermögen, da ging ich auch meine lieben Vettern und Basen, Freunde und Bekannte aufsuchen. Ich mußte staunen fast bei jeder Begegnung mit Dorfleuten. Aus ehedem unansehnlichen, rotznasigen Buben waren stattliche Jünglinge, aus struppigen Mädchen blühende hoffärtige Jungfrauen geworden, die bei meinem Willkommgruß schier verschämt erröteten. Mein Kompliment: »Wie du, Bäbeli, oder Stineli oder Fränzeli – so groß und hübsch geworden!« erwiderten sie schalk-

haften Blickes: »Ja, du auch – ihr auch, wollt ich sagen!« ...
Viele jedoch, die ich vor wenigen Jahren noch als kräftige Männer und flinke, blühende Frauen verlassen, waren alt und runzelig geworden, einige von ihnen hatte sogar der unerbittliche Tod von hinnen genommen.
Ach, und der Gunzger Hans! Wie sehr hatte der gute Mann gealtert und wie der landläufige Ausdruck lautet, abgenommen! Ich traf ihn auf der Ofenbank kauernd, das kranke, lahme Bein in warme Decken gehüllt. Haupthaar und Bart waren völlig ergraut. Die matten Augen saßen tief in ihren Höhlen; Stirne, Wangen und Kinn bildeten sozusagen *eine* Runzel und die ganze ehedem so mächtige und kraftvolle Gestalt schien mir wie völlig in sich zusammengesunken.
»Gelt«, sagte Hans, mir die knochige Hand reichend, »gelt, Jean, mit mir hat's geböset[1], arg geböset! Das denkst du selbst auch, ich seh es dir an ... Ja, mir ergeht es schlimm ... Dieser entsetzliche Gliedschmerz! Es gibt Tage und Nächte, wo er mich beinahe verdreht und zerreißt. Erst kam es tagweise, hernach wochenweise, daß ich durchaus nicht mehr schaffen konnte und Schmerzen auszustehen hatte, kaum zu beschreiben. Ich nahm Zuflucht bald zu den gelehrten Doktoren, bald zu berühmten Quacksalbern, zu ihren Wassern, Pflastern und Schmieren, gab dafür viel Geld aus, oft das letzte Kreuzerlein – alles umsonst! Dann riet man mir, ich solle es mit einer Badekur versuchen drunten im aargauisch Baden, wo schon tausende Heilung gefunden haben sollen. Ich aber sagte: Die Müllerin ist von dort so lahm zurückgekommen, als sie gegangen, ein Beweis, daß in Baden auch nicht allen geholfen werden kann. Und wenn es mir auch helfen sollte – woher das Geld nehmen? Unmöglich, ich vermag es halt nicht! Und drei, vier Wochen von meiner Anny weg sein, ich

[1] schlimmer geworden.

hielte es nicht aus. Langeweile und Heimweh würden mich umbringen ... Am wirksamsten haben sich die Einreibungen mit Tannzapfenöl und Ameisengeist gezeigt, wenigstens für einige Zeit; doch helfen sie nun auch nicht mehr. Guck hier die Knoten am Bein und wie der Fuß vor Schmerz ganz eingekrümmt ist! Schlimm, daß die Verkrüppelung nun auch den rechten Arm und die Hand ergriffen.« –
»Ebenso schlimm ist oder noch fast schlimmer«, klagte Hans weiter, »daß Anny ebenfalls hinfällig geworden ist. Vor etwa zwei Jahren war es, eines stürmischen Spätherbstabends. Ich wollte zu Bett gehen, als ungeduldig an die Haustüre gepocht wurde.« – »Wer mag das sein?« fragte ich mich. »Hans, ich bitte, laß mich ein!« rief von draußen her Annys wohlbekannte Stimme. Und wie sie in die Stube trat und Licht machte, sah ich, daß sie an einem Stocke ging. Was soll das bedeuten? rief ich erstaunt und erschrocken zugleich. Anny antwortete: »Was das bedeuten soll? Daß ich ein stark geschwollenes krankes Bein gekriegt habe. Daß es mich drin sticht wie mit Messern, nun weißt's! Ich war genötigt, des Schälismüllers Handknechtlein zu dingen, damit es mir den schweren Karren schob. Ich selbst hätte es nicht mehr vermocht ... Komm herein!« rief sie dem draußen harrenden Knechtlein zu. »Will dich ablöhnen!«
Nachdem das Bürschlein sich entfernt hatte, ließ sich Anny auf die Tischbank niedersinken und fing an zu flennen. Die Tränen rannen ihr fortwährend die Backe hinunter und sie jammerte: »Du lahm, Hans, und ich nun ebenfalls lahm und krank! Daß uns doch der liebe Herrgott zu sich holte, uns arme Leutchen zu sich nehmen wollte!«
Es war der Rotlauf, von welchem sie heimgesucht worden.
Zwar die Krankheit wich. Doch es war die kräftige Anny nicht mehr; sie wurde es nimmer, mußte sich große Schonung

auflegen, denn sobald sie bei feuchtem Wetter ausging, schwoll das Bein wieder an. Allein es lag noch eine andere Ursache vor, die sie mitunter am Hausieren hinderte: Mein eigener trauriger Zustand! Gab es doch Tage und gibt es solche heute noch, an welchen ich ohne Hilfe nicht das Bett zu verlassen oder mich anzukleiden vermag, denke dir!
Wir waren genötigt, des Hechlers Fritzchen zu dingen, damit er mir während Annys Abwesenheit Holz und Wasser in die Küche trage und die nötigen kleinen Ausgänge besorge. Das kostet uns ebenfalls Auslagen... Verdient wird dagegen immer wie weniger, mit frühern Zeiten nicht mehr zu vergleichen – kaum mehr der Rede wert, unser Verdienstchen, wohl begreiflich.
Und die Gemeindesteuern, die Ausgaben für das Brennholz, der Unterhalt des Daches, die mannigfachen andern unvermeidlichen Ausgaben jahraus und ein! Und die Doktorkosten, ja, die nehmen einem die Bätzlein weg, daß für den Tisch fast nichts mehr übrig bleibt.
Wir hatten uns ein weniges in die Sparkasse gelegt. Nun waren wir genötigt, das Geldlein wieder zurückzuziehen – anderes blieb uns nicht übrig. Sparsamer als wir ist es unmöglich zu leben, nein, gewiß nicht!
Und Anny werkt sich vollständig ab und getraut sich dabei kaum satt zu essen – ach, ich seh es gut! Und kriegt sie dann und wann auf ihren Hausiergängen von ihr wohlgewogenen Bäuerinnen einen guten Bissen geschenkt, will sie ihn allzeit mir zuhalten, obgleich sie selbst fast ebenso leidend ist wie ich.
Doch was soll das Klagen? Was trägt's ein? Es wird ja so Gottes Wille sein und wie er es macht, wird's wohl gut sein! Auch hab ich noch niemandem geklagt, als nur dir. Mir ist, als ob es hier ums Herz herum ordentlich leichter geworden sei. Wie geht es denn dir, junger Freund? Wie ich sehe, vortrefflich! Bist ja

so groß und hübsch geworden! Gelt, nun würdest du mir wohl nicht mehr Weidenruten streifen?
Der alte, gute Hans versuchte, trotz dem ihn quälenden Gliedschmerz, zu welchem sich noch eine große Eiterbeule am Oberschenkel gesellt hatte, munter zu lächeln.
Anny kommt heim! sagte er aufhorchend. Sie ist zum Viehdoktor gegangen wegen unserer Geiß... Du wirst staunen, wie auch sie, meine arme Anny, so arg gealtert hat!
Wir hörten die Haustüre knarrend aufgehen und sich wieder schließen. Ein Weilchen darauf kam Anny in die Stube getreten.
»Hans«, sagte sie, den verblichenen mächtigen Regenschirm in die Stubenecke stellend, »der Doktor meint, da mit unserer Geiß – – doch, wen sehe ich bei dir? Ist das nicht der Jean? Na, gottwillkomm! Wie groß du in der Fremde geworden! Hab's erst heute morgen vernommen von des Hechlers Mareile, daß du nach Hause gekommen – ich darf dich doch noch duzen – wie?«
Als die Frau ihr Kopftuch abnahm, erschrak ich beinahe, so sehr hatte sie während der zwei Jährchen gealtert. Das war die schier männlich stattliche, kräftig aussehende, werkhafte Anny nicht mehr, sondern eine gebrochene, hinfällige alte Frau, mit von Kummer und Sorgen gebleichten Haaren! Sie zog ein Schüsselchen aus dem Ofenrohr, reichte ihrem Hans die darin enthaltene dünne, farblose Brühe und fragte besorgt: »Gelt, du hast wohl sehr auf meine Rückkehr geplangt[1]? Und ich hätte doch keine Minute früher kommen können; so viele Leute waren beim Doktor. Auch geht mir heute das Gehen wieder so mühsam – das Wetter, das feuchte Wetter!... Betreffs der Geiß aber hab ich schlechten Trost gekriegt. Der Doktor meint, das beste

[1] gesehnt.

wäre halt, wir würden sie gleich schlachten. Ach, die arme gute Geiß, die allzeit so viel und so ausnehmend fette Milch gegeben!«

XVII.

Es wechselten Frühling und Herbst, Sommer und Winter. Auf rauhe unfreundliche Wochen folgten stets wieder liebliche, sonnige. Unserm Korbflechterehepaar jedoch erging es immer schlimmer. Anny leide an Blutarmut, und da könne nur mit guten, kräftigen Speisen, Eiern, Milch und Wein geholfen werden, so lautete der ärztliche Ausspruch. Doch woher die kräftigen Speisen, die Milch und den Wein hernehmen? So haushälterisch Anny damit auch umging, war das vom Kirchmeyer geliehene Sümmchen bald aufgezehrt, Bätzlein um Bätzlein rannen nur so dahin. Und kein Verdienst mehr im Hause, beinahe keiner! Gab es doch Zeiten, da die Anny ihrer schwachen Gesundheit wegen das Haus nicht verlassen konnte. Zum Überfluß kriegte Hans auch noch das »böse Tier« an die Hand, so daß er zum Korbflechten vollends untauglich wurde. Die größten Schmerzen aber ertrug er mit heroischer Geduld. Keines mochte mehr eine Klage laut werden lassen aus Furcht, das andere zu betrüben oder noch schwermütiger zu stimmen.
Der reiche Kirchmeierjoggel hatte die Güte, gegen hinreichende hypothekarische Sicherheit nochmals ein Kapitälchen zu leihen. Nun aber galt es, mit diesem geborgten Sümmchen auf das sorgsamste hauszuhalten. Die beiden kränkelnden Ehegatten begnügten sich täglich mit einer Maß[1] Milch und genossen dazu schlecht geratene, wässerige

[1] 1½ Liter.

Kartoffeln oder Kohl und Rüben, die sie in ihrem Gärtchen gezogen. Doch auch diese Vorräte drohten auszugehen, und Obst hatte es selbiges Jahr keines gegeben...

Niemand im Dorf, mit Ausnahme des filzigen Kirchmeierjoggel, hatte auch nur eine Ahnung von der herben Not, die in des Gunzger Hansen Häuschen eingekehrt war. Hans und Anny waren mit der Zeit menschenscheu geworden, mochten niemand ihre Bedrängnisse klagen und noch weniger jemand um Unterstützung angehen, sowohl aus angebornem Stolz, als namentlich aus Furcht, ausgewiesen und nach ihrer Heimatgemeinde spediert zu werden. Dieser letztere Gedanke plagte die beiden armen Leutchen schier Tag und Nacht. Er hielt sie auch ab, sich nach einem weitern Anlehen auf ihr kleines Besitztum umzusehen, obgleich ein solches von irgend einer öffentlichen Kreditkasse ohne Zweifel gewährt worden wäre.

Auf seinem Schmerzenslager oder in der stillen Ofenecke kauernd, brütete Hans stundenlang in sich hinein und wischte sich dann und wann eine verstohlene Wehmutsträne aus den eingefallenen Augen, während in der Küche draußen Anny, eine Brühe brauend, vor dem Kochherd kauerte, oft laut stöhnte und seufzte: »Wenn uns doch der liebe Herrgott holen käme, mich und den armen Hans zugleich! Doch sein heiliger Wille geschehe!«

Und Hans seufzte es fromm und ergebungsvoll nach: »Sein Wille geschehe!«

So nahte der Christabend. Ein kalter, dünner Nordostwind strich über die hartgefrorene, nackte Erde hin. Die Wohnräume des Dorfes waren hell erleuchtet. Die Leute saßen in den warmen Stuben und beteten oder vertrieben sich die Stunden bis zur Mitternachtsmesse durch kurzweilige Reden, einige auch mit Karten- oder andern Spielen. Die Hausfrauen buken Kuchen und bereiteten dazu warmen

Milchkaffee, damit man in der kalten Kirche nicht frieren mußte.
Im Häuschen des Gunzgerhans am Rain, in diesem allein, sah man kein Licht brennen. Das Öl kostete Geld, und Anny besaß nicht einmal mehr ein Bätzlein, um sich eine Halbe Milch zu kaufen. Stumm und traurig saßen die beiden Eheleute neben einander auf der lauwarmen Ofenbank, denn aus Mangel an Brennmaterial hatte der Ofen nicht geheizt werden können.
Bereits hatten sie zusammen zwei fromme Rosenkränze gebetet, den gnadenvollen und den schmerzreichen. Es läutete das erste Zeichen und nun begannen sie den dritten glorreichen; obgleich es ihnen ach, so wenig glorreich zu Mute war... »Hans«, unterbrach Anny, »willst du nicht lieber zu Bette gehen? Zu Bett wirst du dich eher erwärmen können. Auch werde ich meinen alten, gesteppten Unterrock auf dich decken.«
»Nein«, erwiderte Hans mit matter, heiserer Stimme, »ich will lieber warten, bis auch du zu Bett kommst.«
Der Vollmond blickte melancholisch durch die stark beeisten Fensterscheiben herein. Sein mattes Licht fiel schräg auf die braun getäferte Stubenwand. Es beschien auch das Glasschränkchen über der niederen Stubentüre, auf welchem seit einiger Zeit Annys Blick aufmerksam ruhte: Ihr war, als hätte sie des seligen Nazis leibhaftige Gesichtszüge aus dem Glase herausgucken und ihr freundlich zunicken sehen... Nein, nein, dachte sie, es ist nur Sinnestäuschung. Ich träume, ach, so viel, im Schlummern und im Wachen!... Doch, was war das? Ein deutlicher jäher Krach, gleich dem Springen einer Fensterscheibe, ließ sich vernehmen, dort von dem Glaskänsterlein her...
»Hans«, ruft Anny leise und ängstlich, »hast du's gehört!«
Er hatte nichts gehört.

Sie aber fuhr mit aufgeregter Stimme fort: »Er, der Nazi, hat sich geübt[1], glaube mir! Er hat uns etwas melden wollen, gewiß! ... Wir wollen den Rosenkranz zu Ende beten, Hans, und auch die Muttergotteslitanei und den Haussegen – gelt?«
Und als die alte Wälderuhr die Mitternachtsstunde schlug, verließ Anny, den Kopf mit einem Tuche umhüllt, das Haus.
– – »Bleib' du hübsch auf dem Ofenbänkchen, Hans, und deck dir die Knie mit diesem Bettkissen! Ich komme bald zurück ... Gelt, Hans, du hast Hunger, du armer Tropf!« fügte sie mitleidig hinzu.

XVIII.

Die Glocken klangen feierlich durch die mitternächtliche Stille. Der Nordwind trug die Klänge weiter das Tal entlang, brachte sie vom benachbarten Pfarrdorfe herüber. Am Himmelsdome flimmerten die Sternlein, Myriaden bunter Flämmchen, zu Ehren des menschgewordenen Christ. Aus allen Häusern und Hütten, die Gassen herauf, kamen Männer und Frauen gezogen, schweigsam, oder auch plaudernd und scherzend, nach dem ebenfalls glänzend beleuchteten Gotteshause hin. Unsere, von Hunger und Entbehrung entkräftete Anny aber fror bis ins innerste Mark hinein; es ward ihr so entsetzlich weh und bänglich zu Mute.
Der liebe Gott erhält die Vögel des Himmels. Wird er zwei Menschenkinder elendiglich und erbarmungslos zu Grunde gehen lassen können? Mich und den Hans dem schrecklichsten, dem Hungertode, preisgeben? Wenn nur er, mein

[1] angezeigt.

armer Hans, nicht so leiden müßte, ich ertrüge es ja gern! So seufzte Anny, sich mühsam zur nahen Kirche hinschleppend.
Majestätisch hallte der Orgelton durch das hochgewölbte Gotteshaus. Feierlich klang das *Gloria in excelsis,* die frohe Botschaft, durch die geweihte Halle. Andächtig lauscht die gläubige Menge den frommen Musik- und Gesangsharmonien. Da – plötzlich erschallt von außen her der gellende Alarmruf: »Feuerio! Es brennt!« – Der Ruf wiederholt sich unter der offenstehenden Kirchpforte. Er übertönt Lied und Orgelton, macht diese jäh verstummen. Jung und alt erhebt sich hastig aufs tiefste erschrocken. Alles eilt und drängt den Ausgängen zu. Man schreit, man schiebt und stößt sich, ein jedes will zuerst das Freie gewinnen. Vom Turme herab wimmert das Brandglöcklein. Die Glocken, welche soeben das frohe Christfest eingeläutet, stimmen wehklagend ein. Ein rötlichfahler Schein verbreitet sich über die Dächer, Giebel und Baumwipfel, über die winterliche Flur, macht die Nacht auf weite Runde zum hellichten Tag. Ja wirklich, es brennt, drunten im »Byfang« des Kohlertonis großes strohbedecktes Bauernhaus! Jung und alt, Mann und Weib, rennt jammernd und schreiend quer über die Matten, der nahen Brandstätte zu.
Auch unsere Ryternanny hatte, nachdem sie sich fromm mit Weihwasser besprengt, als eine der letzten das Gotteshaus verlassen. Gleich auf der Kirchstraße sah sie die hohe, gewaltige Feuergarbe gen Himmel steigen. Sie gewahrte aber auch, daß die vom Nordwind erfaßten glühenden Funken massenhaft nach Westen trieben und sich gleich einem Feuerregen über Wiesen und Bäume und zugleich über ihr, des Gunzgerhansen Häuschen ergossen... Ein heiserer Weheruf entrang sich ihrer todgeängstigten Brust. Der Schreck drohte ihr die Besinnung zu rauben. Doch Anny rafft sich

gewaltsam auf. Nach Hause muß sie, heim zu ihrem Hans, ihn zu warnen, ihn zu retten!
Die Funken kommen immer dichter angeflogen, hängen sich an des Häuschens ausgedörrtes Strohdach, dringen in dasselbe ein. Ja dort, an der östlichen Ecke, züngelt bereits eine Flamme empor, ein rasch zunehmendes Feuerchen! Kein Mensch ist anwesend, um demselben zu wehren. Der rasende Nordwind bläst es im Nu zur hellen Lohe an. Das Feuer verbreitet sich mit fürchterlicher Schnelligkeit über das ganze Dach. – Anny ist bloß fünfzig Schritte vom Hause entfernt; ihr markdurchdringender Hilferuf aber verhallt ungehört auf der menschenleeren Stätte. Keine Seele ist da um zu retten und zu helfen!
»Hans! Hans!« schreit die furchtbar Geängstigte, Verzweifelte und pocht mit fieberhaftem Ungestüm an die rauchgeschwärzte Haustüre. »Hans, es brennt! Hans, ich bitte dich, mach hurtig auf!« – Da erinnert sie sich, daß sie selbst die Türe von außen abgeschlossen hat. Sie greift mit zitternder Hand in die Jüppentasche, doch kann sie in ihrer gräßlichen Angst und Aufregung den Hausschlüssel nicht finden. Die Türe ist alt und morsch! Anny rafft all ihre Kraft zusammen. Ein gewaltiger Ruck, und die Türe fliegt krachend auf. – »Hans, ich komme!« mit diesem Rufe verschwindet das arme Weib im Hausinnern…
Von dem ersten Brandplatze her kommen Leute herbeigeeilt mit Leitern und Löscheimern bewaffnet. Doch schon stürzt das brennende Stroh zischend vom Dache herunter, rings um das Häuschen eine unüberschreitbare glühende Hecke bildend. Das Feuer hat die Dachsparren ergriffen und wütet tosend im Gebälke.
»Ist doch der Hans draußen? Und die Anny, wo ist die?« so fragen sich die Leute von entsetzlicher Ahnung ergriffen. Niemand weiß Antwort zu geben. »Ach Gott, wenn die

beiden armen Leutchen sich noch drinnen befänden! hört man entsetzt ausrufen.
Hinein darf sich niemand mehr wagen, alles ist unrettbar verloren. Spritzen kommen angefahren, wassergefüllte Schläuche richten sich gegen das tobende, verheerende Element. Alles umsonst. – Nach Verfluß von kaum einer Stunde war von dem trauten Häuschen am Rain nichts mehr zu sehen als Rauch, Flammen, Schutt und Trümmer...
»Wo sich in Gottesnamen Hans und Anny nur befinden mögen?« So forschten und fragten sich die Leute immer von neuem. »Hat sie denn niemand gesehen?« – Nein, niemand.
Als der Tag anbrach und die Lohe ausgelöscht war, stöberten die Feuerwehrmänner mit Hacken und Schaufeln in dem rauchenden, stinkenden Schutte herum, um nach den verkohlten Überresten der beiden Unglücklichen zu suchen, ohne sie zu finden.
Endlich stiegen beherzte Männer trotz des ihnen entgegenqualmenden Rauches in das unversehrt gebliebene Hauskellerchen hinab. Hier, im hintersten Winkel des Gewölbes, auf einem armseligen Häufchen Kartoffeln ausgestreckt, erblickten sie Hans und Anny, beide leblos und starr... Das Weib hielt seinen Gatten im Tode noch sorglich und zärtlich umschlungen. Dieser aber lag da mit geöffnetem Munde, die gläsernen Augen ergebungsvoll nach oben gerichtet und die Hände fromm gefaltet, wie er es wohl getan haben mochte, als der Todesengel ihn aus seinem armseligen Erdenleben abrief zum fröhlichen himmlischen Weihnachtsfeste.
So war denn Annys verzweifelter Wunsch, der liebe Gott möge sie doch zu sich nehmen, beide zugleich, in Erfüllung gegangen. –
Dies ist die Geschichte des Gunzgerhans.

Zwei Bauern von Glyms

Im Bergwald ist es düster und still; stumm stehen die hundertjährigen, knorrigen Eichen, die glatten Buchen, die schlanken Tannen, die schuppigen Föhren. Ihr mächtiges Wurzelwerk läuft erhöhten Adern gleich über den moosigen Grund hin, während das Geäst sich zu einem riesigen Laubdache wölbt, durch welches der neugierige Sonnenstrahl nur mit Mühe zu dringen vermag.
Hier weilt es sich kühl. Doch wir sollen ja nach Glyms hinauf, nach Glyms auf der Höh'!
Der Weg verzweigt sich, und da tut man wohl, sich genau an die Weisung der Talleute zu halten: Nur immer rechts, bei der Blitzeiche vorbei... Der Name kommt daher, daß der Baum vor Jahren wiederholt vom Blitzstrahle getroffen und arg verstümmelt worden ist, so daß einen wundern muß, wie er nur noch leben und grünen mag... Also bei der Blitzeiche und dann am kanzelartigen, moos- und flechtenbewachsenen Rankflüehli vorbei. Jetzt beginnt der Weg auf einmal steinicht und holperig zu werden. Eine Schlucht tut sich vor uns auf, gähnend und steil wie ein Hausdach, der Grund arg ausgewaschen, so daß stellenweise das nackte Gestein hervortritt. Hier hinauf? fragen wir voller Zweifel und Bedenken.
»Do ufe?« So frug auch der dicke Stadtmetzger, indem er sich mit dem weiß- und blaukarrierten Sacktuche den Schweiß von der glühenden Stirne trocknete. »Do ufe? Unmüglig!«
Sein Führer jedoch, ein leicht- und barfüßiger Bauernknabe, dem es um das in Aussicht stehende Trinkgeld bange werden mochte, versicherte mit einer Bestimmtheit in Miene und

Stimme, die jeglichen Zweifel fernhalten sollte: »Jo, Herr, do ufe! do ufe sy scho Roß und Chüe und Lüüt gange, mängs Hunderti, uf Glyms, uf d Frohnegg, uf d Rinderweid und au über e Bärg is ähner Tal, dr Nööchi noo – jo vili Hunderti! und isch keim nüt gscheh, so vil i weiß, as einisch i s Beerimättlers Stier, wo uusgschlipft isch ufeme yschige Stei und si ordli gwirset[1] het und dr Chnächt dr Scheiche[2] vrheit[3] und es paar Rüppi.«
»So?« antwortete der Schlächtermeister, »süscht nüt?« und er brach in ein schallendes Gelächter aus, drob sich alles verwunderte, der stille Forst, das Eichhörnchen am Eichenstamme, der Kranz im Astloch drinnen, die Drossel im Geäste und auch der Knabe, der sich die Lustigkeit des Fremdlings gar nicht erklären konnte. Dann frug der Mann, mühsam klimmend und pustend: »Aber isch se si ächt au drwärt, do ufe z chlädere, wie ne Gemschijeger, und d Chnoche dra z woge? Git's e Schick, öppis Feißes do oben i däm Plimps oder Glyms, wie's heißt?«
»Allwäg joo!« versicherte der Knabe, »d Buure do obe sy durchgänt mager, d Chüe und d Stieren aber desto feißer. Si schaffen und raggere wie närrisch, die Buure, und hei si öppis Guets, so gäbe sis no em Veh, so seit mes ömel! Und hei all öppis Apartigs, die Lüüt, me lachet se uus im ganze Tal.«
»So? Worum?«
»Ebe wägem Apartitue ...«
Die Schlucht verengte sich, der Weg, wenn man das klafterbreite Rinnsal so nennen will, ward immer steiler. Nebenan rauschte unsichtbar der junge Bergbach, sich tollkühn hinunterstürzend, kopfüber zu Tal.

[1] verletzt.
[2] das Bein.
[3] zerbrochen.

»Ischs no wyt do ufe?« ächzte der Städter, tief Atem holend und ärgerlich den Hohlweg hinauf blickend. »Wenns no wyt so goht, chehr i lieber grad um! So ne Galgewäg hani no keine gmacht, myner Sex nit!«
»Nei, nei, Herr, löit Echs nume nit lo gruuse, snoochet all Schritt, s besseret jetz gleitig!« tröstete der Knabe. »Lueget, Eue Hund isch jo scho doben am Stäpfli, de chunt d Brunnhalde, dr Impeerirain und no das chly Stützli im Speerbaan – o, mer si dobe wie ne Schyn, dr wüßet nit wie!« –
»Füert denn kei andere Wäg i das Näst ufe, as dä doo, dur dä vrdammt Chrache?« begann der Metzger von Neuem.
»Fryli jo! Uf Umwäge, vo Heistetten uus, sells nes gstyfs ordligs Strööẞli sy, wo me mit Roß und Wage chön ufe fahre, ganz schicklig, seit dr Vater... Jg aber kenne nume dä do, und dä isch mr guet gnue!«
»Glaubs woll mit dyne junge Spatzebeine!« brummte halb ärgerlich, hald neidisch der dicke Mann.
Und der Junge hatte ziemlich wahr gesprochen.
Als sich sein Begleiter noch mitten in endlos wilder Waldregion wähnte, drang auf einmal, von oben herab, helles Glokkengebimmel an sein erstauntes Ohr.
»Dasch s Glymser Glöggli«, belehrte ihn sein Führer, »sie lüüte Mittag... Wüßet dr au, wie das Glöggli macht?
»Birestiel macht nit feiß, macht nit feiß!
I dr Hell macht's gar heiß, macht's gar heiß.«
»Hihihi! Dasch wäge dene vile dürre Biire, wo si ässe, und em Gyz, wo sie plogt, wo keim arme Mönsch ne Chrüüzer Verdienst oder nes Stückli Brot gönnt... Aber singe dörfet drs nit das Liedli, aß si's kööre, wenn Ech guet zum Rot bi! Süscht chönnts Chläpf[1] absetze; das sy gar stolzi unerchannti[2] Buure do obe!«

[1] Schläge.
[2] gewalttätige.

»Meinst denn?« sagte der Metzger belustigt und den Knotenstock schwingend. »Nu, s Singe wird i woll lo gälte bi dr vrdammte Hitz und däm Durst, hahaha! ... Aber no eis möcht i froge: Gits denn au ne Chilche do oben i dem Nästli?«
»Ne Chilche? nei ne Chilche grad nit, nume nes Chilchli oder, wenn dr weit, nes großes Chappeli, zum Sant Vyt, wo guet isch gägen allerhand Vehpräste. Euse Pfarherr, dä vo Pfluttige, mueß all Monet ufe go Mäß läse, am erste Samstig d. h. wenn s Wätter nit gar z schlächt isch oder dr Wäg nit z wüest... Denn mueß i allimol mit em goh. I bi em Sigrist si Bueb und dr Vatter het gar churzen Oote.«
Der Wald erhellte sich zusehends, durch die Baumstämme begann eine Lichtung zu schimmern: Ein letztes mühsames Klimmen, und der Metzger traute seinen Augen kaum, denn vor ihm tat sich ein rings von Wald umgebenes Eiland auf, eine grüne, blühende Oase inmitten der Bergwildnis: wohlbestellte Äcker und saftige Wiesen, sanft ansteigend, die weite Flucht. Darüber lag der lieblichste Maisonnenschein ausgebreitet, glänzte der Himmel hell und klar, schwirrten Bienlein und Käfer ohne Zahl, schwebte und trillerte die Lerche voller Lust.
»Han is nit gseit?« frug der Knabe stolz.
»Woll!« entgegnete der Metzger versöhnt. »Aber d Hüüser – wo stecke denn d Hüüser, d'Lüüt?«
»D'Hüüser? dört oben ufem Hübeli, i denen Obsbäumen inn! Gseht dr de nit, s'Chilchtürnli, oben use luege und die Dachfirste? dasch Glyms! ... Jetz, dänken i, findet dir dr Wäg scho elei – oder sell i no wyters choo?«
»Nei, nei sellsch Dank ha, Junge! ... und do nes Trinkgäld – bisch zfride?«
»O joo Vergälts Gott und gueti Verrichtig und läbet wohl! Und nähmet Ech ömel vor dene Glymser Buuren in Acht, my

liebe Herr, denn das sy gar schlaui, drümol dräiti[1] Burschte, seit der Vater ... Adie!«
Der Metzger lächelte und ließ sich müde auf einen am Wege liegenden Baumstrunk nieder und wischte sich die großen Schweißtropfen von Stirne, Wangen und Nacken. Er zog eine gewickelte Zeitung aus der weiten Rocktasche. Darin stak ein gar ansehnlich Stück Schinkenwurst nebst einem winzigen Stückchen Brot. Auch ein Fläschchen zog er hervor, ein Fläschchen voll hellgelber Flüssigkeit, und stellte es, nachdem er einen tüchtigen Schluck genommen, neben sich auf den Boden. Zu seinen Füßen hockte der Hund, der gar lüstern nach der Wurst und bittend nach dem Herrn aufblickte. –
Von einem nahegelegenen Acker fuhr eben ein Doppelgespann Ochsen mit dem aufgeprotzten Pfluge dem Bergdörfchen zu. Der Pflughalter, war zurück geblieben und eben damit beschäftigt, mit einer schweren Hacke die Grenzfurche auszubessern, damit der Pfahl ordentlich in die Mitte zu stehen und dem Nachbarn nicht etwa eine Krume Erde zu Gute kam. – Ein letzter prüfender Blick der Furche entlang, dann machte auch er, die Hacke auf die Schulter schwingend, sich gemessenen Schrittes davon.
Der Mann mochte wohl in den Sechzigen stehen, das verrieten die gebleichten Haare, die in dünnen Strängen unter der farblosen Zipfelmütze hervorlugten, die gebeugte Haltung, der schleppende Gang, die Fältchen, die sich auf seinem hagern, lederfarbenen Gesichte tausendfältig eingegraben hatten. Unter den ergrauten, buschigen Brauen jedoch blitzte ein Paar gar lebhafte, graue Äuglein hervor, ein hohes Maß von List und Willenskraft verratend.

[1] dreimal gedrehte.

Die wonnemondliche Mittagssonne breitete bereits hochsömmerliche Glut über die von rauhen Winden völlig geschützten Gefilde aus. Trotzdem und keine Müdigkeit achtend, begab sich unser Bauer nicht direkt nach Hause, sondern lenkte seine Schritte erst einem nahegelegenen Kleeacker zu. Der Klee stand in üppigster Fülle. Über des Bauern welke Züge ging ein schmunzelndes Lächeln. »Keine so im ganze Fäld!« murmelte er vor sich hin. »Do cha dr Höfer Ueli lang künstlen und vörtle näbedra – Mist goht doch über all List!« – Steine, die beim Sammeln übersehen worden, las er sorgfältig auf und schleuderte sie – auf des Nächsten Acker... Schärr- (Maulwurfs-) Haufen stampfte er mit dem Fuße zornig nieder, einen jungen Kirschbaum, der lose geworden, band er sorgsam an den Pfahl. Dann erst, als er den tiefen Schatten des »Mittagsmannes« an der Randfluh gewahrte, begab er sich auf den Karrweg zurück, der bergan nach Hause führte. Sein Fuß stieß auf einen harten klingenden Gegenstand. Der Bauer wühlte im Staube, hob einen eisernen Radnagel auf und steckte ihn in die Westentasche. »Mängmol guet bruuche!« Weiter oben, an der Weißdornhecke war, wohl von einer Waldfuhre her, ein Holzscheit hängen geblieben. Auch das Scheit mußte mitwandern. Ausgetrockneten Dünger, der auf dem Wege lag, stieß er mit dem Fuße in einen Getreideacker hinaus, auf *seinen* Acker. Die Kirschbäume längs des Weges standen in voller Blütenpracht. Der Bauer bog ein Zweiglein herunter und zerzauste die Blüte bis auf den winzigen Kern – der Kern war noch schön grün und gesund, der Frost hatte ihm nichts anzuhaben vermocht. Vergnügt sah sein Blick zu den zahlreich am Wege stehenden Wildbirnbäumen empor. Auch diese zeigten eine große Fülle, der sich entfaltenden, weißen Blütenknospen.

Der Weg begann sich auf das Wiesenplateau hinauf zu win-

den, die Obstbäume standen dichter: Eine letzte steile Biegung, und auch die Häuser wurden sichtbar; eines nach dem andern, in kleinern und größern Abständen. Sie guckten zwischen den Bäumen hervor, ein volles Dutzend, mitsamt dem altersschwarzen Kirchlein.
Unter der Türe des nächstgelegenen, strohbedeckten Hauses, erschien ein etwa zehnjähriges, rothaariges Mädchen. »Ässe!« rief es mit singender Stimme. »Aetti, Toni, Götti, Christe – äs – se!«
Ihm antwortete aus der Tenne eine heisere Männerstimme: »Der Aetti isch nonit hei –«
»Fryli ischer, do chunnter jo, d'Hostet uuf!« Das Mädchen hob ein junges, an seine Füße sich schmiegendes Kätzchen auf die Arme und eilte damit in das Haus zurück.
Der »Aetti« war also unser Bauer. Beim Hofbrunnen angekommen, schwang er mit der einen Hand die Hacke von der Schulter, mit der andern schleuderte er das mitgebrachte Scheit geschickten Wurfes auf einen neben dem Hause aufgeschichteten Haufen Reisig hin; drauf wusch er sich die Hände. Drei ältliche Männer, wovon der eine bucklig, der zweite stolpfüßig und der dritte arg schiefäugig war, kamen aus verschiedenen Räumen der Scheune herangehumpelt und begaben sich wortlos, einer nach dem andern, ins Haus hinein. Ihnen nach der Bauer.
Gleich darauf kam auch unser Stadtmetzger die Anhöhe herauf gekeucht, in Schweiß gebadet und laut ächzend. Vor dem Gehöfte stand er werweisend[1] still. Ein großer Kettenhund sprang aus dem dunkeln Scheunenschuppen hervor und verkündete laut sein gestrenges Wächteramt. Des Metzgers Dogge jedoch würdigte diesen ihren bäuerischen Kollegen kaum eines Gegengrußes, sondern machte sich eiligst

[1] unschlüssig.

über den Brunnentrog her, um ihren Durst zu stillen, desgleichen ihr Herr, der, den Mund an die Brunnenröhre pressend, mit sichtlichem Wohlbehagen das reine Quellwasser schlürfte. Drauf begann er, daß Sacktuch ziehend, das vor ihm liegende Gehöfte einer kurzen Musterung zu unterziehen: Alles, die weitläufige Scheune, der mächtige Düngerstock, die Masse landwirtschaftlicher Gerätschaften, die umherstanden, lagen oder hingen, ließen auf einen bedeutenden Wohlstand schließen, keineswegs aber auf allzugroßes Reinlichkeitsgefühl. Besonders war es ein Umstand, der seine Seh- und Geruchsorgane unangenehm berührte: die jauchedurchsickerte Stroh- und Waldlaubschicht, welche handhoch den ganzen Hofraum bedeckte und kaum einen schmalen Streifen trockenen Bodens offen ließ, über welchen man ins Haus gelangen konnte. Ein mit rohen Staketen eingehegter Garten enthielt Kraut und Küchengewächse, von Blumen keine Spur.

Inzwischen hatte der Haushund sein alarmierendes Bellen fortgesetzt. Am Fenster erschien der vorhin erwähnte, sommersprossenbedeckte, rothaarige Mädchenkopf, zog sich aber beim Anblicke des Fremden scheu zurück. Dagegen ward ein alter Männerkopf sichtbar, immer noch den Löffel im Munde.

»Hollah!« rief der Metzger, »wohnt doo – nu so schwyg doch du dumme Hund, me verstoht jo chuum s eige Wort – wohnt doo der Staldebuur?«

»Jo!« antwortete der Alte.

»Dr hebet öppis Feißes[1] – nen Ox?«

»Jo – heißt das, i will der Stoffel froge.« Und nach einer Weile kam der Bescheid: »Dr söllet yne cho!«

Der Metzger jedoch wehrte: »Ässet dir numme, will nit störe,

[1] etwas Fettes.

cha warte!« und er ließ sich schwer auf die äußerst solide Hausbank, bestehend aus einem rohbehauenen Eichenklotz, nieder. Und wie er den Blick schweifen ließ über den Weg, den er gekommen – welch ein Ausblick! Vor sich, im Halbkreise, die grünen, mit zahllosen, buntblühenden Obstbäumen besäten Wiesen und Felder, als Umfassung der dunkle Föhrenwald; darüber hinweg der gegenüberliegende Berg, mit seinen Wäldern, Triften, zackigen Felsen, Klüften und sagenreichen Burgruinen, und wieder drüber hinweg die Riesen der Alpenwelt, mit ihren hellschimmernden Firnen in den blauen Aether hineinragend. Dort gen Westen hin gestattet eine Senkung des Föhrenwaldes auch einen Ausblick zu Tal, auf die in der Sonne glitzernden Dachfirsten des Fleckens Heistetten. Weiter oben lag das Dörflein Hopfsigen, dessen Hütten verwegen an der Berglehne kleben, sowie die halbzerfallene Burg Löön, auf der wilden Schartfluh...
Selbst das Auge des nichts weniger als schwärmerisch angelegten Schlächtermeisters konnte sich an dem großartigen Landschaftsbilde schier nicht satt sehen. Doch jetzt trat der Bauer vor die Haustüre und sagte, sich mit dem Handrücken den Mund wischend: »Grüeß Gott, grüeß Gott! Also dir suechet öppis Feißes, öppis Feißes?«
»Ebe jo! dir hebet nen Ox feil, wie me mr gseit het –«
»So, so, me het Echs gseit – wär denn, wär denn?« forschte der Bauer neugierig. »Wüßt nit, wem i so öppis gseit hätt, gseit hätt!«
»Afäng, me het mir s gseit, im Tal unte, im Dorf, weiß nit wär ... und öbs wohr isch, müeßet jo dir sälber am beste wüße« entgegnete der Metzger, sich ungeduldig erhebend. »Froge wird dänk woll erlaubt sy!«
»Worum nit, worum nit?«
Indessen waren auch die andern alten Burschen vor die Türe

getreten – ach, wie elend armütig diese gekleidet waren, wie abgelebt und gebrechlich sie aussahen! Gehörten sie auch zur Familie? Ehe der Metzger darüber ins Reine gekommen, befahl der Bauer: »Christe, bring dr Ryn use! ... Und dir zwee machet dr Wage zwäg, d Egge druuf und dr Soome – zwölf Määß, usem hintere Chaste!«
Das war ein kolossales Tier, das jetzt, von dem einen Alten gezerrt, unter der Stalltüre erschien. Des Metzgers sachkundiges Auge blitzte vor Freude und Begierde. Prüfend tasteten seine fleischigen Hände an Brust und Bug, an Rippen und Lenden des glänzendfetten Ochsen herum. Der Mund begann ihm vor Kauflust förmlich zu wässern. Doch er bezwang sich gleich wieder zu einer streng gleichgültigen Miene, und indem er zwei Schritte zurücktrat, sagte er die Achsel zuckend: »Feiß – feiß ischr eigetlig nit, doch chönnt mr ne bruuche ...«
Der Bauer, dessen lauerndem Blicke das gesamte Mienenspiel des Schlächters nicht entgangen war, entgegnete ebenso gleichmütig: »Nu, wenn er nonit feiß gnue isch, feiß gnue isch, dr Ryn, so müeße mr ne halt no bhalte, bhalte! Tuene wider yne, Christe!«
Da wehrte der Metzger, den Ochsen beim langen Horne zurückhaltend: »Nei, löit en nume no nes Wyli duße, das wird em nüt schade ... Füeret en es Bitzeli vor, nume paar Schritt – so! ... Das heißt, i chaufe dä Ox, syg er jetz wien er well, numme chunnt s uf e Prys aa ... Was meinet dr Papa, wie tüürr?«
Der Bauer räusperte sich und sagte nach einigem Besinnen: »Zwänzg Duble[1] zwänzg Duble.«
Da juckte der Metzger auf, wie von einer Natter gestochen, machte eine entsetzensvolle Miene und rief: »Es wird Ech

[1] Duplone = 23 Franken.

doch nit ärnst sy Papa, mit Eue zwänzg Duble? Nei, gwüß machet dr nume Gspaß! Ig aber will Ech säge, was das Tier wärt isch, bi Heller und Pfennig, will kei Batze dra verdiene: Also gib Ech achzäh Duble – weit[1] dr oder weit dr nit? He?«
Er hält dem Bauer die breite, fleischige Hand hin zum Einschlagen, dieser jedoch behält die seine steif in der Westentasche. »Thuene numen yne, Christe, dr Rhyn! Handle tüe mr doch nit, tüe mr doch nit«, sagte er trocken.
»I giben Ech achzäh und e halbi – nüünzäh – will mys eige Gäld vrspile – nu isch s gmacht?«
»Zwänzg, kei Batze weniger!« beharrte der Bauer.
»I *chanen* nit näh und *willen* nit näh um dä Prys!«
»So sy mr süscht zfride, süscht zfride – yne mit!«
»Was weit dr no dänne[2] tue?«
»Kei Batze –«
»Nu, so bhalten!« rief der Metzger unwillig und kehrte ihm stolz den Rücken. »s git no Veh z gnue!«
Wirklich lenkte er seine Schritte nach den benachbarten Gehöften hin, in der Hoffnung, der Bauer werde ihn zurückrufen und ihm den Ochsen zuschlagen. Doch geschah nichts von alledem. Ohne ihm scheinbar nur nachzublicken, begab sich der Staldenbauer vulgo Staldenstoffel nach dem seitwärts dem Hause gelegenen, blockhausartigen Getreidespeicher, wo zwei seiner Brüder mit dem Fassen von Hafersamen beschäftigt waren; als sein Auge einen Reitersmann gewahr wurde, der langsam den Saumpfad heraufgeritten kam. An dem Reitpferde war noch ein zweites angekoppelt, eine prachtvolle Rappstute. Diese wieherte schon von Weitem, hob den Kopf und spitzte die Oehrchen.

[1] wollt.
[2] davon.

Der Bauer ging dem Reiter, einem kräftigen Bauernjungen, bis an die Grenze des Gehöftes entgegen und sagte, das Pferd loskoppelnd: »Bisch gar gly[1] ume, Bänz, gar gly ume!«
»Has gar guet breicht[2]«, antwortete der Bursche, »bi dr Erst gsi.«
»So? Und heis dr doch dr schwarz Hängst use gloh?«
»Jo, jo, wie dr befohle heit! ... Und dr Hängstema het gseit, das Jung well er chaufe, wenns es Hängstfüli[3] syg.«
»Scho rächt, wenns numen eis gäb, nes Füli, numen eis gäb ... So – sellsch große Dank ha, Bänz, große Dank für e Dienst – will dra dänke, dra dänke!«
Indem er seine Stute schmeichelnd nach dem Stall hinführte, trat die Bäuerin vor die Haustüre und fragte: »Wie vill het dr dr Metzger bote für e Ryn? Hätsch nit ringer abghänkt, Stoffel? Jetz isch er uuf und furt –«
»Heb nit Chummer, Ammei, er chunnt wider: kenne das, kenne das!«
Und wirklich, als der Wagen bespannt und alles zur Abfahrt nach dem Felde bereit war, siehe da kam unser Stadtmetzger eiligst dahergegangen, man wußte nicht recht von wannen und rief, heftig gestikulierend: »He Mano, Papa, heit no nen Augeblick still! ... Wie stohts, weit dr dä Ox soo gää, wien i gseit ha?«
»Weiß nümm, wie dr gseit heit«, entgegnete der Bauer trocken.
»Nüünzäh Duble!«
»Will en no chly haa, bis er feiß isch –«
»Larifari! I chaufen feiß oder mager – nüünzäh Dublen und em Chnächt es Trinkgäld –«

[1] früh.
[2] getroffen.
[3] Fohlen.

»Ha kei Chnächt, si myni Brüedere, myni Brüedere – hü! Fahr zue, Christe, chönne kei Zyt vrsuume!«
»So wartet doch is Deuxels Name!« rief der Metzger ärgerlich. »I gibe nüünzähe und e halbi – nu, sy mr einig?«
»Isch gar nümme feil, dr Stier, nümme feil!«
»Waas? Nümme feil? Dir heit mr en jo gschetzt, zwänzg Dublone gheusche ... und ig will Ech si gää, so hört das Häken uuf, do heit er druuf, ne Neutaler!«
Der Bauer jedoch weist das Angeld zurück. »Gheusche han is, sälb isch wohr, hüt z Mittag. Jetz isch's *No*mittag, *No*mittag! Au syt dir jo drvo glaufe, das het alle Märet uuf... Sider[1] isch dr Ryn ne Neutaler meh wärt worde, meh wärt worde.«
»Was?« rief der Schlächtermeister entrüstet, »dir weit s Wort nit halte, uufschloh im Prys? Schämet Ech, dasch nit schön, nit ehrehaft!«
»Ehrehaft? Narrheite! Dr bruuchet jo dr Stier nit z näh, nit z näh! Löiten sy, dr tüet mer ne Gfalle, ne Gfalle... Wenn dr en aber weit, so mueß es zwänzg e halbi Duble sy, kei Batze weniger!«
»Wie? Vorhi *eine,* jetz scho *zwee* Neutaler uufgschlage? Do söll doch lieber s heilig Donnerwätter dry schieße i so ne Handel!«
»Hü!« befahl der Bauer wieder, »fahr zue, Christe!«
»Nei, halt!... Er isch eineweg vrchauft, dr Ox, i lohn en nit sy, tät Ech s nit zum Gfalle!« knirschte der Metzger und warf dem Bauern ein Brabanterstück vor die Füße. »Aber *gjudet* heißt me das, vrstöit dr s? Gjudet, my Seel, uf die Art z handle!«
Ohne auf die Bemerkung einzugehen, hob der Staldenbauer das Geldstück vom Boden und frug: »Nähmet dr der Stier grad mit?«

[1] seitdem.

»Nei! ... Morn z Mittag lohn ig en hole im Dorf unten im Wirtshuus. Machet, aß er bizyte dört isch!« herrschte er.
»Nu, denn willi *zwee* Neutaler druuf, zwee!«
»Wie? dir trauet mr nit? Meinet, i löin Ech das Tier am Hals?«
Der Bauer zuckte gleichmütig die Achsel. »Me chas nit wüsse, ha scho allerhand erfahre ... besser, me syg vorsichtig, vorsichtig.«
Der Metzger war schier außer sich vor Zorn. »I däm Fall«, rief er höhnisch, »trauen au ig nit, will dä Ox grad mitnäh. Löit en abefüeren is Tal, sofort!«
»Guet«, sagte der Bauer, »guet!« dann schritt er voran ins Haus, in die Stube. Das war ein altbäurisches Gemach und sehr einfach ausgestattet: ein wackeliger, runder Tisch, zwei lange Stühle, zwei Stabellen, eine alte Wälderuhr, ein wurmstichiger Kleiderschrank von verblaßter Farbe, einige auf Glas gemalte verblaßte Heiligenbilder, das war das ganze Ameublement. Ein Vierteil der Stube wurde von dem riesigen, lehmbekleckten Kachelofen nebst »Kunstsitz« eingenommen, eine schmale Bank führte an den Wänden hin, darauf standen halb- und ganz gefüllte Mehlsäcke, und lagen allerhand Kleidungsstücke. Der Tisch war mit einem groben Laken bedeckt, worauf verschiedene Speisearten ihre Eindrücke zurückgelassen hatten. Jetzt stand eine riesige, irdene Gemüseplatte darauf, nebst einem Rest Eierkuchen. Das Mädchen jedoch, für welches letzterer bestimmt war, hatte sich vor dem Fremden ins Nebengemach »Stübli« geflüchtet und guckte nun neugierig durch die Türspalte.
Der Bauer rief seine Gattin vom Bohnenplätz herbei. »Ha däm Maa dr Ryn vrchauft«, meldete er.
»Ejo!«
Auf sein Geheiß füllte sie ein Gläschen mit einer hellklaren Flüssigkeit und stellte es vor den Gast hin auf den Tisch.
Der Metzger hatte das Tischlaken mißmutig zurückgeworfen

und zählte nun die Kaufsumme hin, schichtete die Brabanter zu Vieren, legte Goldstücke und Münzpäcklein bei und sagte: »Do chönnt dr s zelle, das Gäld, öb s rächt isch! ... Eue Schnaps tüet nume bhalte, trinke keine!«
»Guets, olts Chirsiwasser[1]« erklärte die Bäuerin und legte auch ein Stück Schwarzbrot bei, schwarz wie der Boden.
»Chirsiwasser?« Des Schlächters Miene klärte sich doch ein wenig auf. »Chirsiwasser – nu, dere cha mr nes Schlückli näh.« Er beroch, er küstete es mit sichtlichem Wohlbehagen – ach, das Gläslein war so winzig klein und die Flasche schon verschwunden!
Der Bauer prüfte die Gold- und Silberlinge Stück für Stück, prüfte sie auch sorgfältig auf deren Ächtheit, in zweifelhaften Fällen durch Aufschlagen auf die Tischplatte. Schon zu wiederholten Malen hatte der Käufer ungeduldig gefragt: »Nu, wie stoht's? Isch's rächt?«
Endlich erklärte der Bauer: »Rächt – bis uf ne Neutaler –«
»Was? Han Ech denn nit ne Neutaler druuf gäh, duß ufem Platz?« Weit dr dä öppe dopplet. Donner und Doria?« So polterte der Städter. Der Bauer jedoch, indem er das Geld in den Stubenschrank verschloß, sagte gut gelaunt: »Nume nit grad so höhn, so höhn! Überzellt und überluegt het me si gly, das cha jedem passiere, ... Nu, wie dunkt Ech das Chirsiwasser? Aber dr heit jo nüt me im Glesli – Ammei, schänkem no meh y, schänk y!«
Sie tat es, allein so zögernd, so sparsam, gemessen und schnitt dabei ein so unfreundliches Gesicht. – Dies und der Umstand, daß er sich von dem widerhaarigen Bauern hatte über die Ohren hauen lassen, ärgerte den Metzger nicht wenig. »Und i will einewäg Chirsiwasser ha, bis gnue«, dachte

[1] Kirschengeist.

er grimmig, »paß numen uuf, du donners Häx!« Und das Gläslein erhebend und daran nippend, frug er laut: »Heit dr no vill vo der Rustig?«
Der Bauer und die Bäuerin schauten einander fragend an.
»Dänk öppe so vierzg, füfzg Mooß –«
»Und löit's im Chasten innen ytrochne, statt z verchaufe zu däm hööche Prys?«
»Hööche Prys? Was gilt's de jetz?« forschten sie. »Do hie hei mr nie meh as ne Gulden überchoo, sibezäh Batzen ufs hööchst.«
»Jä, jetz guldet es si halt nümme«, entgegnete der Mann mit gewichtiger Miene. »Fünfezwänzg Batze, au zwee Gulde – Alls wie d Waar isch!«
»Ejo, was dir nit säget!« Die Bäuerin schlug vor Verwunderung die Hände ob dem Kopf zusammen. »Zwee Gulde – dänk au, Stoffel! ... Und dir wüßtet is Chauf?« frug sie weiter.
»Worum nit?« entgegnete der Metzger. »Das heißt, ig sälber bruuche keis, aber die Wirte, die viele Wirten i dr Stadt – buugr!«
»Und dir wetted is das Züüg verchaufe?« frug sie immer freundlicher.
»Hm! heißt das, äxtra der Sach nohzlaufe, derfür han i zwar kei Zyt. Aber i chume jo allenorten ume i dene Wirtschafte, *mueß* hii geschäftishalber. Do will is aträge, das Chirsiwasser. *Das* do isch guet, das gilt allwäg dr hööchst Prys... Aber nes *Müsterli* mueß i haa, unbedingt, ohni das loht si halt nüt mache!«
»So mueß me halt eis gäh«, seufzte die Frau und machte sich daran, ein Hoffmanns-Tropfenfläschchen von Staub und Kruste zu reinigen.
»Was weit dr mit däm Fingergütterli?« frug der Metzger belustigt.

»Nes Müsterli zwägmache –«
»Lueget, my gueti Frau, dasch so: Wenn i Euers Getränkli sell vrchaufe, so mueß ig s doch z versueche gää, däm und diesem, Wirt und Chrämer, d.h. nes Fueßchelchli voll yschänke. Villicht überchömet dr sogar drei und e halbi Franke für Eui gueti, haudentisch gueti Waar – aber nes settigs Mustergütterli tuets halt nit, hahahaha!
Geärgert von des Mannes Lustigkeit und gleichwohl lüstern nach den drei und halb Franken, frug der Bauer kleinlaut:
»Wie groß sell denn das Müsterli sy?«
»Ne Schlegel, ne Schlegel perseh!« rief der Metzger bestimmt. »Was i nit bruuche, und au d'Butelli, chönnt dr jo wider zruggha – kennet mi dänk wol, dr Landhuusmetzger?«
»So? Aha! Scho von Ech köört, scho von Ech köört!« Und mit mehr Vertrauen wurde eine Weihwasserflasche ihres Gehaltes entleert, gespült und gefüllt – die Bäuerin tat's alleweil noch mit großem Widerstreben. Wie das in der Flasche duftete – ach, jeder Tropfen reute sie, und es gingen der Tropfen viele, viele Tausende hinein, der »Schlegel« war so dickbäuchig und tief... Doch, es war nun geschehen. Der Fremde ließ die Flasche in seine weite Rocktasche gleiten, erhob sich würdevoll und sagte: »So, jetz mueß mi doch uf d Sogge mache, ha no nes Rind kauft im Dorf unte... Wo isch dä Maa, wo mr dä Ox füehrt?«
»Scho zwäg, alls zwäg! Wartet scho lang im Schopf uß, dr Joggi, wartet scho lang! ... Also wünsch Glück zum Stier! ... Und wäge däm Chirsiwasser –«
»Mach i Bricht, sobald s vrchauft isch, chönnt druuf zelle!«
»Und d'Fläschen und was dr für heit?«
»Müeßt dr zruggha bim Tröpfli! Adie!«
Er mußte ordentlich an sich halten, um nicht hellauf zu lachen, der Schlächtermeister; obschon sie ihn neuerdings gewaltig ärgerte, die Art und Weise, wie sich der Ochsenhan-

del abgewickelt. »Jo jo, s isch nume z wohr, was me dene Lüüte do obe nohzellt, zäch und hinterlistig wie dr Deuxel, sogar euserein isch no z dumm... Aber dr Chueret wird luegen und dr Schangi und all myni Kollege: nes settigs rars Tier isch scho lang nümm zum Tor y cho – acht Zäntner i de Viertle, so guet wie nes Lot, und die Feißi! Nume schad, aß s nit Osteren isch, mit däm chäm i dr erst Meyen über perseh! Und im Prys!... Aber es fuxt mi einewäg, das Uufschloh – dä Sidian, dä Raggerbuur – mueß es Schlückli näh, über das Vrdrüßli abe – glugg glugg glugg – ah, dasch würkli nes herrligs Tröpfli, hahahaha!«

Er lachte so laut, daß es im Föhrenwalde laut widerhallte und der greise, bucklige Ochsenführer sich verwundert und erschrocken umwendete. –

Lassen wir den Metzgermeister seine Wege ziehen und kehren wir zu unserm Staldenbauer zurück. Nachdem er den Fremden weit genug entfernt wußte, zog er die Kaufssumme wieder aus dem Kasten hervor und begab sich damit in die Nebenkammer. Vergebens bat ihn sein nun der freiwilligen Haft entlassenes Töchterlein, er möchte ihm einen der hellblinkenden Silbertaler schenken.

»Nüt, nüt!« wehrte er, »bruuchsch keis! Einisch isch alls dys, einisch muesch vill Gäld haa, vill, vill, mehr as keis Meitschi i ganz Glyms, i ganz Glyms!«

Er zog ein eisenbeschlagenes eichenes Kästchen unter dem Himmelbett hervor, öffnete dasselbe und tat den Schatz hinein zu den andern Schätzen. »Me cha«, meinte er, »nit vorsichtig gnue sy und darf hützutag keim Mönsche me troue, d Wält isch so schlächt, so schlächt... Grad dä Metzger – nu, i luegen en für ne wohlhäbige Maa aa, aber hei nit au scho ganz wohlhäbig Lüüt gstole? Jetz meint er, s Gäld syg im Chaste – wie gseit, me cha niemerem me troue, hütigstags, niemerem me troue!«

Er schob das Kästchen wieder unter das Bett zurück, in den hinterstschmutzigen Winkel. Zum Überfluß stellte die Bäuerin noch altes Schuhwerk und anderes, Nachtgeräte, davor. »Nei, do suecht s niemer«, meinte auch sie. Und sie erteilte dem Mädchen den Auftrag: »Mir göi is Fäld, ig und dr Aetti – hüet guet, Fränzeli, und bring dr Madlee flyßig Tee, us em Hafen uf dr Kunst – hesch kört? Und bschlüüß d Türe guet, und chunnt öpper cho heusche[1], so heb di müüselistill, aß si meine, es syg niemer deheim! Bringt aber die Chörberfrau dä Halbbatze, wo sie gester useschuldig worden isch, so nimm en hurti ab, aber d Tür tue nie ganz uuf – hesch köört, Fränzeli?«

* * *

Der Häuser des Dörfleins Glyms waren damals, als unsere sehr wahrhaftige Geschichte anhob, just vierzehn zu zählen, bewohnt von eben so vielen Familien. Denn arme Leute gab es daselbst keine, ebenso wenig Herrenleute, die sich mit ein paar Zimmerchen und Anteil Keller und Laube begnügen. Das waren durchschnittlich wohlhabende, zum Teil reiche Bauern, die ihr eigen Erbe, Haus und Hof besaßen und genügend Raum haben wollten für Leute und Vieh, Vorräte und Gerätschaften, die sich nicht gerne einschränken ließen und keine Mieter ins Haus genommen hätten, um keinen Preis. Als der alte Schachenklaus sich ein neues Wohnstöcklein erbaut hatte und im Begriffe stand, die alten, rußigen Stuben an eine Holzhackerfamilie aus Pfluttigen zu vermieten, machten ihm die Nachbarn alle die ernsthaftesten Vorstellungen: »Wie, Chlausi, du wotsch Huuslüüt näh, du? Channsch es öppe nümme machen ohni die paar Batze Zinsli? Denn wei mir s anderi lieber grad zämetelle[1]. Pfi

[1] betteln.

Tüüfel! So lang as Glyms stoht, isch no kei Ansaß do ine choo, keine, gar keine – und du wotsch dr Afang mache? Lüüt is Huus näh, wo mr nit weiß, bringt mr si wider zum Näst uus oder nit! Nei, Chlaus, loh das gälte!«
Und er ließ es gelten.
Also waren es vierzehn Häuser und ebenso viele Bauernfamilien; und zwar, von unten angefangen: des Staldenbauern, welche Leute wir bereits flüchtig kennen gelernt, dann der Nachbar Stülpetoni, der Ürechläng, der Veitoni, des Schachenklausen, des Rohrdürsen, des Ruuchehansjoggelis, drei Familien Höfers, nämlich der Mathys, der Karli und des Ülis; ferner auf der zweiten erhöhten Linie, der Staffelbauer, der Hohldürs, der Mäntelichlei; und schließlich der Ammann Staldenveeri.
Des Staldenveeris Haus stand etwas fernab auf dem Bühlspitz, war das schönste und aussichtsreichste des ganzen Ortes, ein Steinbau mit hohen Fenstern und reichgeschnitzter, messingbeschlagener Haustüre, mit gelbem Anstrich und grünen Jalousien. Auch ein hübscher Blumengarten lag davor, hübsch eingezäunt und wohl eingeteilt; die Scheune weit und hoch, mit bemalten Türen und Toren.
Allein die Jalousien, zumal die des obern Stockwerkes, waren bereits mit Staub und Spinngewebe, das Messing an der Haustüre mit Grünspan überzogen; auf der Hofflur, bis hart an die Hauspforte, wucherte handhohes Gras, ebenso in den buchseingehegten Gartenwegen. Der Buchs selbst war unbeschnitten, die Beete kaum zur Hälfte angebaut, die Ziersträucher verwildert. Im Scheunenhofe lag ein unansehnliches Häuflein Dünger, Ackergeräte lagen und standen im Schuppen ungeordnet umher. Kein Laut ließ sich vernehmen, als das Gackern der Hühner und das verdrießliche Gähnen und Knurren des Hofhundes vom Hintergebäude her.
In der hohen weiten Wohnstube das nämliche Bild: Verbli-

chene, zerfetzte Wandtapeten, bestaubte Möbel, trübe Fensterscheiben, der Fußboden ungescheuert.
Am Tisch, im Lehnstuhl, saß eine nachlässig gekleidete, noch jüngere Frau, deren feine regelmäßigen Züge, trotz ihrer auffallenden, krankhaften Blässe und der eingefallenen Augen, unschwer die einstige Schönheit erkennen ließen. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich eine gewisse Abgespanntheit, die Speisen vor ihr ließ sie schier unberührt, nur läßig führte sie die Gabel zum Munde.
Da ging rasch die Türe auf und ein schlankgewachsener, sonnengebräunter Knabe trat herein, hastig, ohne Gruß. Die Schuhe, die er in den Händen trug, schleuderte er unmutig unter die Ofenbank und strich sich das lange, schwarze Kraushaar aus der Stirne.
»Wie mi au erschreckt hesch, Kari!« sagte die Frau. »Chunsch ab dr Weid? Gäll du bisch hungrig – doo nimm vo däm Amelettli! Und dürr Zwätschge, mit Zucker und Zimmet gchochet –«
»Ma nit!« entgegnete der Knabe trotzig und die Lippen aufwerfend. Aus seinen großen dunkeln Augen leuchtete der helle Unmut. »Ma nit, bi taub![1]«
»Taub – worum? Ach, Kari, wie du au so bös luege channsch, gäge dyr Muetter!« Sie wollte ihm die Wange streicheln, er aber wehrte und sagte: »I bi taub, wil i nume drü vier armseligi Häutli Veh cha uf d Weid trybe und die andere, d Nochbuuren all, nes Dotzen oder meh, Chüe, Stiere, Gusti[2] und Füli, alli späckfeiß! ... Und si ein de no uuslache drzue und allerlei säge ...«
»Was säge sie denn?«
»Weiß woll was; s isch gnue, wenn ig s weiß!«

[1] erbost.
[2] Rinder.

Und er stellte sich, die Hände in den Hosentaschen, vor das Fenster hin und schaute mißmutig hinaus.
Da sagte die Mutter mit kränklicher Stimme: »Loo doch die Lümmle rede, was sie wei, Büebli – was kümmeret is das? ... Ig ömel achtes nüt – gar nüt, nit meh, aß wenn dr Türgg bället hinter em Huus oder d Chatz surret unter em Ofe – rein nüt! ... Me kennt jo das grobe, hochmüetig Glymser Pack!«
»Jä, isch mi Vater denn nit au ne Glymser?« frug der Knabe, sich umwendend.
»Fryli isch er, leider Gott! ... Wird taub im Handumchehre, bruust mängisch uuf wie ne Leu, bsunders wenn er trunke het, tuet wüest und wunderlig wie ne Hund, gäge syr arme Frau ...«
Sie beschaute ihre Hände, innen und außen: »Lueg doo, Kari, wie mager, wie bleich! ... Aß i au ha müessen i das Unglück yne choo, zue däm uverständige, grobe Maa –«
»Muetter!« fuhr der Knabe auf, »i loo my Vater nit schälte, er isch e brave, guete!«
»Aber wie du au channsch uufbrönne, Büebli, wäge jedem Wörtli, grad wie är, netral! ... Ha jo nume welle säge, wie guet aß ig s hätt chönne haa, wenn i nit i das Näst yne choo wär ... Brav«, fuhr sie mehr im Selbstgespräch fort, »jo brav isch er scho, i will s zuegä, nume z brav, z dumm cha mr säge, bi aller Gschydheit! Weiß nüt azschicke, *will* nüt aschicke, hocket Johr uus und y im glyche Dräck ... Scho sälbmol, wo mr ghürootet hei – wie ha mi gwehrt i das Näst ufe z goh, i das dumme, grobhölzige, längwylige, ha gmeint mr welle nes Gschäft afoo, chrämere, wirte ... Aber es het nit müesse sy, er het sym Zwänggrind gfolget und ander Lüüte –«
Hier wurde sie unterbrochen durch den Ruf ihres Söhnleins: »Do chunnt er jo, dr Vater, s Rainli uuf!«
»So?« antwortete sie gleichmütig und ohne aufzublicken.

Es war ein hochgewachsener muskulöser Mann, der jetzt eintrat. Er mochte kaum in die vierziger Jahre getreten sein, doch war sein dichtes schwarzes Bart- und Kopfhaar bereits mit Grau meliert, wogegen die jugendlich, ja sehr lebhaft geröteten Wangen gar seltsam abstachen.
»Bisch hei, Vater?« sagte der Knabe.
»Jo ... do hesch ne Chrom, Kari, nes Mässer!«
Die Augen des Jungen blitzten freudig auf, rasch eilte er hinaus, um das Schneidwerkzeug gleich an einem Holzscheite zu probieren. Während der Mann Rock und Hut an den Wandnagel hing und gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken geschlungen, die Stube auf- und abzuschreiten begann.
»Dört im Oferohr inn isch s Ässe«, sagte die Frau.
»Ha kei Hunger«, entgegnete er, »'s isch mr hüt z schlächt gange...«
Die Frau war vor den Wandspiegel getreten; ihr Haar ordnend fragte sie: »Bisch de wider vergäben i dr Wält umegstürmt? Und gwüß kei Gäld heibrocht?«
Er schüttelte verneinend und traurig den Kopf.
»Nit? Also keis? Nu, do bini schön draa! Has scho lang uusgmacht gha, a dr Pfingste well i, wenn i zwäg syg, is Wasmers uf dr Chrüüzstrooß dr Bsuech umegää und druufhy ne neue Rock lo mache und es neus Hüetli, aß mi au dörf lo gseh. Alli myni Chleider sy us dr Mode choo, au es neus Parisöli mueß i ha und neui Stifeli, d Sunntigstifeli sy ganz uustrampet; nes Uhrechetteli, cha mys alte guldige gar nümme finde... Also kei Gäld? Nit emol für dy armi Frau, für Chleider – em Amme sy Frau? ... Isch das nit e Schand, e himmelschreieti?«
»I pfyf dr doch uf dyni Chleider, uf dy eifältig Gstaad, die dummi Hoffert!« platzte er endlich heraus. »Gäld für Röckli, Parisöli, Gäld für Gschlämp aller Art – du myn Gott, wenn i

nume Gäld chönnt überchoo, für d Zinse z zahle und das abkündete große Kapital – i ha dr s jo scho zwöi-, drümol gseit, wie teuf aß ig im Päch bi!«
»So? Nu, do hätt mi dr Deuxel wol bschiße«, erwiderte sie, sich wieder lässig in den Pfühl werfend, »wenn ig mi no um dyni Schulde müeßt kümmere, bi allem Böshaa, Johr uus und y, settigem sett nohstuune! Keini neue Chleider, keis rächts Freudeli, mueß sy wie abgstorbe hie, i dem abglägne dumme Näst! ... Keis Gäld? – Du hesch halt nie keis, Johr uus und y nit! Weisch halt nüt az schicke! ... My Brüeder –«
»Jo, just dy Brüeder, dä het s wüssen azschicke!« erwiderte er gereizt, »so guet wüssen azschicke, aß er z Lumpe grooten isch und ig jetz Bürgschaft zahle mueß, zwöituusig Franke – hahaha!«
Er lachte so grimmig, daß seine Frau darob schier erschrak.
»Bruuchsch mr das nit fürzha, du unverschante Kärli du!« erwiderte sie hierauf. »I cha jo nüt drfür... Au han i jo nit dr Brüeder Basili gmeint, aber der Schangi – dä cha s ömel guet mache, wie ne Heer. Und d Frau so gstaadlig drhär choo, i Syden und Samet –«
»Cha s mache wie ne Heer, dy Brüeder?« unterbrach er sie höhnisch. »Jo, ne schöne Heer das! Hütt, won er mr hätt selle Bürg sy i dr Amtschryberei, het s gheiße: No einen oder zwee drzue, uf dä doo gäbe mr nit vill –«
»Das lügsch dänk!«
»Lüge? O wär s nume gloge, wär s numen anderisch und ig us dr Verlägeheit use! Wo jetz ander Bürge näh, jetz wo mr s Wasser is Muul yne lauft?«
Da entgegnete auch sie höhnisch: »He nu, wenn *du* doch so rychi Brüedere hesch, wie drglyche tuesch, so gang zu dene, die selle dr hälfe!«
Es trat eine Pause ein, dann sagte er mit mühsam gedämpfter Stimme: »Das Föppele, Fraueli, han i nit gärn, weisch s woll!

Du weisch s au woll wie s dört stoht, wie sie gäge mi gsinnet sy, weisch au worum... Und *dörthy* gohn i z allerletscht, goh gar nit, ma woll gwarte, bis es vor em sälber chunnt, das Gäld, das Erb, *mueß* halt warte!... Bi ebe mit em erbe nit gfellig«, fügte er murmelnd hinzu.
»*Was* seisch?« fuhr sie auf. »O, i merke di scho, du grobe Burscht du, uf was as stüpfsch! Gäll du masch nit gwarte, bis my Muetter stirbt, gönnsch ere nit emol die paar Stündli Läbe!«
»Das hani nit gseit und au nit dänkt –«
»Woll, das hesch – o i bi nit so dumm wie da meinsch!... Woll, dumm *bin* i, bi *einisch* dumm gsi, aß mi so ane grobe Buurepflegel ghänkt ha, sälbmol, a eine, wo mi nüt as helche[1] tuet und mr nit emol nes neus Chleidli vrma z chaufe! O i bi dr ärmst Tropf uf dr Wält!«
»Und ig bi dr zwöitärmst Tropf!« brummte er.
Er schritt auf das Eckbuffet zu, zog eine Flasche hervor, schenkte sich ein Gläschen ein und leerte es auf einen Zug. Da gewahrte er einen Zettel auf der Lade. »Was isch das do für nes Papier?«
»Weiß nit, ha s nit agluegt! der Weibel het's brocht«, erwiderte sie kurz und schnippisch und begab sich in die Nebenstube, die Türe heftig hinter sich zuschlagend.
Der Ammann von Glyms biß sich unmutig auf die Lippen. Dann knitterte er das Papier, nachdem er es gelesen, zornig zusammen und warf es in die Stubenecke. »Au das no – isch denn der Tüüfel loos i allen Egge?«
Nach einigen Gängen die Stube auf und ab, murmelte er vor sich hin: »Woll, jetz gohn i einewäg, will s woogen und em Tüüfel uf e Chopf trampe!«
Er öffnete die Nebenstubentüre und fragte: »Was schaffet dr Chnächt? Wo isch er?«

[1] quälen.

Keine Antwort. »J froge no einisch: Wo isch dr Odi (Adam)?« Es klang diesmal ungeduldig, zornig.
»Wo wett igs wüsse? Was göi mi d Chnächten aa? Scho z Mittag het er kolderet wägem spoten Ässe und gseit, wenn er kei Lohn chönn überchoo, so tüei er au nümme schaffe – jetz weisch s, jetz hesch dr Dräck!« fügte sie schadenfroh hinzu. Gleich darauf aber fing sie an zu ächzen und zu stöhnen: »O mys Härz – jetz hani wider mi Afall ... s gscheht dr ganz rächt! Au wenn i sturb – denn gschäch s dr erst ganz rächt, möcht dr s gönne!«
Und der Staldenveeri jammerte seinerseits, die Türe wieder zuschließend: »O das Eländ, das Eländ!« und schenkte sich ein zweites und drittes Gläschen ein.

Aus: Glyms auf der Höh

Der Franzoseneinfall

Die Franzosen kommen!
Der Ruf wollte kaum weniger bedeuten, als: die Türken kommen, die Heiden kommen, die Henkersknechte!
War das ein Lärm, ein Gejammer und Wehklagen bei den Frauen und Kindern – von den Kindern kam nun schon keines mehr in die Schule, denn wozu das Lernen, wenn einem das Halsabschneiden so nahe bevorstand? – Ein Schelten und Dräuen und mitunter auch ein Zagen unter den Männern! Die »Fastnachtsküchlein« hatten plötzlich allen Wohlgeschmack verloren, der Wein wollte niemandem mehr recht munden und von Freude und Lustbarkeit war nicht die Spur. Die Vorsichtigeren machten sich jenen Altfastnachtabend noch daran, ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in »sichere« Verstecke zu bringen, in die Erde, unter die Bodenfliesen, in hohle Bäume, hinter Reisig-, Stroh- und Heuhaufen, an die wunderlichsten Orte. Sie zogen die Schätze gleich wieder hervor, schleppten sie unschlüssig da- und dorthin, wie die Katze ihre Jungen, und wußten sich vor Angst weder zu raten noch zu helfen. Der alte Mauserchristen wollte sogar seine Bleßkuh in sichern Versteck schaffen und zwar auf die Heubühne hinauf, hinter den Futterhaufen. Bei diesem Versuche jedoch, dem Heben und Winden, hätten alle drei, nämlich der Christen, seine Frau und die Kuh bald den Hals gebrochen.
Bei alledem frugen sich die besonneneren und patriotischeren Männer: Was werden unsere gnädigen Herren und Obern wohl beschließen und tun? Wir haben ja Militär, haben des Landsturms zur Genüge!
Das Militär...

Erst vor ein paar Monaten, im verwichenen Herbst, hatte man das kantonale Milizheer zu einer Musterung zusammengezogen, ganz in unserer Nähe, auf dem Großfelde bei Egerkingen. Es war ein starkes Bataillon, und wie die Soldaten in Reih und Glied und hübsch ausgerichtet dastanden, den Dreispitzhut auf dem kühnen Haupte, die langen Rockschöße aufgeschlagen, die Messingknöpfe der Scharlachweste hell geputzt, bewaffnet mit Schieß- und Seitengewehr – das gewährte einen gar stattlich prächtigen Anblick. Zu Hunderten waren die Leute von allen Seiten herbeigeströmt, um sich an dem kriegerischen Eintagsschauspiel zu laben. Da sah man den fürnehmen Stadtoberst, der ritt einen prachtvollen Streithengst, trug einen Federbusch auf dem Hute und eine rotweiße Schärpe um den Leib und schaute gar kühnverwegen drein. Dann der dicke Herr Major. Dann noch einen, auf einem magern Rößlein, der sah nur stillschweigend zu, schüttelte auch zuweilen den Kopf, wobei das lange, rot und weiß eingebändelte Haarzöpfchen gar unzufrieden hin- und herbaumelte. Man raunte sich zu, das sei der Ober-Oberst, und das goldene Sternchen am Brustlatz habe er sich aus fremden Kriegsdiensten mit heimgebracht. Es wurde »Links- und Rechtsum« kommandiert, links- und rechtsaus marschiert, bis auf einmal, nahe bei der Dünnern, ein arger Knäuel entstand, ein unentwirrbarer. Alles schrie und tobte, wer nur das Recht dazu zu haben glaubte, nämlich die Herren Hauptleute, hoch und gering, und niemand wußte mehr wo aus und ein. Ganz in unserer Nähe stand des Untervogts Willem, der ebenfalls in fremden Diensten gestanden und lange Jahre die Stelle eines Drillmeisters bekleidet hatte. Auf diesen kam nun der Stadtoberst zugesprengt und frug verzweifelt: Was fangen wir nun an, Willem? Und der Willem erteilte zweckdienlichen Rat, und die Schlachtordnung wurde wieder notdürftig hergestellt. Es sollte nun auch noch im Feuer

exerziert werden. – Da wird es schlecht genug zugehen, entschuldigte sich der Oberst zum voraus bei seinem vorgesetzten Herrn Inspektor. Die Leute fürchten sich halt vor dem Schießen... Endlich war die Ladung in den üblichen Tempos zu Stande gebracht. Kaum aber erscholl von des Obersten Mund das Kommando »T'an!« und noch hatten wir Zuschauer uns die Ohren nicht recht zugehalten, als es schon zu blitzen und zu knallen begann, biff! baff! buff! die ganze Linie entlang, so daß der Inspektor wütend schrie: Herr Oberst, in des Dreideixels Namen – Eure Leute schießen ja, eh' sie's nur sollten.



Und nun, da dieselben Soldaten schießen sollten, ganz ernsthaft, auf der Paßwanghöhe und zwar auf die anrückenden Franzosen, da warfen sie nach den ersten schlechtgezielten Schüssen die Flinte elendiglich ins Korn und retteten sich mit möglichst heiler Haut bergab.

Sie hielten nicht Stand, weil der Feinde gar so viele waren, zehn gegen einen der unsrigen; weil die Hauptleute über die Art der Abwehr nicht einig waren und es ihnen an Mut und Entschlossenheit fehlte. Sie hielten nicht Stand, weil – und das war das Hauptsächlichste – ein großer Teil der Milizen gar wenig Lust verspürte, für das veraltete Regiment hochmütiger Stadtherren und brutaler Landvögte sich totschießen zu lassen. Schlimmer, so dachte wohl manch einer, kann es uns, dem verachteten und geknechteten Landvolk, unter allen Umständen kaum gehen!

Nur wenige waren es, die, ob ihre Kameraden auch feigherzig flohen, der Übermacht gegenüber trotzig Stand hielten. Auch der Landsturm sollte zur Landesverteidigung herangezogen werden. In unserem Dorfe war es der Statthalter Zelghöfer, der das Aufgebot betrieb und zwar mit aller

Strenge. In den Küchen wurden Flintenkugeln gegossen, die Asche der geweihten Stechpalme in das flüssige Blei gemischt – dieses und der Papierpfropfen aus den Blattseiten des Legendenbuches oder auch des »Geistlichen Schildes« sollten der Kugel das nicht zu verfehlende Ziel geben mitten in das Herz des ruchlosen Feindes. Zu eigenem Leibesschutz und Schirm wurden Amulette und Skapuliere umgehängt, auch erteilte der Pfarrherr, nach einer ermutigenden Anrede, allen Kämpfern seinen geistlichen Segen, nebst der großen Absolution.

Als mein Ätti, mit der Vogelflinte auf der Schulter, von uns Abschied nahm – wer will den Schmerz meiner Mutter beschreiben, den Schmerz von uns allen! Nicht minder groß war der Jammer der Zelghöferin, denn mit dem Bauern hatte sich auch sein Sohn zum Kampf gerüstet, der neunzehnjährige Franz.

So zogen sie denn unter des Zelghöfers trotziger Anführung aus, Männer, Knaben, sogar Frauen und Jungfrauen, in hellen Haufen, auf das bunteste bewaffnet mit Flinten und Säbeln, Hellebarden und Sensen, Mistgabeln, Dreschflegeln und Kärsten ... Des Weihersepplis Maribäbi, trug sogar eine mächtig langstielige Baumputzsäge auf der Schulter, die Köhlerin ein auf eine lange Stange gepflanztes Hakenmesser, als wollten sie beide in den Wald Band hauen gehen. Den meisten leuchtete grimme Entschlossenheit aus den finstern Augen.

Es war bestimmt worden, daß der diesseitige Landsturm in der äußern Klus sich besammeln sollte. Allein schon im Dorfe Önsingen kamen den unsrigen Leute entgegen, welche von einem Weitermarsche abrieten; in der Klus seien nur einige Häuflein eingetroffen und diese selbst schickten sich bereits wieder zum Abzuge an. Denn auf dem Paßwang sei es gar unglücklich abgelaufen. Unsere Soldaten hätten den kürze-

ren gezogen, befänden sich auf dem Rückzug, die große Übermacht auf den Fersen. Der Zelghöfer jedoch rief voller Zorn: Hundsfotte, Feiglinge und Verräter sind's, die so schwatzen! Vorwärts, sag ich, dem Feind entgegen!
Im Löwental, oberhalb Önsingen, kam ihnen ein Reiter entgegen gesprengt und rief: Kehrt um, ihr guten Leute! Bern und Freiburg haben bereits kapituliert, die Franzosen sind von drei Seiten her gegen uns im Anzuge. – Alles verloren! Kehrt um, so rat ich euch, denn länger sich wehren, heißt nur unnützes Blut vergießen und des Feindes Grausamkeit herausfordern...
Es war, der dieses sagte, des Junker Landvogts Bruder – dem durfte, dem mußte man schon Glauben schenken. Zugleich vernahm man von Westen her dumpfes Rollen – bumm! bumm! ... Also kein Widerstand mehr? frug der Zelghöfer. Der Junker zuckte kleinmütig die Achsel. Da erhob der Bauer wütend sein Gewehr und schlug damit auf einen am Wege stehenden Abweisstein, daß es zerschellte und die Splitter weit umherflogen. Er machte, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, Kehrtum, ihm nach oder vielmehr ihm voraus der ganze bunte Haufe, fluchend und schreiend, einige wohl mit großer heimlicher Befriedigung.
Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Gäu, bis in die entlegenste Hütte: Alles verloren! Die Franzosen rücken an, sengen und morden, verschonen nicht das Kind im Mutterleibe – wehe! wehe! – Der ferne Geschützesdonner war verstummt, dafür erdröhnten nun Kanonenschläge ganz in der Nähe. Es war, wie man nachträglich vernahm, der bernische Oberst Kirchhofer, der mit Fußvolk und Artillerie von Olten heraufgerückt kam. Als er jedoch zwischen Oberbuchsiten und Önsingen, beim sogenannten Durchbruch, des feindlichen Vortrabes ansichtig ward, machte er Halt, ließ einige abschreckende Geschützsalven

abgeben und zog sich mutig nach Hägendorf zurück, allwo er Posto zu fassen gedachte.
Am westlichen Himmel prangte in seltener Pracht das purpurne Abendrot: für die sinnlos Erschrockenen, Verzagten war es der glühende Wiederschein von Hunderten in Brand gesteckter Städte und Dörfer. Die Angst stieg aufs höchste, man betete, jammerte und tat fromme Gelübde.
Der Zelghöfer murmelte zornige Verwünschungen, sie galten Freund wie Feind, der Feigherzigkeit wie dem blutigen, ruchlosen Frevel...
Dorfangehörige, die in der Fremde weilten, kamen eiligst nach Hause gezogen, darunter auch meine Schwester Liesel, keuchend und bebend. Ach, welch großes, bildhübsches Mädchen das geworden war, man konnte es nicht genug ansehen. Allein gerade dieser aufblühenden Schönheit wegen hatte die Lehrmeisterin sie nicht mehr länger bei sich behalten wollen, angesichts der anrückenden, ruchlosen und entmenschten Franzosen.
Und nun wir! begann meine Mutter zu jammern, was sollen wir mit dem Meitschi anfangen? Ach Gott, ach Gott, die Not!
Die Not war wirklich eine große und allgemeine: die Höferin, die Wagnerin, die Untervögtin – eine jede besaß eine oder mehrere hübsche Töchter. Und nun beriet man sich im Verein mit meiner Mutter, wohin man die Mädchen wohl bergen könne. Ins Pfarrhaus? Das wäre wohl das Schicklichste gewesen. Aber weilte zur Zeit nicht der Jungrat Gäbeli dort auf Besuch, ein gar hübscher, verwegener Herr, bekannt durch seine Liebesfanzereien? Und der Vikar, noch so jung – nein, diesen durfte man der Versuchung nicht aussetzen! Und war es denn so sicher, daß nicht auch der Pfarrherr seine Soldaten bekommen werde, vielleicht gar noch die allerschlimmsten? Wohin denn mit den Mädchen?

In den Wald hinaus, in den dichtesten, unzugänglichsten Wald? Unmöglich, bei der rauhen Winterszeit geradezu unmöglich, schon der nächtlichen Finsternis, des wilden Getiers und des gespenstigen Wesens wegen. Und das Ende der tiefsinnigen Beratung war, es solle jede der Mütter ihr Kind so gut als möglich ins Versteck bringen und zwar im eigenen Hause. Darum wurde unsere Liesel in die finstere, rußige Schwarzzeugkammer gebracht, ihr im hintersten Winkel ein Lager zurecht gemacht und dasselbe mit allerhand Holzgeräten, Spinnrädern und Hanfgarben verbarrikadiert. Meine Mutter versorgte das arme Kind von Stunde zu Stunde mit heißem Hollundertee und frischgewärmten Kissen, jene ganze Nacht über, horchend auf jedes Geräusch, so daß sie des Morgens selbst vor Frost und Unwohlsein zitterte, und wir befürchten mußten, sie werde uns ernsthaft erkranken.

Und sie sprach zu mir: Nun dank' ich Gott, und du darfst ihm auch danken, Martha, daß er dich mit den Pocken heimgesucht. Ihnen wirst du vielleicht noch Tugend und Leben verdanken, und ich bin großer Kümmernis los, muß mich wenigstens deinetwegen nicht ängstigen!

Und ich – ich glaubte ihr damals aufs Wort und dankte dem Allmächtigen für die häßliche Entstellung.



Des folgenden Morgens war es, am Sankt Simpliziustag (2. März), als bei lieblichem Vorfrühlings-Sonnenschein die ersten Franzosen, und zwar vom Balsthal-Tal her, in unsere Gegend einrückten.

Man hatte uns von diesen Franzosen schon so viel Ungeheuerliches erzählt, von der Kanzel herab, in den Kiltstuben – kein Wunder, daß wir uns von dem Aussehen derselben die absonderlichsten und gräßlichsten Vorstellungen machten

und ihrer Ankunft mit Zittern und Zagen entgegensahen. Meine Mutter wollte es nicht anders tun, das kleine Trudchen und sogar ich mußten uns bei dem sich nahenden Trommelschlag in die Tiefe des Kellers flüchten, wo wir stundenlang lauschten, beteten und froren.
Endlich jedoch konnten wir nicht mehr in dem feuchten Kellerloch bleiben, ebenso wenig die Liesel hinter ihren Hanfgarben.
Und als wir den langen Franzosen, einen blassen, ältlichen Mann, so menschlich am Tisch sitzen und so menschlich essen sahen, Sauerkohl, Dürrschnitze und Speck, und gar noch deutsch, nämlich elsässisch-deutsch, sprechen hörten mit Verstand und Manier, schier wie wir – vergaßen wir vor Erstaunen förmlich den Mund zu schließen! Und er ächzte, als er sich des harten Schuhwerks entledigte, ganz menschlich, ließ sich alsdann menschlich-behaglich auf die warme Ofenbank nieder und sprach von Weib und Kind, die er auf der Republik Befehl habe verlassen müssen. Er fuhr sich dabei sogar mit der rauhen Hand über die Augen, um eine menschliche Träne zu zerdrücken und schlief nach und nach ein und fing an zu schnarchen, wie lauter und urchiger es kein christlicher Gäuerbauer zustande brächte. Das däuchte meine Mutter die schönste Musik, und sie faltete die Hände und flüsterte: Gott Lob und Dank, dieser wenigstens wird keines von uns auffressen!
Andere Quartiergeber freilich klagten gar jämmerlich über ihre Soldaten, denen nichts gut genug sei und die alle Bequemlichkeit des Hauses für sich vorweg nähmen.
Am schlimmsten schien sich der Zelghöfer mit seinen Gästen zu vertragen. Das kam daher: Er schnitt ihnen ein stolz, grimmig Gesicht, glaubte sie in die düstere Gesindestube verweisen zu dürfen, Unteroffiziere wie Soldaten; und versuchte es, den gestrengen Hausherrn heraus zu kehren.

Hiebei jedoch blieb es bei dem bloßen Versuche, denn statt des einen erhielt er des folgenden Tages gleich zwei Dutzend der Rothosen ins Haus. Diese logierten sich in den schönen, heizbaren Stuben ein und nahmen die besten Betten für sich in Anspruch. Es war der Quartiergeber selbst, welcher die Gesindestube beziehen mußte. Und sie lösten die Schinken vom Kamin herunter und machten sich an die Butterballen, brieten und schmorten nach Herzenslust, so daß der Bäuerin schier schwindelte vor Entsetzen. Sie zapften sich Wein ab im Keller, einen Eimer voll nach dem andern, grinsten gar vergnüglich, parlierten und sangen, daß wir zu Hause es gut hören konnten; und setzten schließlich den wütenden Hausherrn gar noch vor die Türe, an die kühle Luft!
Die Marlys hatte sich weinend zu uns herüber geflüchtet, die Bäuerin lief händeringend nach dem Pfarrhaus, wo der Oberste der Soldaten Quartier bezogen. Dieser, als ihm die Pfarrfräule die Klagen der Bäuerin geziemend vortrug oder verdolmetschte, zuckte gleichgültig die Achsel und sagte: »Ma foi! So viel ich weiß, sind just meine brävsten Soldaten dorthin geschickt worden. Nur werden sie sich nicht gerne schikanieren lassen. Dieser Bauer, wie jeder andere, soll es wissen und inne werden, daß *wir* Meister sind im Lande. Man kann uns gut haben und böse ... Franzos is nit bös, Madam!« setzte er zur Bäuerin gewendet und artig lächelnd hinzu. »Franzos' is artig Mann« ... Und er versprach, ihre Beschwerden untersuchen lassen zu wollen.
Die Wagnerbalzin jedoch meinte: »Danken wir Gott und dem Ritter Sankt Jörg, daß es bei uns bislang noch so glimpflich abgegangen! Ihr, Schulmeisterin, solltet meinen Viggeli hören! Und Ihr sollt ihn hören, denn just ist er heimgekommen in aller Eile, um ein paar Tage hier zu verweilen, vielleicht ein paar Wochen, denn wir haben wenigstens doch noch zu essen!

Und der Viggeli, meiner Mutter Patenkind, kam denselben Abend auf Besuch und erzählte, was sich in Hägendorf, wo er beim Vetter Schreinerdursli das Handwerk erlernte, die verwichenen Tage über zugetragen: Der bernische Oberst Kirchhofer hatte wirklich vor benanntem Dorfe Stellung genommen und machte Miene, sich hier gegen die nachrükkenden Franzosen ernstlich zur Wehr zu setzen. Doch kaum hatten seine drei Kanonen mit den feindlichen Geschützen einige Grüße gewechselt, zog er mit seiner Heeresmacht wieder eiligst ab gegen Olten hinunter. Gleichwohl befahl der französische Befehlshaber, über den Widerstand und die Marschverzögerung sehr erbittert, das Dorf, dessen Bewohner sich bei der Affaire doch völlig unbeteiligt verhalten, mit Sturm zu nehmen, und gestattete die Plünderung und zwar auf eine Stunde Dauer. Die Soldaten machten sich diese Erlaubnis denn auch sehr zu Nutzen. Das war ein Schreien und Wehklagen das Dorf entlang. Alle die entfliehen konnten, flohen den Berg hinauf. So auch der Schreinerdursli und seine junge, hübsche Frau. Sein Lehrjunge Viggeli jedoch hatte sich hinter den Stubenofen verkrochen. Er hörte, wie die Plünderer eindrangen, Kisten und Kasten erbrachen und da sie weder Geld noch Kleinodien fanden, sich bald wieder fluchend von dannen machten. Einer aber, das gewahrte der Viggeli, war zurückgeblieben; weniger wählerisch als seine Kameraden, schleppte er Linnen, Dörrfleisch, Schuhwerk, Schafwolle und dergleichen zusammen, auch den Schmalzhafen verschmähte er nicht. Das alles band er in ein auf den Stubenboden ausgebreitetes Bettlaken. Da mittlerweile die Plünderungsfrist abgelaufen und der Viggeli sich überzeugt hatte, daß der Zurückgebliebene nur ein schmächtiges Knirpschen von Tambour war, wagte er sich mutig aus seinem Verstecke hervor und bedeutete dem Plünderungsbeflissenen, mit dem Finger nach der Wanduhr

zeigend, daß es nun an der Zeit sei, dem Spaß ein Ende zu machen. Das Soldätlein mochte wohl ob der unverhofften Erscheinung ordentlich erschreckt worden sein. Es näselte ein bereitwilliges »Oui! Oui!« und schickte sich wirklich zum Abzug an, freilich mitsamt der Beute. Doch erwies sich der Bündel als zu schwer und zu umfangreich für seine schwachen Schultern, weshalb der Kriegsmann auf den Einfall geriet, denselben auf gute oder schlechte Art hinter sich herzuschleppen, bergab, nach irgend einem Sammelplatze hin. Unser Viggeli aber, bei dem der alte Mutwillen und die angeborene Beherztheit wieder eingekehrt waren, hatte schnell einen der Bündellappen erfaßt und zerrte kräftig rückwärts. Darüber ward das Französlein doch ordentlich erbost, es zog von Leder und hieb mit dem »Krautmesser« zornig nach dem übelwollenden Jungen, der, schnell zurückweichend, den Lakenzipfel fahren ließ, um ihn ebenso hurtig wieder aufzugreifen und sein Manöver von neuem zu beginnen. So war man, bei dem Vor- und Rückwärtszerren, Dreinschlagen und Ausweichen, bis in den Haushof hinaus gekommen. Das fränkische Heldlein war wütend.
Da erscholl von der Landstraße herauf das Sammelsignal, schrill und scharf. Auch kamen, da die Mehrzahl der Plünderer bereits abgezogen, einige der beherzteren Dorfbauern wieder aus ihren Verstecken hervor. Sie sahen den Streit des Schreinerjungen, sprangen ihm mit Knittel und Stangen zu Hilfe, und das Tambourlein mußte mit leeren Händen Fersengeld kaufen. Der Viggeli wurde für seine Herzhaftigkeit sehr gelobt und von seinem dankbaren Lehrmeister mit einer silbernen Taschenuhr, seitens der Frau Lehrmeisterin mit einem tüchtigen, frischen Pfannkuchen beschenkt; hatte er doch nebst anderem Wertvollen den wohlgefüllten Ankenhafen gerettet.

Wie stolz der Viggeli seine Taschen-»Rübe« hervorzog und sie immer wieder von neuem beguckte!

*

Wer beschreibt das Erstaunen, das uns ergriff! Als meine Mutter das Trüdchen zu Bette geleitete und man in der Nebenstube zusammen halblaut den Rosenkranz betete, da begann auch unser Elsäßer Soldat auf der Ofenbank die Aves nachzumurmeln, desgleichen das Schutzengelgebet, und er sagte, zu meinem Ätti gewendet: Ja, wir können schon Gott danken! Hättet ihr Schweizer euch gewehrt und fest zusammengehalten, es hätten wohl die meisten der unsrigen dran glauben müssen, wären wohl nie über den Jura hereingekommen.
Er betete, der Elsäßer – waren denn diese Franzosen die Heiden nicht, als welche man sie verschrieen hatte? Bei einigen von ihnen mag das mehr oder weniger schon der Fall gewesen sein; des Nachbar Zelghöfers Einquartierung zum Beispiel sang das »Ça ira«, daß man es weithin hören konnte und zwar auf eine brüllhafte, blutgierige Weise, die einen schier schaudern machte.
Der zweite Morgen der Okkupation war ein Sonntagmorgen. In der Kirche, während des Gottesdienstes, konnte man auch einige »Franzosen-Soldaten« erblicken. Und als der Statthalter Zelghöfer, der Kirchmeier und der Gerichtssäß in ihre Staatsmäntel gehüllt »zu Opfer« gingen und der erstere nach links, der zweite nach rechts und der dritte noch stärker wieder nach links hin hinkte – wir Dorfbewohner waren des Schauspiels gewohnt und fanden auch an dem Hinken dieser unserer Magnaten schon nichts Auffälliges mehr, die ausgelassenen Franzosen aber spotteten auf dem Heimwege: Eure »Munissipaliteh« steht auf schwachen Füßen, kann in die Brüche gehen über Nacht!

Ach, wie sehr sie Recht bekommen sollten mit ihrer Prophezeiung!
An jenem Sonntag Nachmittag war es, als alle und jede im Privatbesitz sich befindliche Kriegswaffe in das in der Pfarrscheune errichtete Depot abgeliefert werden mußte. Auf die Verheimlichung derselben war die allerschwerste Strafe angedroht. Die Wagnerin trug selbst ihren Küchenspieß hin, so sehr fürchtete sie für sich und ihren Gatten die Strafe des Erschossenwerdens.
Und es war mit einemmal alles so sehr aus Rand und Band geraten, die ganze bisherige staatliche und bürgerliche Ordnung, die althergebrachten Sitten und Gesetze. Des Pfarrherrn Kraftsentenzen galten kaum mehr als des Sigristen einfältige, näselnde Redensarten. Und der erst noch so mächtige Statthalter mit samt seinem Rate konnten beschließen dies und das, niemand wollte mehr Respekt und Gehorsam leisten, am allerwenigsten die Franzosen. Ja diese machten sich über alle bürgerliche Autorität geradezu lustig; sie zogen ihre Kontributionen ein oder vielmehr sie ließen sich dieselben auf dem Teller darreichen, unbekümmert darum, wo wir die entsetzlichen Summen hernahmen. Einstmals, bei bloss etlichen Tagen Versäumnis der kaum einzuhaltenden Ablieferungszeit, rückten gleich zwei weitere Kompagnien Straftruppen ins Dörflein ein und zwar die wüstesten, des schlechtesten zu befriedigenden von allen, die uns je heimgesucht.
Alle Geburtsvorrechte und Standesunterschiede waren abgeschafft – man denke sich die Bestürzung! Wer gestern noch stolz mit »Von Bach«, »Von Buchs« oder »Von Busch« gezeichnet und ein erlauchtes Familienwappen geführt hatte, war sozusagen über Nacht ein simples Bächlein, Büchslein oder Büschlein geworden und galt, des vornehmen »Von« entkleidet, vor der neuen Ordnung der Dinge

kaum mehr so viel, als der ehrsame, schlichte Gevatter Schneider oder Handschuhmacher, dessen Ahnen die Geißen gehütet. War das für die gnädigen Herrschaften nicht entsetzlich?
Es wurde die »eine und unteilbare helvetische Republik«, mit dem Bundessitz in Bern, ausgerufen.
Und eines Morgens sahen wir auf der Kreuzstraße einen mächtigen, mit dreifarbigen Wimpeln und Bändern gezierten Freiheitsbaum aufgerichtet, daneben eine tannreisgeschmückte Tribüne. Auf der Tribüne stand der Agent, d. i. der soeben installierte oberste Gemeindebeamte, Vertreter der Republik, angetan mit der dreifarbigen Schärpe. Um die Tribüne hatten sich alle die majorennen Männer des Ortes aufgestellt, auf dem Hute die anbefohlene, dreifarbige Kokarde. Der Agent las ihnen mit kräftiger, weithin schallender Stimme die neue helvetische Verfassung vor und ließ sie den Treueid schwören. Viele taten es mit Begeisterung, viele mit offenbarem Widerwillen. Einige sogar, darunter der Zelghöfer, erhoben statt der Schwörfinger die ganze, zu einer Faust geballte Hand und knirschten zornig: »Der Schelm, der Verräter dort droben!«
Der Agent, dem diese Verwünschungen galten, war niemand anders als der Krämer Johannes, ein gar hell dreinblickender, mit einer Glatze und einem Schmerbäuchlein versehener Mann. Von seinem bevorzugten, erhöhten Standpunkte aus konnte er alles bequem beobachten, die sich kundgebende Loyalität seiner Mitbürger. Er konnte aber auch sehen die Lauheit, die spotthaften, trotzigen oder gar widersetzlichen, wütenden Gebärden. Und es hätte wahrlich nur seines Winkes bedurft, und die die Versammlung umkreisenden französischen Husaren hätten die Verräter und Bedroher der neuen Ordnung gleich zur Haft abgeführt, wenn nicht noch zu etwas schlimmerem, vor die Schranken des Kriegs-

gerichtes. Wirklich ruhte das Auge des Krämers einen Augenblick finster auf dem Trüppchen dieser Widerspenstigen, zumal auf deren Haupt, dem Zelghöfer... Gleich nahm jedoch seine Miene wieder das gewohnte sanfte Lächeln an; er tat, als hätte sein musternder Blick nichts Verdächtiges gesehen, und gab das Zeichen zum Auseinandergehen.
Des folgenden Tages, als sie zusammen die Quartier- und Kriegssteuerlisten durchgingen, erzählte der Agent-Krämerjohannes meinem Ätti, wie es gekommen, daß er ein solch' eifriger Patriot – so nannten sich die Anhänger der neuen oder »Franzosenpartei« – geworden. Schon seine Vorfahren hätten von der Ungerechtigkeit der Herren vieles zu erleiden gehabt; einem derselben, seinem Stammvater, sei wegen der Beteiligung am Bauernkrieg Hab und Gut geraubt und andere persönliche Unbilden angetan worden. Er selbst sei, kaum der Schule entlassen, als Laufbursche in die Stadt gekommen und zwar in dasselbe Handelsgeschäft, in welchem sein älterer Bruder seit Jahren als Hausknecht gedient hatte. Nach und nach, wie seine Kenntnisse sich gemehrt, habe er Verwendung im Magazin, im Verkaufsladen, dann in Kontor gefunden. Im Kontor sei er von Stufe zu Stufe aufwärts gerückt und habe sich in hohem Grade die Gewogenheit seines hochbetagten, kränklichen und kinderlosen Herrn Prinzipals zu gewinnen vermocht, so daß dieser zum Entschlusse kam, ihn zu seinem Geschäftsnachfolger zu machen, d.h. ihm das ganze große, blühende Geschäft um einen äußerst billigen Preis eigentümlich abzutreten. Das, namentlich der Hausverkauf, habe jedoch nicht im Geheimen abgetan werden können. Die Anverwandten des Kaufherrn, ebenfalls hoch angesehene Stadtleute, seien auf das Stadthaus, von dort auf das Rathaus gelaufen und hätten alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Kaufsvertrag zu nichte zu machen und es schließlich denn auch zu Stande gebracht,

daß demselben die obrigkeitliche Genehmigung versagt wurde, weil er, der Käufer, kein Stadtburger, sondern nur ein gemeiner Untertan war...
So wie ich das Geschäft und dessen Rendite kannte, sagte der Krämerjohannes eifrig, und bei den äußerst billigen Bedingungen, unter welchen ich Besitzer desselben geworden, wäre ich zu damaliger guter Zeit in zehn, zwanzig Jahren zum reichen Herrn geworden und könnte heute mit Kutsche und Pferd einherfahren. Daß es nicht so gekommen, daß ich mir meine Existenz unter weit größeren Anstrengungen und niedrigeren Verhältnissen gründen und erringen mußte, das habe ich einzig dem Hochmut und der Ungerechtigkeit unserer sogenannten gnädigen Herren und Obern zu danken. Zwar habe ich es, Gott sei Dank, dennoch ordentlich weit, zu Hab und Gut und dem bischen Ehre gebracht. Damals aber, als mir jener obrigkeitliche Bescheid kund getan wurde, wollten mich Ärger und Zorn schier erwürgen. Es litt mich keine Stunde länger in dem scheinheiligen, hochmütigen Philisternest. Und wie ich das Baseltor hinter dem Rücken hatte, wendete ich mich noch einmal um, ballte die Faust und schwur es laut und grimmig, daß sich der steinerne Sankt Urs darob schier entsetzte: Haß und Rache diesem Patriziervolk... O wie habe ich mich nach der Stunde gesehnt, da endlich die steifen, hochmütigen Zöpfe abgeschnitten werden würden! Und als die Stunde endlich kam, wie sehr habe ich mich gefreut! Daß dieses Zopfabschneiden mit Hilfe fremder Schwerter geschah und annoch geschieht, das bedaure ich freilich sehr, bedaure es tief und aufrichtig... Allein, was konnten wir, bei dem feigen, knechtischen Sinn des Volkes, wohl anderes tun? Die Bauern waren des Joches so lange gewöhnt, daß sie den Druck desselben schon gar nicht mehr verspürten oder als etwas Selbstverständliches, von Gott Auferlegtes betrachteten, wie solcher Glaube

ihnen von der Kanzel herab genugsam gepredigt worden. Gibt es doch zur Stunde und just in dieser unserer Gemeinde der Leute genug, die den Wechsel der Dinge, die Rückkehr zur Volksherrschaft und zu einem menschenwürdigen Dasein, tief beklagen und lieber gleich den Nacken wieder hinhielten, um sich das alte Joch von neuem aufbinden zu lassen ... Und welchen Haß man auf mich, als den Diener der Volksherrschaft, geworfen! Nun, ich werde es sie, obschon es in meiner Macht läge, nicht entgelten lassen! – du magst dies dem Zelghöfer sagen, Schulmeister, falls du Lust dazu hast! Ja, es wäre mir lieb, wenn du es ihm wirklich sagen wolltest.

Der Granitzler

Stände mir die Kunst zu Gebote, würde ich, um dem freundlichen Leser den Schauplatz nachstehender, sehr wahrhaftiger Geschichte recht deutlich zu veranschaulichen, ein großes Landschaftsbild malen: Im Hintergrunde einen hohen, mit nackten zerklüfteten Felsen gekrönten Berg, dessen jähe und schluchtenreiche Abhänge mit dunklem Tannenforst bekleidet sind, aus welchem wiederum mächtige massive Gesteinsmassen burgruinenähnlich hervorlugen. Da und dort ließe ich naturgetreu weißliche Sturzbäche über die Felsterrassen herunterspringen, sowie den dunkeln Tannenforst allmählich in hellgrünen Laubwald übergehen; diesen zöge ich, zu beiden Seiten des Bildes, in schmalen Bändern herunter bis zu Tal, um ihn hier mit dem den Vordergrund des Bildes abschließenden buschbewachsenen Flußufer sich vereinigen zu lassen. In diesen weiten Waldrahmen würde ich, den Pinsel in die saftiggrünste Farbe tauchend, eine weite und bis in die Mitte des Berges sich hinaufziehende Bauernlandschaft hineinzaubern: Wiesentriften, Weidehalden, Ackerfelder, Obstgärten in buntem Wechsel; und ich malte in gewissen Abständen weitästige Schirmtannen, Wohnhäuser, Scheunen und Stadel hinein; und zwar müßten es der Wohnhäuser an der Zahl genau acht sein – sieben große ansehnliche, neben einem kleinen, hoch oben an der steilen Weidehalde klebenden. Der aus tiefer, geheimnisvoller Waldschlucht hervorquellende und zu Tal rauschende wilde Quellbach dürfte ebenfalls nicht fehlen, desgleichen der hohe hölzerne Steg und die steinerne Flußbrücke, welche beide die Bestimmung haben, das entlegene waldeinsame Ortschäftchen mit der übrigen Welt in gewisser Verbindung

zu halten. Durch das sich frischbelaubende Gezweig einiger zu einer mächtigen Gruppe vereinigter Lindenbäume ließe ich das altersgraue Gemäuer einer Kapelle ersehen; und über das Ganze – Wälder und Wiesen, Fluß, Bach, Häuser und Stadel und Gärten – gösse ich just den hellsten wonnigsten Frühlingssonnenschein aus; nicht zu vergessen Mücke und Käferlein, Star und Fink, Drossel und Meise, mit ihrem fröhlichen Summen und Schwirren, Zwitschern und Singen. Auch müßte im Vordergrund des Bildes, auf junggrüner Aue, ein kleines, barfüßiges Mädchen die Gänse hüten und dabei, in glücklicher Selbstvergessenheit, sich das dunkle Lockenhaar mit frischaufgegangenen Margeriten schmükken. Zugleich ließe ich von der Flußbrücke her einen ältlichen, hageren Mann, mit dem gelbangestrichenen Hausiererkasten auf dem Rücken, den Bühl hinaufsteigen und die ihm den Rücken zuwendende junge Gänsehirtin mit den Worten anreden –
Doch nein, Gespräche lassen sich mit Pinsel und Farbe nicht hinmalen, die müssen halt in Worten wiedergegeben werden.
»Kind«, redete der Hausierer mit freundlichen Worten die bei seinem Erscheinen erschrocken aufspringende junge Gänsehirtin an, »Kind, ist dein Mütterchen zu Hause? Na, Kleine, du brauchst mich nicht zu fürchten, ich tu dir nichts! Vielmehr – hier hast ein Zuckermälzchen geschenkt – gelt, das ist gut?«
Damit schritt der Mann von dannen, nach dem kaum büchsenschußweit entfernten Bauernhause hinauf, welches unter dem Namen »Grundacker« das Ortschäftchen »Siebenhöfen« eröffnete.
In der Stube stand eine korpulente Bäuerin mittleren Alters am Backtroge und knetete den Teig. Ein schmächtiges halbwüchsiges Mädchen trug ihr gekochtes Wasser herbei.

Der Granitzler begann, ohne erst die Erlaubnis abzuwarten, seine Waren schachtelweise auf den Stubentisch auszubreiten und mit gewandter Zunge anzupreisen: »Nähnadeln, Stricknadeln, Haarnadeln, Stecknadeln, Nadelbüchsen, Fingerhüte, Haften, Knöpfe und Schnallen, Scheren und Taschenmesser – kauft, liebe Frau!«
»Ich habe augenblicklich nichts nötig; als etwa ein Paar Schuhbändel – habt Ihr Schuhbändel?«
»Freilich ja – hier, liebe Frau!«
»Hol das Geldbeutelchen, Vroni, drinnen auf dem Kastenbrett; nimm vierzig Rappen daraus!« befahl die Bäuerin.
Das den Jungfraujahren sich nähernde, sehr schlanke Mädchen aber hatte sein lüsternes Auge schon längst auf der ebenfalls ausgestellten Karte bunter Stecknadeln ruhen lassen; eine davon, die goldgefaßte, meergrünglänzende, hätte es allzugern zu erwerben gewünscht. Die Mutter jedoch wehrte: »Nein, nein, daraus wird nichts! Bedenk', Mädchen, erst drei Wochen sind es, seitdem dein guter Vater gestorben!«
Dabei entquoll ihrem Auge eine glänzende Träne und kugelte die Wange hinunter in den sich blähenden Brotteig hinab.
Der Granitzler sagte, seine Ware einpackend, teilnehmenden Tones: »Ihr habt doch, meines Wissens, einen Sohn, liebe Frau?«
»Ja wohl. Doch ist auf den noch wenig zu rechnen – bedenke man, erst dreizehn Jahr alt!«
»Wird alle Tage älter und stärker werden, liebe Frau! ... Und was mir soeben in den Sinn kommt: Habt Ihr nicht drunten in Auenstein eine verheiratete Schwester?«
»Ja, so ist's! Ihr kennt sie also auch, die Brühlmattbäuerin? Habt Ihr sie vielleicht kürzlich gesehen?«
»Erst gestern. Hat mir verschiedene Waren abgekauft.

Befindet sich gar wohl und gesund und hat mir für euch einen freundlichen Gruß aufgetragen.«
»So, hat sie das?« rief die Bäuerin erfreut. »Vroni, geh und hol dem Mann ein Glas Most!... Ja, ja«, fuhr sie redselig fort, »die Käthe hat's schon gut – einen braven, feinen Mann, nur das eine Kind und das bequeme Bauerngut, mitten in der schönen Ebene drunten, während wir hier oben auf den steilen und schwergründigen Berghalden ein gar hartes Werken haben. Dazu die große Abgeschiedenheit, der weite beschwerliche Kirchgang, besonders zur wüsten, rauhen Winterszeit – ich habe mich, als Eingeheiratete, fast nicht daran gewöhnen können... Ja, so lang mein seliger Christen am Leben war, da ging es schon an, da hatte ich auch meine Freude. Nun aber ist er tot! Und daß er gar so plötzlich, nach kaum ein paar Tagen Krankheit, dahinsterben mußte – ach, ach!« schluchzte sie und ihre Tränen begannen von neuem zu rinnen.
Der Granitzler jedoch begab sich kurzen Grußes von dannen, ging weiter hausieren.
Folgen wir ihm – die beste Gelegenheit, um in dem seltsamen Ortschäftchen vorläufige, flüchtige Umschau zu halten.
Wir gelangen von der »Grundhöferin« weg zu des »Schwarztonis« hinüber. Das niedrige sonngebräunte und rauchgeschwärzte Bauernhaus ist bald erreicht. Ein ältlicher schwärzlicher Mann steht in der Scheunentenne und flicht aus Roggenstroh Garbenbänder.
»Ich kaufe nichts!« ruft er dem Hausierer schon von weitem mürrisch und abweisend entgegen.
»Vielleicht aber Eure Weibsleut'?«
»Nein, nein«, näselte der Alte mit energischer, abweisender Handbewegung, »die brauchen auch nichts, auch nichts!«
»Filz!« brummt der Hausierer, seinen Weg fortsetzend, ärgerlich zwischen den Zähnen. »Wenn doch dieser Tümpel-

matt-Toni, mit Recht der ›Schwarz‹ genannt, nur recht viel zusammengeizen kann! Gewiß reut ihn jeder Bissen Schwarzbrot, den er, der Racker, selbst ißt!«
Doch wie der Hausierer, die Krümmung des Weges verfolgend, um das Haus herumbiegt, sieht er eine dralle Bauerndirne in der Hintertüre stehen, welche ihn mit lebhafter Gebärde zu sich heranwinkt und ihm bedeutet: »Bst! Kommt schnell da herein, in die Hinterstube!« – Sie wünschte sich einen modischen Einsteckkamm, ihre Schwester Klephi ein hübsches buntes Haarband zu kaufen. »Allein der Ätti darf nichts davon wissen – ihr versteht!« bemerkten die Mädchen.
Die Bäuerin selbst kommt, nachdem sie einem jüngern Mädchen die Wache im Hausgange übertragen hat, ebenfalls hinzu, um dem Kaufhandel, der sich hinter dem Rücken ihres Mannes abspielt, beizuwohnen, denselben zu beschleunigen.
Der Hausierer begibt sich mit sehr zufriedener Miene von dannen. »Zehne!« spricht er, seine Taschenuhr ziehend, halblaut vor sich hin. »Zehne«, wiederholte er, »bis zwölf Uhr werd' ich die Höfe sämtlich abhausiert haben, bis auf die Sonnhalde, die ich mir auf zuletzt verspare.«
Der Weg führt unter einem jäh aufsteigenden Wiesenhügel vorbei, nach einem großen Bauerngehöfte hin. »Der Langtannenhof!« murmelt der Krämersmann. »Ist der Jung zu Hause, werd' ich ein Taschenmesser oder eine Tabakspfeife absetzen können. Andernfalls aber wird's auch hier heißen, seitens des filzigen Alten: Nix kaufen, nix brauchen! Der ließe sich für den Kreuzer dreimal das Ohrläppchen durchlöchern. Nun, ist der Junge mal Herr und Meister geworden, wird er's schon wieder zerstreuen, nimmt es mit dem Kies (Geld) gar nicht genau. Auch das Mädchen tät sich gern putzen, wenn es ihr die Alten erlaubten. – Diese Hunde bei

jedem Haus – scheint es nicht, als ob diese Siebenhöfner Bauern sich die Bestien nur deshalb hielten, weil sie als Nachbarn einander selbst nichts Gutes zutrauen?«
Das Langtannenhofhaus ist erreicht. Am Scheunentor steht ein Gaul angebunden, und ein Jungbursche ist damit beschäftigt, dem nicht allzuwohl genährten Tiere das lange Winterhaar vom Leibe herunterzustriegeln. Und es begibt sich genau so, wie der Hausierer gehofft hat; der Bursche beschaut sich aufmerksamen Blickes die auf der Scheunenbank sich ausbreitenden Verkaufsgegenstände; und wie sehr auch die vor die Haustüre getretene Bäuerin abmahnt: »Aber Gregel*, mich dünkt, Du solltest der unnützen Dinge, besonders der Stinkgeräte, schon mehr als genug haben!« Die lange Tabakspfeife mit dem zierlich gemalten Mädchen auf dem Porzellankopfe hat es ihm bereits angetan; sie wird sein eigen, nach kurzem Feilschen. Doch wie der Hausierer sich an die Bäuerin selbst wendet mit den höflichen freundlichen Worten: »Und Ihr, Mutter, was kann ich nun Euch anbieten?« – Und die Menge seiner Verkaufsartikel mit geläufiger Zunge aufzuzählen beginnt. »Nichts brauch' ich, gar nichts!« lautet der verdrossene Bescheid. Und so sehr das herzutretende junge Mädchen auch bittet: »Einen neuen Brustnestel sollte ich doch notwendig haben, Mutter!« Die dicke Alte läßt sich nicht erweichen: »Es ist nun des Geldes schon genug unnötig ausgegeben worden«, meint sie. »Marsch in die Küche, Lieschen!«
Von der »Langtannen« weg steigt der wandernde Krämersmann mit seinem Kasten am Rücken zum »Dreiangelhof-Bauern« hinauf. »Nimmt mich wunder«, murmelt er, sich dem von zwei riesigen Schirmtannen geschützten, altväterischen Bauernhause nähernd – »nimmt mich wunder«, wie-

* Gregor.

derholt er vor sich hin, »ob es mir diesmal gelingen wird, an die zähen bedürfnislosen Leutchen etwas abzusetzen. Muß es klug angreifen, es mit einem ›zu Rom geweihten‹ Rosenkranz versuchen. – Die Weihe«, fügte er mit schlauem Lächeln hinzu, »sollen sie mir extra mit zwei, drei Batzen bezahlen!«
Und es gelingt ihm wirklich, den Rosenkranz an Mann oder vielmehr an die fromme Frau Dreiangelhof-Bäuerin zu bringen; dazu sogar noch einiges wohlfeiles Tischbesteck.
Das geht ja ganz vortrefflich! denkt der Hausierer beim Weitergehen. Er schaut nach einem in einer windgeschützten Vertiefung liegenden Bauerngehöft hinüber. »Der Sturzacker – lohnt es sich wohl der Mühe, zu dem Sturzacker-Bauern, dem seltsamen, wunderlichen Kerl, hinüberzugehen?« fragte er sich. »Nun, man kann nicht wissen! Unsereiner darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen«, meint er zu sich selbst. »Der Mann ist wenigstens zu Haus, kommt soeben aus dem Stall geschritten. Freilich mit Rosenkränzen darf ich dem nicht kommen, denn das ist das räudige Schaf unter der frommen Herde und drum auch so verachtet und gemieden, obgleich ich schwören möchte, daß er im Grund noch der ehrlichste von allen ... He, Gevatter, ruft er den Bauern an, gibt es heute ein Händelchen zu machen, wie? Hosenträger, Taschenmesser, Geldbeutel, Bleistifte, Siegellack, Brillen, Uhrketten – kauft dem Granitzler-Veri* etwas ab, lieber Mann!«
»Habt Ihr neue Acker-Pflüge feil? Einen solchen könnt ich gebrauchen!« lautet die mürrische, spöttische Antwort. Doch sind die Worte nicht halb so schlimm gemeint, wie sie klangen. Der widerhaarig aussehende Sturzackerbauer gestattet die Auslegung der Waren, und kauft sich sogar eine Brille,

* Xaver.

um, wie er mit spöttischem Grinsen sagte, die schöne Welt und die lieben Nachbarn besser betrachten zu können.
»Fingerhüte, Haar- und Stecknadeln, Haaröl, Halskrallen«, fuhr der Hausierer gewohnheitsgemäß anzupreisen fort. Der Bauer aber rief grob: »Geh' zum Henker mit Deiner Affenware, geh damit zu dem verfluchten Weibsvolk!«
Da erst kommt es dem Veri nicht ohne Schrecken in den Sinn: »Ah, der Weiberverächter – daß ich das so dummerweise vergessen konnte!«
Viele der Leute sind auf dem Felde beschäftigt. So auch des Käppelihöfers, die zweitangesehenste Bauernfamilie auf »Siebenhöfen«. Doch fand sich wenigstens die Mutter Bäuerin zu Hause, nebst ihrer jüngern Tochter.
Der Hausierer erinnert sich: »Hier werde ich wieder fürchterlich überfordern müssen. Denn diese Leute kaufen nichts, es sei denn, daß sie am Preise ein Ordentliches abmarkten können. Will gehörig drauf Bedacht nehmen!«
Die Käppeli-Bäuerin erwirbt sich drei Paar Elastique-Strumpfbänder für sich und ihre beiden Töchter. Der Hausierer hat bemerkt, daß das schmale Gesichtchen der jungen, schmächtigen Bauerntochter mit zahlreichen Sommersprossen bedeckt ist, weshalb er seine Toilettenseife anpreist als das beste und untrüglichste Mittel gegen »Laubflecken« und andere Hautunreinigkeiten – das Stück zu nur einem Franken. Auch hier will die Bäuerin markten, allein, Gretchen hat die Ware schon gierig zu sich gesteckt, und es bleibt nichts anderes mehr übrig, als dem Hausierer den Franken auszuhändigen – die fünfzig Prozent Profit! Auch ein Taschenspiegelchen würde das hoffärtige junge Mädchen sich noch allzu gerne erwerben. Allein die Mutter wehrt: »Nichts, nichts! Schon mehr als genug Geld ausgegeben! Und unsere Leute werden alsobald vom Feld kommen

und essen wollen – hurtig Gretchen, in die Küche hinaus, hurtig!«

Es ist wirklich Mittagszeit geworden, und unser Granitzler klimmt mit seiner keineswegs geringen Last auf dem Rücken ziemlich leichten Schrittes einen jähen Hohlweg empor; kaum daß er denselben im Rücken hat, tut sich vor seinen Blicken – heute wohl nicht zum ersten Male – ein weites sanftansteigendes Hochplateau auf, auf der einen westlichen Seite durch den Hochwald, auf der andern durch den hochufrigen strauchbewachsenen Bergbach begrenzt; ein weiter Komplex üppiger Wiesen und eine Flucht teils saatgrüner, teils ihrer Bestellung harrender Äcker.

Das ist der durch seine große Ausdehnung und noch größere Fruchtbarkeit weitum bekannte »Sonnhaldenhof«. Ein Fußsteig führt durch den mit dichtem jungem Rasen sich kleidenden Wiesengrund nach dem von drei Seiten von zahllosen Obstbäumen umgebenen, weitläufigen Bauerngehöfte hin: Ein hochgemauertes ziegelbedecktes und sehr altertümlich aussehendes Wohnhaus, in den obern Gelassen sogar noch mit von Blei eingefaßten, runden Fensterscheiben versehen; an der Frontseite, zwischen den hohen vergitterten Kreuzstöcken, erblicken wir die al fresco gemalte Kreuzigung Christi, am Fuße des Kreuzes den eines Beines beraubten Jünger Johannes und die kopflose Mutter Maria. Vor dem Hause ist ein steingefaßter, zweiröhriger, plätschernder Brunnen, ein anderer im weiten Scheunenhofe, in welchem, von riesigen Nußbäumen beschattet, auch der mächtige zierlich geflochtene Düngerstock sich aufbaut. Über der Scheunenbank hängt ein Dutzend frischgefetteter Pferde- und Ochsengeschirre, die Scheunenschuppen sind vollgepfropft mit Wagen, Pflügen und andern landwirtschaftlichen Geräten aller Art. Ein Ackerpflug steht aufgerüstet im Hofe, desgleichen ein mit Getreidesaat und Saatgeräten belasteter

leichter Bauernwagen. Von den Ställen her dringt das unruhige Geräusch der an der vollen Krippe stehenden Rosse, vom Hinterhofe ein vielstimmiges Gackern und Krähen, das zornige Knurren und Bellen des angeketteten Haushundes: sonst alles still; von Menschen nicht die Spur, ein Beweis, daß sie drinnen in der Bauernstube versammelt sind beim Mittagstisch.
Der Hausierer scheint sich zu fragen: »Soll ich hier draußen warten, bis die Mahlzeit vorüber, oder aber gleich in die Stube treten?« Er unternimmt das letztere; auch entsinnt er sich noch rechtzeitig des Grußes, den er beim Eintritt in dieses Haus mit Vorteil in Anwendung zu bringen hat: »Gelobt sei Jesus Christ!« spricht er mit andächtiger Miene. »In Ewigkeit Amen!« lautet der fromme Gegengruß der Sonnhaldenbäuerin, welche an einem Seitentischchen ihr Süpplein genießt, während am großen altväterischen Rundtische ein Dutzend Leute tapfer auf die währschaften, fetten Mehlklöße und saftigen Birnenschnitze einhauen. Der Hausierer läßt sich, nachdem er sich so geräuschlos als möglich seines Kastens entledigt hat, bescheiden auf eine Eckbank der hohen sehr geräumigen Bauernstube nieder. Man hört nichts als das Kauen und Schmatzen der Essenden, sowie einige seitens der Mädchen flüsternd ausgetauschte und mit halbunterdrücktem Kichern begleitete Bemerkungen, welche von den Jungburschen mit spöttischen herausfordernden Blicken erwidert werden. Das Essen ist bald beendigt, und nachdem das Dankgebet gemurmelt worden, erhebt sich jedermann rasch vom Tische, mit Ausnahme des Hausherrn, welcher, den Kopf in die Hände gestützt, noch eine Weile gedankenvoll sitzen bleibt. »Vater?« fragt die untersetzte und in vorgerücktem Alter stehende Bäuerin mit eigentümlicher, langsamer, singender Stimme, »Vater«, wiederholt sie, mit ihrer Hand die Schulter ihres Eheherrn

berührend, »im warmen Ofenrohr drin ist noch etwas von der gestrigen Mahlzeit übrig – ein Stück Schweinsrücken mit Sauerkraut.«
»Mag nicht. Bin satt.«
Mit diesen Worten erhebt sich auch der Bauer und verläßt schweren Schrittes die Stube. Der Umstand aber, daß er den Schweinsrücken verschmäht, kommt unserem wandernden Krämersmanne zugute, der nun mit dem guten Bissen bedacht wird. Das Essen mundete ihm trefflich. »Ihr seid die beste Frau der Welt!« meint er, zu der Bäuerin gewendet, welche das Kompliment mit gutmütigem Lächeln entgegennimmt.
Inzwischen hat sich eine junge flachshaarige Schöne bereits musternd an den geöffneten Hausiererkasten gemacht. Lüsternen Auges betrachtet sie die auf eine Karte gehefteten Busennadeln; die eine davon, eine violett glänzende, schien es ihr bereits angetan zu haben; sie hielt dieselbe prüfend an ihr Brusttuch und stellte sich damit vor den Wandspiegel.
»Laß das bleiben, Kind«, wehrt die Bäuerin, »du weißt ja, daß dein Vater allem Staat und Flitter so sehr feind ist.«
»Ach, Mutter, so eine kleine Zier ist ja kein Staat zu nennen. Und kostet bloß – wie viel habt Ihr doch nur gesagt, Mann, daß das Dingelchen kosten soll?«
»Bloß anderthalb Franken – weil ihr's seid, bloß anderthalb Franken.«
»Hört ihr's, Mutter, bloß fünfzehn Bätzlein! Gelt, Mutter, ihr willigt ein. Ich werd' sie ja, um den Vater nicht zu beleidigen, nur bei meinen Gängen nach auswärts tragen …«
Als der Hausierer das Sonnhaldenhaus verließ, sprach er vergnügt vor sich hin: »Stecknadel, Schere und Taschenmesserchen verkauft, dazu das gute Essen – da durfte ich das Bündelchen Haarnadeln schon drein geben, gewiß! Ja, es

sind diese Sonnhalders, trotz ihrer Sonderbarkeit, gar vortreffliche Leute!«

Der Fußsteig, den er betreten, führt zwischen Hasel- und Weißdornhecken den sanftansteigenden Wiesenhang hinauf, mündet in eine große, eingefriedete und mit Rindern, Fohlen und Schafen besetzte Viehweide ein: Am Etter,* auf der unter der mächtigen Schirmtanne angebrachten hölzernen Ruhebank, sitzt der Hirte, ein weißhaariges, stelzfüßiges Männchen, welches den Gruß des Hausierers gar freundlich erwidert und meint: »Der Kasten auf dem Rücken drückt Euch wohl schwer – wollt Ihr Euch nicht ein wenig zu mir setzen, Mann? zumal die Leute schon nicht mehr zu Hause zu treffen, sondern bereits wieder zu Feld gezogen sind.«

Wie sollte der Hausierer, nach der genossenen guten Mahlzeit, der freundlichen Einladung widerstehen können? Wäre es auch nur, um die prächtige Aussicht, die sich von dem Punkte aus dem Auge des Wanderers bot, mit Muße und Bequemlichkeit genießen zu können: In der Ferne der Kranz der vielgestaltigen weißschimmernden Gletscherfirnen, die blauen Vorberge, die bewaldeten Hügel und grasreichen Ebenen, die Flüsse und Seen, die Städte, Dörfer, Weiler und Burgen, die über das Land hingestreut...

»Ich selbst«, beginnt der Hirte, indem er eine zusammengeflickte Stummelpfeife aus der Wamstasche zieht – »ich selbst wär wohl auch im Fall, von Euch etwas zu kaufen. Guckt Euch mal dieses elende Rauchwerkzeug an, an dem ich nun schon an die halbdutzend Jahre gesogen, Tag für Tag. Nun will es nicht mehr aushalten – das Röhrchen geborsten, der Mundspitz bis an das Gewinde abgekaut. Ja, wenn ich ein Bissel mehr Geld besäße!«

Unser Hausierer weiß Rat. Unter den nach ländlichen

* hölzernes Eingangsgitter.

Begriffen ziemlich kostspieligen Tabakspfeifen mit messingenem Deckelbeschläge besitzt er eine, die ein wenig Schaden gelitten hat – bloß ein Schönheitsfehler zwar, allein immerhin ein Verkaufs-Hindernis. Diese, sagt er, kann ich Euch sehr billig lassen, um bloß fünf Batzen.
Das Hirtenmännchen zieht sein defektes Taschentuch, in dessen Zipfelknoten er seine ganze Barschaft aufbewahrt hält, und beginnt die Nickel- und Kupfermünzen zu zählen.
»Es langt nicht«, seufzt er traurig, »bloß vier Batzen!«
»Nun, so nehmt sie gleichwohl hin, will meine zehn Kreuzer dran verlieren!«
Das Männchen aber, nachdem es sich die neue glänzende Tabakspfeife nochmals stolz beschaut und sie sodann gestopft – Tabak mit getrocknetem geschnittenem Farrenkraut gemischt – und in Brand gesteckt, fährt redselig fort: »Ja, wie sollte unsereines zu Geld kommen können? In meinen jungen Jahren machte mir das freilich keinen Kummer, da fuhr ich mit vier stolzen Rossen vor dem schweren Güterwagen die Landstraßen dahin von Stadt zu Stadt und war gar wohl bekannt allen Gastwirten, Schankmädchen und Stallknechten landauf und -ab als der allzeit lustige, fidele Fuhrmannfriedel. Ich hatte die Taschen voller Trinkgelder und den Kopf voller Possen und Übermut, achtete den Wein so gering, wie die armen Bauersleute das Trinkwasser – o das war eine herrliche Zeit, und ich dachte, es müsse immer so bleiben. Allein es blieb nicht immer so. Ein Hufschlag meines bösen Burgundergaules zerschmetterte mir das Bein, ein zweiter traf meinen Arm; und als ich nach Jahr und Tag den Spital verließ, war ich ein Krüppel mit steifem Arm und abgesägtem Bein. – Ade, du Fuhrmannsherrlichkeit für immer! Meine kleinen Ersparnisse waren inzwischen draufgegangen, ich selbst für irgend welche schwere Arbeit unfähig geworden, die leichte aber wollte sich nicht finden lassen,

zumal die harte Winterszeit vor der Türe stand, der armen Leute Feindin. Ich erinnere mich noch gar wohl jenes schrecklichen, stürmischen Novemberabends, da ich vor Entkräftung, Hunger und Kälte am Straßenrande saß, unfähig, mich weiter zu schleppen und das grause Unwetter, Sturm und Schneegestöber abgestumpften Sinnes über mich ergehen ließ. Ich hatte mich bereits darein ergeben, die Nacht im Freien zubringen zu müssen, die letzte meines Lebens – was konnte mir an dem armseligen traurigen Leben noch gelegen sein? – als ich auf einmal wie aus weiter Ferne Schellengeklingel vernahm, sowie eine rauhe menschliche Stimme, die mich anrief. Ich fühlte mich aufgerüttelt, auf einen Gegenstand gehoben, davongefahren. Und wie ich aus meinem in völlige Bewußtlosigkeit übergegangenen Schlummer erwachte, befand ich mich in einer großen wohlgeheizten Bauernstube, unter unbekannten Leuten, welche mir stärkende Mittel eingossen, befand mich im Sonnhaldenhaus hier zu Siebenhöfen. Er, der Sonnhaldenbauer, war es gewesen, der, auf der Rückfahrt vom Jahrmarkt, mich mitleidig aufgehoben und mit sich nach Hause genommen; und mich bei sich behielt, trotzdem er für mich keine weitere Beschäftigung hatte, als den Winter über die Stallwache zu halten und des Sommers das Vieh zu hüten. – Eine ziemlich überflüssige Aufgabe, indem, wie ihr seht, der Weidegrund ja eingefriedet ist zur vollständigen Genüge. Es war das pure Almosenbrot, das man mir für zeitlebens gesichert, nur unter einer anständigen Form, auf daß ich's nicht merken sollte. Und obgleich ich es nicht verdiene, krieg ich nebst der Kleidung dann und wann auch noch ein Trinkgeldchen in die Tasche für Tabak und anderes. – Wo wäre der Bauer zu finden weit und breit, solcher Guttat fähig? ... Damals«, fährt der redselige Alte in seiner Erzählung fort, »damals war mein Meister noch ein sehr stattlicher, blühender Mann, seinem äußeren

Wesen nach aber um nichts freundlicher, als er es jetzt noch ist, so daß man sich billig wundern mußte, wie er, der rauhaarige Mann, nur zu seinem bildhübschen und engelhaften Frauchen hatte gelangen können.«
»Zu dieser seiner jetzigen Alten? Die soll mal bildhübsch gewesen sein?«
»Ihr irrt euch, Freund, ich meinte nicht diese, sondern seine erste, die einstmalige Tochter des Stockalpsennen, dort droben auf jenem Berg... Diese Pfeife brennt aber gut, potz Blitz!... Um aber auf jene Geschichte zurückzukommen – das war gerade eine Woche darauf, nachdem ich auf der Sonnhalde die Aufnahme gefunden. Die junge Frau hatte soeben eines Kindleins genesen, als, bei Anbruch der Nacht ihr Bruder, der Stockalpgroß' ins Haus getreten kam – man konnte ihm, dem vom Markte heimkehrenden riesigen knochigen Mann, schon von weitem ansehen, daß er nicht mehr nüchtern war. Mein Meister lud ihn in die Nebenstube, zum Essen und Trinken; wird ihm wohl auch, in seinem Vaterglück das junge Schreihälschen gezeigt haben. Bald aber seien die beiden Schwäger erst auf die Politik, in welcher der eine so gesinnt war und der andere anders, zu reden gekommen; und sodann auf die Erbteilung. Es waren zwei harte Mühlsteine, die nicht gut zusammen mahlten. Ich und die Knechte hatten uns bereits schlafen gelegt, als wir von der Stube herauf plötzlich lauten Streit vernahmen, die rauhen, zornigen Stimmen der beiden rauhen Männer, welche sich scheints niemals recht gemocht. Das Wort ging in förmliches wüstes Toben über; man glaubte nichts anderes, als daß sie handgemein geworden. Dazwischen bittendes, abwehrendes Frauengekreisch. Des folgenden Morgens war sie, die junge Wöchnerin, todkrank und des nachfolgenden Tages lag sie bereits als Leiche aufgebahrt in der Bauernstube. Ihr Mann aber tat sich fast hintersinnen; er raufte sich die Haare und

klagte sich laut als ihren Mörder an, weil er zum bösen Streit sich hatte hinreißen lassen, der ihr, der Schonungsbedürftigen, den großen tödlichen Schreck eingejagt. Er rief sie bei den zärtlichsten Namen, glaubte sie durch Bitten und Flehen ins Leben zurückrufen zu können. Ja, von jenem Tag an bis auf diese Stunde hat ihn niemand mehr lachen sehen ... Die Pfeife brennt wirklich ganz vortrefflich!«

»Und seine dermalige Frau – wie kam euer Meister denn dazu, trotz seiner Verzweiflung sich diese zweite Frau zu nehmen?« fragt der Hausierer, der an der Erzählung des Alten augenscheinlich bedeutendes Interesse gewonnen hat.

»Das tat er erst nach Jahren; das tat er erst, als ihm seine Anverwandten und Freunde sagten: »Siehst du nicht, wie deine Dienstmägde in Haus und Küche so schlechte Ordnung halten und dich betrügen auf jede Weise? So kann es nicht länger gehen, Sonnhalder!« – Da ging er zu des Käppelihöfers hinüber und holte sich dort, ohne dabei mehr als drei Worte zu machen, seine jetzige Frau Lena.«

»Schau, schau, welch seltsamer Mann, welch seltsame Ehe, so ganz ohne vorausgegangene Liebe!« meint der Hausierer. »Und scheinen trotzdem gut miteinander auszukommen – wie?«

»Sehr gut sogar, sag ich, lauter Friede und Einigkeit! Das kommt davon, daß sie, die Meisterin, ein gar friedfertiges Gemüt hat, das nur den einen Willen kennt, nämlich den ihres Mannes; und auch er ihr möglichst gut ist auf seine eigenartige, trockene Weise.«

»Und sein Kind aus erster Ehe?«

»Ah, Ihr meint die Röse? Ei, die wuchs zu einem gar herrlich hübschen Mädchen heran, der Mutter Ebenbild, des Vaters Stolz und Freude. Und doch nicht ganz der Mutter Ebenbild; denn sie ist weit lebhafter und herrischer, als es jene gewesen!

Sie hat halt ihres Vaters Kopf geerbt, der sich nicht leicht beugen läßt. Das zeigte sich bei ihrer Heirat. Der Alte hätte sie gern einem Siebenhöfer Bauernsohn zugehalten; allein ihr war keiner gut genug; sie goß ihre Spottsucht aus über die große Einfalt und Langweiligkeit der hiesigen Burschen. Weit mehr Gefallen hatte sie an dem aufgewichsten und fröhlichen Müllerssohn von Hellstetten. Es gab deswegen öfters Zank zwischen ihr und dem Alten. Allein sie erzwang es doch und wurde die wohlangesehene, kuraschierte Frau Müllerin. Sie bekam von ihrem Vater das mütterliche Erbe gleich bar ausbezahlt bei Heller und Pfennig, und darum glaubte man, mit der Liebe und Freundschaft sei es aus. Allein sie, die Röse, wußte es klug einzufädeln; sie ließ ihren Vater, nachdem sie ein Knäblein geboren, durch ihren Mann gar freundlich zu Gevatter bitten. Das durfte er ihr nicht wohl abschlagen.

Die Aussöhnung war eingeleitet, sie scheint ziemlich vollständig geworden zu sein, denn seitdem, seit letztem Frühling, sind die beiden jungen Eheleute mitsamt ihrem kleinen dicken Jungen bereits zweimal hier auf Besuch gewesen. Und es hat die Röse mir Alten jedesmal ein blankes Frankenstück geschenkt; denn sie hat mich immer gut leiden gemocht und auch gewußt, daß unsereiner so dann und wann ein heimlich Schnäpschen – na, Ihr Schwerenöter da drüben«, ruft er, die Peitsche drohend gegen das weidende Vieh erhebend, »wollt Ihr das Stoßen gelten lassen, oder soll ich Euch karwatschen kommen, he?«

Auch der Hausierer erhebt sich, hängt sich seinen Kasten wieder um und begibt sich mit freundlichem Gruße weiter. Der Weg steigt, nachdem er noch eine Strecke dem Staketenhag gefolgt, plötzlich die steile Anhöhe hinauf, zu dem »Älple«, von den Leuten scherzweise auch »Juchheehäuschen« genannt, empor. Der Granitzler hält seinen Schritt

inne und mißt mit den Augen die beschwerliche Steigung. »Bah«, murmelt er, einen mutigen Anlauf nehmend, halblaut vor sich hin, »hab' schon manchen nutzlosen Gang getan, diese Leute sind wenigstens sicher zu Hause zu treffen!« Wirklich kann man von weitem schon das muntere, taktmäßige Rasseln des Seidenbandwebstuhles sowie den fröhlichen Sang der fleißigen Posamenterinnen vernehmen.
Ein an den Stamm eines Wildkirschbaumes angepflocktes mageres Kühlein äst sich mühsam an den spärlich hervorsprießenden, jungen, magern Gräsern. Vor dem aus Holz und Rieg erbauten, sonngeschwärzten Taglöhnerhäuschen liegt ein mit einer immergrünen Buxbaumhecke umfriedetes, sonniges Küchen- und Blumengärtchen; an der Giebelseite des Häuschens rankt ein im Treiben begriffener Weinstock empor. Einer der schnatternden Webstühle hält plötzlich inne. Ein hübscher Mädchenkopf lugt zum Fenster heraus mit dem freundlichen, fröhlichen Willkommgruße: »Ei, der Veeri ist auch wieder einmal da – Gott grüß'!« Hocherhobenen Fußes schreitet der Hausierer über die hohe hölzerne Haustürschwelle, tritt in die von einem mächtigen Seidenbandwebstuhle beinahe gänzlich ausgefüllte Wohnstube. Ein ähnliches, riesiges Gerät ist in der offenstehenden Türe des Nebengemaches zu sehen. Davor stehen barfüßig und sehr dürftig gekleidet die beiden jungen Posamenterinnen; ihre Wangen aber blühen wie Mairöschen, und aus ihren schönen dunkeln Augen leuchtet eitel Frohsinn und Lebenslust. Auf einem niedrigen Bretterstuhle sitzt, behaglich schmauchend, der kahlköpfige Alte und spult die bunt glänzende Seide.
»Habt ihr Mundhärfchen bei euch, Veeri?« ruft die blitzäugige, schwarzlockige Schöne. »Denkt euch, das letzte, das ich euch abkaufte, ist mir von dem garstigen Prysenmättlerköbel elend zu Schanden geblasen worden, ganz mit Fleiß, sag ich, weil ich ihm ein Tänzchen verweigerte!«

Und kaum hat der Hausierer stumm lächelnd seinen Kasten geöffnet und das Schublädchen gezogen, in welchem die niedlichen glänzenden Musikinstrumente – das Stück zu achtzig bis zu hundertfünfzig Rappen – stecken, als auch schon die beiden Mädchen darüber herstürzen, je eines der Dinger ergreifen. Und, während der hübsche Mund demselben die lustigen Tanzweisen entlockt, flinken Fußes und den Arm in die Hüfte gestemmt, übermütig in dem engen Raum herumhopsen und walzen. Auch der Alte hat sein Spulrad ruhen lassen und schaut dem munteren Treiben gemütlich lächelnd zu, bis plötzlich die Stubentür sich öffnet und ein darin erscheinender runzeliger Frauenkopf verweisend hereinruft: »Mädchen, Mädchen, wie ihr euch nur so vergessen könnt! Denkt an den sich nahenden Ablieferungstag!«
Da huschen jene flugs wieder an ihre Webstühle zurück, die sie fleißiger denn zuvor schnellen und schnattern lassen und dabei summen und tirilieren, mit dem Kanarienvögelchen im Bauer fröhlich um die Wette.
Dem Hausierer gefällt es bei den frohmütig lustigen Leutchen gar wohl! Ob dem Sang und munteren Scherz vergißt er beinahe das Fortgehen. Erst als die Sonne schräg durch das offene Stubenfenster blickt, erinnert er sich wieder des Versprechens, das er auf dem Felde dem Käppelihöfermädchen gegeben, auf dem Rückwege, und wenn möglich zur Melkenszeit, bei ihrem Hause nochmals vorzusprechen, weil sie einiger Sachen bedürfe, von welchen das böse Mannsvolk nichts zu wissen brauche ... Nachdem er den »Älple«-Alten für das ihm gespendete Gläschen Wacholder mit einer aus Buxbaum geschnittenen niedlichen Tabakdose beschenkt, macht er sich mit seinem mobilen Krämerladen wieder von dannen, desselben Weges, den er gekommen.
Der Tag ist für ihn in geschäftlicher Beziehung ein sehr befriedigender gewesen, und er bereut es keineswegs, wieder

einmal den Gang nach diesem Siebenhöfen, dem entlegenen Bauernnestchen, unternommen zu haben, zumal er bei des Käppelihöfers Mädchen noch etliche Toiletteartikel verkaufte zu guten Preisen.
Ja, wie er auf dem Heimwege bei der Sonnhalde achtlos vorbeigeht, wird er von dem Bauern zurückgerufen mit den Worten: »Heda, Mann, habt ihr auch Bleistifte, Zimmermannsbleistifte, bei euch? Gut. Kommt nochmals her und laßt sehen!«
Statt des einen kauft sich der Bauer zwei große Stifte, dazu sogar noch eine zum Messen großer Körper und Flächen dienliche Maßschnur; denn er, der Sonnhalder, hat aus seiner ausgedehnten Privatwaldung alljährlich ein bedeutendes Quantum Bau- und Brennholz zu verkaufen.
Der Abend fängt bereits an zu dämmern, als unser Granitzler seine Schritte endlich zu Tal, seinem Wohnorte entgegen, lenken kann.

Aus: Der Sonnhaldenbauer, Basel, 1892

D'Mueter

Drwyle het d Muetter deheim Lynigs gwobe vo Morge früe bis z obe spot, jo teuf i d' Nacht ine, i dr füechte Wäbstube unte. Und wenn ig schlofe gange bi, het sie erst no myni Hösli afo plätze und Strümpf vrstäche und Hemmeli und Nastüecher wäschen und glette. Und ha nit die lysisti Ahnig gha, wie grüüsli aß si si het müeßen astränge, schier unmänschlig, die gueti armi Frau!
Und wenn mr gässe hei – de Morge s'Mählsüppli, zmittag d Möckli und s Gaffee, zobe s Mues – has lang nit gmerkt, mängs Johr nit, aß sie gwartet und nume so gmöffelet het, bis ig gnue gha ha und erst denn zgzrächtem het afo ässe, was no doo gsi isch – – und flyßig zsäme gha und z Ehre zoge het, keis Brösmeli lo gschände, keis Räiftli Brot, keis Härdöpfelschindeli, keis Tröpfli Milch, keis äsigs Bitzeli. Und alli Fäckli Züg, jede Neetlig Faade, 's chlynst Rästli Schnuer, s eifältigisch Chnöpfli oder Häftli hübsch dänne to het – so ne Süüferligkeit und Huusligkeit, wien ig keini gseh ha wyt und breit!
Und wo dr Vikari gseit het, ig chönn cho minstriere i d'Chilche, i syg jetz groß gnue – wie het sie doch ne göttligi Freud gha, as wär is die gröschti Ehr widerfahre! Und mr hulfen uswändig lehre s Confiteor und s Suscipiat und d Responsali, mit großer Müei, und si gmeint, am wyße Sunntig, woni s erst Mol das rot Chorröckli ha chönnen azie. Und mr ne Pfanntätsch gmacht sälb Mittag, vo den ersten Eiere, wo s Mutzhuehn gleit het sälb Früelig!
I han eren au müeße spuele.
Wie s aber d Chinder hei: si wei gewöhnlig lieber mache, was si nit chöi oder nit sette – bin i, so bhäng d Muetter dr Rügge kehrt het, gflingg ufe Wäberbaum ufe kläderet und ha afo

Schiffli schieße dur dä wyß Zettel dure, und mit myne chlyne Beinlene no dr Trätte glängt und druuf loos gwobe, bis dr Faade grisse het oder ghürschtet isch. Denn, wenn d' Muetter choo isch, het si erschrocke gseit: »Du Hagelsbüebli, was machsch mr doo! Lueg doo das Wäbernäst! Und so weeni zsämegschlage, d Hüener chönnte Haber frässe drdur – was wärde die Buure säge!«
Mit dr Zyt aber, ganz gly, han is scho ordli loos gha, das Wäbe, und bold meh möge, i dr chlyne Zyt, as si sälber, das heißt, wenn der Zettel agstreckt und alls ghörig ygrichtet gsi isch, denn das mueß gar guet vrstande sy. – – Und ha 's sälber gchört, wie sis gseit het zu dr Gottebase:
»Dä lehrts! das git e Wäber usem ff, wo cha Bildets mache, di schönste Figure, wie dr Hänel im Ried! Bruucht nume ne gschickte Lehrmeister z' träffe. – – – Jä nes diffigs Büebli ischs, potz tuusig! schloht halt em Vater noo, het dä glych guet Chopf!«

Aus: Nes Stück Schuelmeisterläbe

Träumereien des Altschulmeisters

I

Man sollte eigentlich nie Altschulmeister werden. Als ich noch der »junge« war – vor bald fünfzig Jahren –, ein hübsches Bürschchen mit Kraushaar und Bäcklein wie Pfirsiche so rot, und den schönen grauen Kittel anhatte mit den möschigen Knöpfen dran, und ich durch die Kirche schritt ins Chor oder empor, um die Orgel zu schlagen, damals guckten mir mehr schöne Mädchen nach als dem jungen Vikar; ihre Blicke fühlte ich trotz des dicken Tuchkittels oft bis tief ins Herz hinein dringen. Ja wenn ich, die breite Pelztellerkappe auf dem Haupte und die Geige unter dem Arme zur Schule mich begab, schielten selbst die reichsten Bauerntöchter schmachtend nach mir. Sie hatten mich alle lieb, wenn auch nicht vor den Augen der Welt, denn ich war ja nur der Schulmeister. Eine aber, die liebte mich besonders innig und aufrichtig. Sie ließ nicht ab von mir, obwohl die Alten mich einen armen Schlucker und Hungerleider nannten, und die Verwandtschaft Zeter und Mordio schrie über die arge Mesaliance. Sie ward die Meine und, die häßliche Gewohnheit abgerechnet, bei unsern ehelichen Diskursen stets das letzte Wörtchen zu behalten und mir den Pfeffer auf die Suppe zu streuen, war sie mir stets ein liebenswürdiges Weibchen bis zu ihrem seligen Tode, den sie sich durch einen unheilbaren Schlagfluß zuzog.
Was hab' ich von meiner dreiviertellebenslänglichen Schulmeisterei davongetragen, was anders als eine unglaublich vergrößerte Gallenblase, unzählige Runzeln im Angesichte und ein lahmes Bein voller Gsüchte und bösartigem Gram-

seln. Die Gsüchte freilich und das schiefe Bein kommen von meinem ungefälligen Sprung von der Heubühne her, die anormale Ausdehnung der Gallenblase und die Runzeln aber hab' ich den süßen Freuden des jahrelangen ABC-Karrenstoßens und den Aufmerksam-, Artig-, Folgsam- und andern -keiten von Seite meiner Tausenden von hoffnungsvollen und lieben, lieben Schulbengeln zu verdanken... Das Liseli hat sich aus dem Hause verheiratet, und gut ist, daß, verzeih' mir's Gott, das Bäbeli ein bißchen schwerhörig ist und die flüsternden Schmeicheleien der schlimmen Dorfknaben nicht hört. Gewiß hätten sie's mir auch schon weggestohlen und so ständ' ich allein mit meinem lahmen Beine und dem sanften Ruhekissen eines Altschulmeisters aus der alten Zeit. Man sollte eigentlich nicht Altschulmeister sein, in dieser meiner Zeit. Wehmut beschleicht mein Herz, wenn ich die heutigen Herren Lehrer seh', im Vollglanze ihrer Berufsherrlichkeit, in Häusern gleich Palästen installieret, während ich als Anfänger ins Bläsihanssepps finsterer, niedriger Hinterstube sechzig Schulkindern die Weisheiten des »Namenbüchleins« und die Kunstgriffe der vier Spezies beizubringen, sie das Einmaleins und das Christenlehrbüchlein hintersi und fürsi auswendig lehren mußte, Jahr ein Jahr aus gegen den Ertrag des magern, steinigen Schulackers und gegen die Barbesoldung von fünfzig Guldi; und den grauen Kittel nicht einmal herzhaft bürsten durfte aus Furcht, er möchte vor der Zeit fadenscheinig werden; und um das *eine* Schnupftuch zu schonen und wenn's niemand sah in die Finger schneuzte und dem Störzlitabak Heublumen beimischte, um mit den Dorfburschen auch hie und da ein Pfeifchen rauchen zu dürfen... Und mußte ich nicht Jahre lang beim filzigen Bachstelzenbauern des Sommers über werchen, daß mir die Rippen krachten, und seinen ranzigen Speck und halbgekochtes Sauerkraut und »nackte Bettlerbu-

ben« essen, um die ruche Winterkost abzuverdienen ... Und ach, wenn ich sehe, wie Männlein und Weiblein dem Herrn Lehrer den Scharis machen und wir ehedem nur so toleriert wurden, wer sollte nicht eifersüchtig werden?
Man sollte nicht Altschulmeister werden. Wenn ich die gesetzten Bauern, die ich als kleine Hosenbübli alle auf die Schulbank gelüpft, mit denen ich mich geplagt und geschunden und herumgebalgt, um ihnen den notdürftigen Anstrich von Bildung, Gesittung und Christentum beizubringen, wissen sie mir Dank dafür? Käme es dem reichen Untervogt jemals in den Sinn, mir ein Zinslein zu schenken, das ich ihm ab dem Spitzacker schulde, und war es nicht ich, dem er es zu verdanken hat, daß er so entsetzlich spitz zu rechnen und die Quittanze so körnig zu schreiben gelernt hat?
Und wenn ein gerechter Stolz mich beschleichen will beim Anblicke der stattlichen Bauernweiber, die ich vor zwei, drei Dutzend Jahren erst die Handhabung und den Nutzen des Nastuches gelehrt und sodann in die höhere Sphäre des Schreibens und Lesens eingeführt habe, so wird dies eitle Gefühl sehr bald abgeschwächt bei der verdrießlichen Wahrnehmung, daß die korpulenten Holden ihre Huldigung dem »Jungen« darbringen und es auch nicht einer in Sinn zu kommen scheint, mir, ihrem Ehemaligen, einen Schinken oder eine gute Wurst als Anerkennung zukommen zu lassen. Es wär nicht gerade wegen der Wurst, allein man sähe doch die Liebe ...
Und doch will ich es nicht bereuen, Schul- und Altschulmeister geworden zu sein. Wenn ich den Blick werfe auf die Generation, welche aus meiner Schule und aus dem Zauberkreise meines Haselstockes hervorgegangen, so ersehe ich manch einen, der weit über das Niveau des Gewöhnlichen emporgestiegen, sich eigentlich von der Scholle losgemacht. Drei meiner Eleven sind ebenfalls zünftig, d. i. Lehrer, geworden, einer ist Sekundar-, ein anderer Soldatenlehrmei-

ster; des Seppenfranzen Antoneli ist zum Kondütor, des Lisebeths Fritz zum Apothekergehülfen, Webers Viggi sogar zum Prokurator »geraten«. »Ungeraten« ist der Bändikobeli; er sollte Kapuziner werden und jetzt hat er's nur zu einem Amtschreiber gebracht. Am höchsten brachte es freilich des Rotentonis Kasper; in Amerika ist er an einem hohen Galgen aufgeknüpft worden, weil er einen Gaul gestohlen.

Üb' immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab –

Und wenn du, lieber Leser, einem angebornen oder anerzogenen Hange zum Stehlen durchaus nicht mehr zu widerstehen vermagst und es partu gestohlen sein muß, so vergreif' dich nur nicht an Bagatellsachen, sondern stiehl gleich lieber eine Million oder zwei, dann bist du sicher, nicht gehenkt zu werden, denn mit dem »ungerechten Mammon« wirst oder kannst du dir Freunde erwerben. Kennst du nicht das Sprüchlein von den »großen« und den »kleinen«? –
Gut, daß nun wieder geköpft und gehenkt, gerädert, geschunden und gevierteilt werden darf – dank der Weisheit unsrer Bundesväter zu Bern. Abgesehen davon, daß die Abstimmung die Bundeskasse so circa 50 000 Fränklein kosten und das rare Geld wieder mal unter die Leute gebracht wird, ist Aussicht vorhanden, daß der Pöbel bald wieder das anmutige Schauspiel genießen kann, den einen oder andern aus seiner Mitte köpfen oder hängen zu sehen, die »großen« werden sich wieder sicher fühlen vor Taschentuchdieben, verzweifelten Hungerleidern und armen Halunken. Und die erhabene Christusreligion wird wieder einen ihrer schönsten Triumphe feiern: Aug um Auge, Zahn um Zahn!
Bald werden nur noch Millionen gestohlen werden.

Balsthaler Bote, 6. April 1879

II

Sonst, zu dieser heißen Jahreszeit, hörte man stets von tollen Hunden, die diese oder jene Gegend unsicher machten. Heuer sind wir von dieser bissigen Gefahr merkwürdigerweise verschont geblieben. Dagegen fängt die anhaltende Augusthitze an, die Hirne der Menschen anzugreifen und darin allerhand schlimme Tor- und Tollheiten auszubrüten. Dieselben äußern sich auf mannigfache, abenteuerliche Weise: die einen der Befallenen stürzen sich in die Berge hinein, rasen auf die höchsten und unzugänglichsten Eisgipfel hinauf, und so viele täglich auch herunter und zu Tode fallen, immer gehen wieder neue, wütende hinauf; so daß man die Schneeberge am Ende mit einem hohen Eisengitter umzäunen oder aber militärisch absperren lassen muß von Bundeswegen, um die Herren Professoren aller Länder von dieser Art Massenselbstmord gewalttätig abzuhalten. Andere Gehirnüberhitzte fordern sich Ehren-, Frauen- oder sonstiger Kleinigkeiten halber auf Degen und Pistole und ruhen nicht eher, bis sie tot sind oder doch wenigstens einige blutige Löcher im Leibe haben. Wieder andere schreien laut nach Krieg und mögens schier nicht erwarten, bis sie losgelassen werden über die Grenzen, damit sie sich auf die Nachbarn stürzen können. Ja, wenns mit der argen Tröckene und Hitze noch eine Weile so fortgeht, so wird es dazu kommen, daß sich die Hunde, zur Abwechslung, vor den Menschen in acht nehmen können, um nicht von ihnen in den Schwanz toll gebissen zu werden.

Gegen die Sommerhitze und ihre schlimmen Folgen haben Gott und die Menschen zusammen die Sommerfrischen und kühlen Badeorte geschaffen. Vernünftige, reiche Leute wenden sich dahin und finden eine wohltuende Erleichterung des Gemütes und des Geldbeutels, den richtigen Schutz vor

Nerven- und Gehirnüberreizung. So auch die Monarchen und Diplomaten. Und gut, daß dem so ist, sonst müßte der allgemeine Friede in diesen unsern dreißiggradigen Hitzetagen schlecht wegkommen. Nun aber wird es, dank der fürtrefflichen Genfer Schützenrede unseres Bundespräsidenten und dem freundschaftlichen Zusammenkommen der Kaiser Willem und Franzseppi zu Gastein vorderhand zu keinem europäischen Kriege kommen; nachderhand freilich, wann die Herbstnebel zu steigen und der neue starke Sauser seine Wirkung zu tun angefangen, wird man sich wieder auf mancherlei gefaßt machen müssen, zumal der Kuckuck soeben zum zweiten Mal zu rufen begonnen hat, was jedesmal etwas zu bedeuten hat. Ob es diesmal unsere junge Verfassungsrevision ist, die dem Vogel so frühlingsahnlich das Herz bewegt, oder ob der Ruf ein anderes großes, glückliches oder unglückliches europäisches Ereignis vorbedeuten soll, – wer kann es wissen?
Die übergroße Hitze! Und der junge Koburger Prinz wagt es, nach Bulgarien zu gehen, um sich die Fürstenkrone aufs Lockenhaupt setzen zu lassen – bei dieser großen Hitze! Und schon mußte er einen Reiseumweg machen, um den Bomben zu entgehen, die ihm von einigen seiner neuen heißliebenden Untertanen zum Empfange gelegt worden. Hätte er, der sprachkundige junge Mann, sich nicht lieber nach Grenchen, dem hübschen fröhlichen Grenchen, wo soeben eine Bezirkslehrerstelle ausgeschrieben worden, wählen lassen? Oder als Rathausweibel nach Solothurn, wo ebenfalls eine Sobranje zu treffen ist, weit zahmer und freiner als die in Tirnowa, in welcher ein jeder meint, seinen eigenen und mitunter sehr Zankoff'schen Kopf haben zu müssen.
Die große Sonnenhitze – kein Wunder, daß unsere Parteipolitik seit Wochen matt und welk geworden, gleich den Salat- und Rattenbeinstauden in meines Bäbelis Krautgärtlein. Der

Bauer, im Angesichte seines Schweißes die Ernte und das Emdlein einheimsend, denkt an alles eher, als an seine gegenwärtigen oder zukünftigen politischen Vertrauensmänner, die er weder essen kann, noch daß sie seiner lechzenden Zunge mit einem Glase Kühlung beizuspringen sich bemüßigt finden. Und wo zwei entgegengesetzte Zeitungsschreiber sich über parteipolitische Dinge auseinandersetzen, geschieht es unter bösem Knurren und drohendem Zähnefletschen. Das tut die Hitze, die große Tröckne. Einzig mein Meitschi, das sich doch sonst wenig um die Politik, desto mehr aber um gewisse junge Politiker kümmerte, meinte neulich: Rot, Grau und Schwarz, wie wenig reizend und ansprechend diese Farben! Wäre ich dabei, wo sich eine neue Partei auftäte, ich schlüge vor, dieselbe grün, hoffnungsgrün zu nennen; das zöge! – Ein zarter Wink für die jungen »Fortschrittler«, wie sie sich vorläufig benamsen.

Balsthaler Bote, 14. August 1887

Leben und Werk

Man nannte den Bauern und Schriftsteller aus dem schweizerischen Dorf Kestenholz zu Lebzeiten den »Solothurner Jeremias Gotthelf«. Heute ist er, wohl zu Unrecht, fast in Vergessenheit geraten. Viele seiner lebensnah geschriebenen Geschichten, Novellen und Romane ziehen auch den heutigen Leser rasch in Bann. Die Liberalisierung und der Umbruch durch Eisenbahn und Industrie brachten im letzten Jahrhundert einerseits raschen Wohlstand, anderseits Arbeitslosigkeit und Not. Die gegenseitige Verständnislosigkeit führte zu Verzweiflungstaten und Süchten genau wie heute.

Auch die menschlichen Probleme in Ehe, Familie und Gesellschaft, Probleme zwischen alt und jung, bei Erbteilungen und Beamtenwahlen sind dieselben geblieben. Mit köstlichem Humor versteht Joachim Allzumenschliches darzustellen, warmherzig und mit Feingefühl eine Notlage zu schildern. Denkanstöße und Belehrungen sind zumeist in eine spannende Geschichte verpackt, die unser Mitgefühl weckt und uns lächeln oder lachen läßt, auch über uns selbst.

Die Familie Joachim ist deutscher Herkunft. Der Großvater Johann stammte aus der Gegend von Trier und wanderte um 1780 als Schmiedegeselle in die Schweiz ein. Josef Joachim lag am 4. April 1834 als letztes von zehn Kindern im Wäschekorb der Bauernfamilie des Johann und der Annemarie Joachim-Pfister in Kestenholz. Der munter heranwachsende Knabe fiel in der Schule durch seine überdurchschnittliche Begabung auf. Deshalb suchten ihn Lehrer und Pfarrer nach Kräften zu fördern. Nach dem Besuch der Bezirksschule in Neuendorf hatte der »Pfisterseppi« den sehnlichen Wunsch,

studieren zu dürfen. Der Vater aber bestimmte seinen Jüngsten zum Bauern und Nachfolger auf dem Hof. Immerhin gestattete er ihm ein Jahr Welschlandaufenthalt im Pfarrhause von Landeron.
Wieder daheim fiel es dem strebsamen Burschen doppelt schwer, auf Bücher und Gelehrsamkeit zu verzichten und dafür Sense, Hacke und Mistgabel in die Hand zu nehemen. Welche seelischen Kämpfe er durchstand und wieviel Willenskraft und Zeit es brauchte, bis er sich mit dem aufgezwungenen Beruf abfand, ja, ihn mit Freuden ausübte, hat er später im Roman »Wandlungen« trefflich geschildert. Voll Tatendrang und Fleiß suchte er nun mit großen finanziellen Aufwendungen Haus und Hof zu verbessern und zu vergrößern.
Mit 24 Jahren heiratete Josef Joachim Elisabeth Fuchs, die Schwester des seit drei Jahren in Kestenholz wirkenden Pfarrers. Die kluge und tapfere Lebensgefährtin wurde innerhalb von 21 Jahren Mutter von 19 Kindern, von denen aber nur sechs Töchter und ein Sohn das Erwachsenenalter erreichten.
Die Familie Joachim schien vom Unglück verfolgt zu sein. Allerlei Krankheiten und Unglücksfälle, Hagelwetter, Maikäferplagen und Mißernten wegen Überschwemmungen brachten den Jungbauern mehr und mehr in Bedrängnis. Die großen Investitionen im Landwirtschaftsbetrieb, unglückliche Spekulationen und Bürgschaften für politische Freunde bedrohten Josef Joachim schließlich mit dem finanziellen Ruin. In seiner Not fälschte er einen Wechsel über 520 Franken in der Hoffnung, alles innert drei Monaten zurückzahlen und in Ordnung bringen zu können. Als ihm dies nicht gelang, floh er 1866 nach Amerika. Dort wollte er eine neue Existenz aufbauen und seine Familie nachziehen.
Doch von Heimweh und Sorge um die Seinen getrieben

kehrte er zurück und nahm die verhängte Strafe auf sich. Er lernte aus den begangenen Fehlern und bestand die Prüfungen als gereifter Mann, ohne verbittert zu werden. Sein angeborener Frohsinn und die liebenswürdige Wesensart halfen ihm, zusammen mit der tüchtigen Gattin, nochmals neu anzufangen und diesmal geduldig Fuß vor Fuß zu setzen.
Mitte der Siebzigerjahre begann sich die Familie nach und nach auch wirtschaftlich zu erholen. Da überraschte den Bauern Joachim der Antrag, als Korrespondent beim 1871 gegründeten »Balsthaler Boten« mitzuwirken. Spritzige politische Artikel wechselten nun mit sachkundigen, landwirtschaftlichen Erörterungen ab. Es folgten humorvolle und zeitkritische »Plaudereien aus der Bauernstube«, die starke Beachtung fanden und vom schriftstellerischen Talent des Verfassers zeugten.
Eben begann der geplagte Schuldenbauer aufzuatmen, als im Oktober 1878 aus unbekannter Ursache sein Haus in Flammen aufging. Einzig das Vieh konnte gerettet werden. Das ganze Mobiliar, Wäsche und Kleider, Wagen und Geräte, die eingebrachte Ernte, Vorräte und Futter für Mensch und Tier wurden vernichtet. Von diesem Schicksalsschlag konnte sich Josef Joachim zeit seines Lebens finanziell nicht mehr erholen.
Das Schreiben wurde nun für den Heimgesuchten zum Rettungsanker. Vom 20. März 1879 an zeichnete der schlichte, kluge, schreibgewandte Bauer nun als verantwortlicher Redaktor des Balsthaler Boten. Er begann auch größere Erzählungen zu schreiben. »Ein Tag aus dem Bauernleben« und »Der Gunzger Hans« erschienen 1881 als erstes Bändchen im Selbstverlag des Verfassers, der bereits im 47. Lebensjahre stand.
Bald folgten weitere Novellen und Romane nach: »Glyms auf

der Höh'«, »Die Geschichten der Schulbase«, »Lonny, die Heimatlose«, »Die Brüder«, »Der Sonnhaldenbauer«, »Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe«, um nur einige der bedeutendsten zu nennen.
Mit »Lonny, die Heimatlose« gelang ihm sein großes erzählerisches Meisterwerk. Sowohl dem Roman, wie auch der gleichnamigen Bühnenfassung, bearbeitet von Edmund Wyss, war ein außergewöhnlicher Erfolg beschieden. Joachim hat uns damit ein wertvolles ethnographisches Werk hinterlassen, in dem er die Lage einer Minderheit, der »Fahrenden« und Zigeuner, schildert, die zum Teil heute noch mit ähnlichen Problemen zu ringen hat.
Er veröffentlichte auch dramatische Arbeiten, wie »Adam Zeltner«, viele Kalendergeschichten und Feuilletons, die in Zeitungen und Zeitschriften der Schweiz, Deutschlands und Österreichs eine begeisterte Leserschaft fanden.
Im ganzen deutschsprachigen Raum wurde man auf den Dichter aus dem Solothurner Gäu aufmerksam. Anerkannte Schriftsteller und Literaten wie Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Peter Rosegger, Josef Viktor Widmann, Alfred Beetschen, der Zürcher Literaturprofessor Jakob Bärchtold u.a. spendeten ihm Anerkennung und Lob. Mit dem damals berühmten Geiger und Namensvetter Joseph Joachim stand er in Briefkontakt.
In den letzten drei Lebensjahren war Josef Joachim seiner geschwächten Gesundheit wegen öfters bettlägerig, setzte aber seine schriftstellerische Arbeit unermüdlich fort. Er litt an Herzbeschwerden, Gicht und Tuberkulose. Ende Juni 1904 erlitt er beim Einfahren eines Heufuders den Bruch eines Oberschenkelhalses. Nach ein paar Tagen kam eine Lungenentzündung hinzu, an der er am 30. Juli 1904 starb.
Zu seiner Beerdigung am 1. August strömten aus nah und

fern viele Freunde und Verehrer des Schriftstellers herbei, und Adrian von Arx hielten dem toten Freunde eine eindrucksvolle Grabrede.
1905 errichteten ihm seine Freunde, die Töpfergesellschaft und die Akademia (Olten) in den Anlagen des Kunstmuseums Solothurn ein Denkmal.
In seinen Erzählungen teilte Josef Joachim Freud und Leid mit den beschriebenen Personen. Am eigenen Leib erlebte er ja die Abhängigkeit des Bauern von Sonne, Wind und Wetter, Nässe und Trockenheit. Er erlitt Feuerbrunst und Wasserschäden, Krankheiten und Unglücksfälle. Alle landwirtschaftlichen Arbeiten und Gepflogenheiten waren ihm ebenso vertraut, wie die guten und bösen Kräfte, welche eine Dorfgemeinschaft zusammenhalten oder zerreißen. Deshalb sind seine Personen von Fleisch und Blut, währschafte Bauern und Bäuerinnen, protzige, tüchtige, linkische oder anmutige Mädchen und Burschen, verschupfte Verdingkinder, armselige Taglöhner oder Hausierer, aufdringliche Zigeuner, verkommene heimgekehrte Söldner.
»Die Geschichten der Schulbase«, die »Erinnerungen eines Nachtwächters« und andere Erzählungen sind eine Fundgrube für den Volkskundler und Geschichtskenner. Viele Geschichten, wie das »Bäsenauggi« oder »Der Gunzger Hans« lassen uns die Nöte der Verachteten, mit Sorgen beladenen verstehen. Erfrischend ist jedoch stets der Humor und eine versöhnliche Heiterkeit, die aus dem Verständnis für die Ecken und Winkel des Menschseins stammen und sämtliche Werke Josef Joachims erhellen. Alle Erzählungen geben uns Einblick in das Fühlen und Denken des einfachen Volkes und in die Geschichte und Kultur des 19. Jahrhunderts.

Elisabeth Pfluger

Urteile von Zeitgenossen

Die zeitgenössische Kritik hat sich schon bei Erscheinen der ersten Erzählungen zu Joachims Schriftstellerei positiv eingestellt. Trotzdem erlebten unter den größeren Erzählungen nur »Lonny, die Heimatlose« und die »Geschichten der Schulbase« eine zweite Auflage. Der Absatz der Bücher entsprach nicht den Erwartungen der Verleger Joachims. Alle Erzählungen waren schon in den bedeutendsten und verbreitetsten Tageszeitungen der deutschen Schweiz erschienen, und da sie in großer Zahl auch in Leihbibliotheken vorhanden waren, wurden sie dort gelesen, statt im Buchhandel erworben.
Joachims Schaffen fiel in eine Zeit, wo der wachsende Ruhm des großen Jeremias Gotthelf den Wert alles Gleichartigen verblassen ließ. Gotthelfs Werke waren schon 1855–1858 in 24 Bänden gesammelt worden, und 1897 wurde mit großer Reklame die Volksausgabe angepriesen.
Die folgenden Urteile hat der Biograph von Joseph Joachim, Richard Flury, 1945 zusammengetragen:

Manche Episode wie die ergötzliche Schilderung des Glymser Weiberklatsches und die überwältigend komische Ammannwahl hat mit dem Fortgang der Erzählung wenig Zusammenhang; aber alle diese Szenen und alle diese Figuren sind mit so vollendeter Naturbeobachtung und solchem Künstlerhumor geschildert, daß man nichts davon um den Preis einer geschlossenen Komposition hergeben möchte. Es braucht eine absolute, so verblüffende Lebenswahrheit in der Art, wie Joachim seine Leute reden und glauben läßt, daß man sich nur schwer von der Annahme trennen kann, es sei hier Zug für Zug von der Wirklichkeit entnommen, nicht in dem Sinne, in welchem der

Künstler einzelne Fundstücke der Wirklichkeit in sich zu einem Idealbild vereinigt, sondern in jenem andern, in welchem jeder einzelne Gegenstand mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben wird. Mag man auch zugeben, daß der Eindruck dieses stupiden Realismus zum großen Teil auf Rechnung der absoluten Vertrautheit mit dem Dialekt zu bringen ist, wie sie ein nicht in diesem Aufgewachsener nie erreichen könnte, so bleibt immerhin das sichere naive psychologische Gefühl und die Phantasie, mit welcher der Verfasser seine Figuren gestaltet, erstaunlich und reicht hierin an Jeremias Gotthelf und Fritz Reuter durchaus heran.

Neue Zürcher Zeitung, 1885

In den »Brüdern« hat Josef Joachim ein Volksbuch geschaffen, das wohl zu den besten Werken gehört, die in dieser Art vorhanden sind. Sein Horizont ist hier der weiteste, die Fülle der Figuren, Motive, Gedanken erscheint unerschöpflich, die Kraft der Gestaltung scheint nie zu erlahmen. Wir kennen keinen Volksdichter, der ein so reiches Gedicht geschaffen hätte; es mutet uns wie ein modernes Epos an. Wir wissen wohl, wieviel Lob wir mit diesen Worten auf das Haupt des noch wenig oder gar nicht bekannten Mannes häufen, aber man bedenke, daß Joachim in den »Brüdern« ein Abbild des gesamten schweizerischen Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen geschaffen hat.

Der Grenzbote, 1892
(angesehene deutsche Literaturzeitschrift)

Ich habe Ihre Erzählungen mit ganz besonderem Interesse gelesen. Die Genrebilder sind voll großer Lebenswahrheit und mit wahrhafter Meisterschaft gezeichnet. Ich wüßte daran nichts auszusetzen, noch in diesem Genre Besseres zu leisten.

Conrad Ferdinand Meyer an Joseph Joachim

Wenden wir uns zu einem Volksdichter der Gegenwart, so finden wir in Josef Joachim einen prächtigen Typus, welcher bei seinen Naturschilderungen an Plastik und Schönheit der Sprache, sowie an reichem Gemüt manchen seiner Vorgänger weit übertrifft. Wir dürfen in Joachim einen schweizerischen Rosegger begrüßen. Er versteht es vortrefflich, das Volk nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern auch zu belehren. Seine Werke sind eine gesunde Kost für jeden unverdorbenen Magen. Unsere verehrliche Schriftenverbreitungskommission hat eine glückliche Hand bewiesen, als sie die prächtigen Erzählungen »Gunzger Hans« und die gemüt- und humorvolle Erzählung »Nanny« für uns auswählte.

Basler Nationalzeitung, 1891

Joseph Joachim darf sich schon heute mit dem Gedanken zu Bett legen, neben C. F. Meyer der gelesenste zeitgenössische Novellist der deutschen Schweiz zu sein, und seine Bücher, die in allen Dorf- und Stadtbibliotheken eine erste Stelle einnehmen, sind als gesunde, nahrhafte Hausmannskost fast immer auf der Wanderung. Er ist ein doppelter Sämann: Er streut Samen aus auf seinem eigenen Grund und Boden und streut Samen aus in die Herzen seiner Zeitgenossen, der hundertfältig aufgeht.

Alfred Beetschen, in den Literarischen Begegnungen

Die Schweiz hat einen Bauern, der Geschichten schreibt, die sich zu den besten in ihrer Art zählen dürfen. Trotz der Erfolge, die Joachim durch seine literarischen Arbeiten hatte, blieb er nämlich, wozu ihn der Wille des Vaters gemacht hatte, ein einfacher, schlichter Bauer. Sein Beruf ist es, der schwere, vom Wetter und von den Menschen abhängige, der den eigenartigen Stempel seinen literarischen Arbeiten aufdrückt. Denn ein Mann, der seine ganze körperliche Kraft in den Dienst der Pflichterfüllung stellen muß, so daß man meint, für anderes, denn für den Bauernberuf könne unmöglich Interesse oder Begeisterung sein, ein solcher Mann muß ein selten reiches und reges

Innenleben führen. Joachim lebt als Bauer, er lebt mit den Bauern und hat wohl, weil er so frei und klar schreibt, schon oft unter den Bauern, ihren Engherzigkeiten, ihrer Interessenlosigkeit gelitten. Er kennt seine Bauern, schildert sie beim Handel und Wandel, im Hause, auf dem Felde, beim Feiern, beim Politisieren, kurz er schildert das Leben, wie er es kennt. Dem Bauer selbst hält er durch seine Geschichten einen eigentlichen Spiegel vor; er entrollt uns ein Stück Kultur- und Sittengeschichte des schweizerischen Bauernlebens. Möchten seine Erzählungen auch in der Fremde draußen bekannt und ihm die Anerkennung zuteil werden, die er in reichstem Maße verdient.

Peter Rosegger im Heimgarten

Mit Meisterhand ist das Dorfleben im solothurnischen Gäu gezeichnet; es treten vor unser Auge in scharfen Umrissen all die Gestalten und Faktoren, die in dieser kleinen Welt bestimmend mitwirken: Der liberale Amtsrichter und der Pfarrer der »neuen Schule« mit seiner Haushälterin Schwester, die modernen Fabrikanten, die in der Gegend ihr Zelt aufgeschlagen, der zähe alte listige Führer der ultramontanen Opposition und so weiter. Altbekannte Gestalten und farbenreiche Erinnerungen treten beim Leser vor seinem geistigen Auge auf. Das ist das Leben und Weben im solothurnischen Gäu, wie es pulsiert und treibt, das uns Joachim in seinem neuesten Werke vorführt. Die zwei Brüder sind nicht nur eine Volksgeschichte, sie verdienen auch in weitesten Kreisen ein »Volksbuch« zu werden.

Oltner Tagblatt, 1890

Nekrologe

Der solothurnische Volksschriftsteller und echte Bauersmann Josef Joachim, der nun in seinem Heimatdörfchen Kestenholz als Siebzigjähriger seine Augen für immer geschlossen hat, ist für die deutschschweizerische Leserwelt keineswegs ein Toter, dem man einen Nekrolog zu widmen hat und der damit gleichsam literarisch begraben wäre. Sein neuestes Werk, das nun allerdings sein letztes bleibt, wird man im »Schweizerischen Dorfkalender« (Verlag J. A. Jent in Bern) Jahrgang 1905 zu lesen bekommen; es ist der »Statthalterbenz«, eine »Heiratsgeschichte« betitelt, und von dem bis zum letzten Augenblick unermüdlich tätigen Mann im Mai dieses Jahres unter großen körperlichen Qualen geschrieben worden. Nur um sein Versprechen zu erfüllen, hat der von Gicht schwer geplagte Schriftsteller die Novelle zu Ende geführt. Aber nicht nur in bezug auf dieses letzte Werk Joachims möchten wir die Bemerkung verstanden wissen, daß der Dichter auch über das Grab hinaus noch zu seinem Volke spricht. Vielmehr denken wir dabei an die schriftstellerischen Erzeugnisse seiner besten Mannesjahre, z. B. an den prächtigen Roman von den fahrenden Leuten: »Lonny, die Heimatlose« und an so viele andere kraftvolle Romane aus dem schweizerischen Bauernleben, die auch ein Gottfried Keller, der nur das Wurzelechte anerkannte, zu Äußerungen freundlicher und achtungsvoller Teilnahme an dem Schaffen Joachims bewogen. Ebenso hat sich Hermann Grimm in Berlin für Joachim interessiert und die Aufmerksamkeit deutscher Leserkreise auf diesen eigenartigen, Gott sei Dank so ganz unliterarischen Dichter gelenkt. Durch den großen Erfolg seiner ersten und besten Romane ließ sich

Joachim allerdings später verleiten, rasch hintereinander Erzählungen zu produzieren, die nicht mehr, wie seine früheren, so innerlich erlebt und aus rein poetisch zwingendem Schaffenstrieb hervorgegangen waren. Aber des wirklich Guten hat er als Volksschriftsteller genug geleistet, um eines ehrenvollen Namens in der schweizerischen Literaturgeschichte sicher zu sein; wir erinnern hier auch an sein packendes Drama »Adam Zeltner«. Auf dem Gebiete des schweizerischen Bauernromanes bleibt der Berner Jeremias Gotthelf der ewig Unerreichte, aber unter denen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem großen Vorbilde am nächsten gekommen sind und dabei eigene Originalität zu wahren wußten, wird man mit dankbarer Verehrung in erster Linie Josef Joachim nennen.

J. V. Widmann, Der Bund, 5. Aug. 1904

Nun ist unser Hans Holderbluest auch von seinem Juraberge abberufen worden und die Leser des »Solothurner Tagblatt« warten vergebens auf weitere Plaudereien des originellen »Vizengemeinderates«, der so köstlich über alle Ereignisse aus dem Weiten wie aus dem Engen zu schreiben wußte. Auf dem stillen Dorfkirchhofe von Kestenholz haben sie ihn heute mit seinen letzten Träumen und Gedanken ins Grab getragen, von wo es kein Postkriptum mehr gibt: »Weshalb ich nochmals verbleibe mit Gruß und Achtung«. Weit ins Schweizerland hinaus drangen jeweilen seine gelungenen Betrachtungen mit der trefflichen, doch gutmütigen Satire. Man sah es vor sich, das einfache Bauernmannli mit seinem breiten, von kurzem Backenbart umrahmten Gesicht, aus dem die kleinen Äuglein so klug in die Welt hineinschauten und in dessen Falten und Fältlein sich alle Augenblicke ein Lustspielchen von ganz eigenartigem Reize abspielte. An einem Markttage konnte man ihn in der Stadt Solothurn mit

Handschuhen fangen. Dann stand er plötzlich da vor einem, reichte einem fröhlich lachend die Hand und hatte bereits ein Witzlein oder eine kleine Boshaftigkeit auf den Lippen und darauf steuerte man dem nächsten Wirtshause zu, den aufgefangenen Faden mit mehr Muße weiterzuspinnen und sich in seine neuesten literarischen Pläne und Geschichten einweihen zu lassen, worüber er nie hinter dem Berge hielt, und einiges Gewetter über die Herren Verleger zu vernehmen. Aber plötzlich sprang er auf und verabschiedete sich mit einer jovialen Einladung nach Kestenholz; er werde kücheln lassen oder habe ganz feines Kirschwasser und am Sonntag gebe es Speck und Bohnen! Jetzt aber müsse er geschwind auf den Viehmarkt wegen einem Kalbeli, oder eine neue Sense kaufen und dann habe er noch auf der Bank zu tun. Adjee!

Das war's, was man auswärts nicht begreifen konnte, diese ohne Beispiel dastehende Verbindung des flotten, gewandten Schriftstellers mit dem echten, unzweifelhaften Bauersmann. Seine Dorfgenossen selbst hielten nicht eben viel von seiner literarischen Tätigkeit und lange Jahre zuckten sie ungläubig die Achseln und behaupteten, sein geistlicher Schwager, der Dekan Fuchs, habe diese Sachen geschrieben und Joachim müsse nur seinen Namen hergeben. Sie sahen ihn gleich ihnen zu Acker fahren, Kartoffeln setzen, heuen und ernten und den Dreschflegel schwingen und dieser Joachim, der noch dazu für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, sollte Zeitungsartikel und dann gar ganze Bücher schreiben? Endlich mußten sie's doch glauben. Gerade aus der heimischen Scholle, die er bebaute, holte er seine Stärke und die Eigenart seiner Schriften. Wie im Frühjahr auf seinen Matten immer neue Blumen emporsprossen, so bot das ihn umgebende Volksleben dem schaffenden Dichter immer neue Züge, Gestalten und Begebenheiten. Er arbei-

tete mit außerordentlicher Leichtigkeit; er brauchte nur hinauszuschauen und den nächsten Besten aufs Korn zu nehmen und dann fing es in seinem Kopfe an zu wetterleuchten und zu brodeln und zu werken, bis in einem Zug geschrieben die Geschichte fix und fertig vor ihm stand. Was er nur alles wieder entdeckt und beobachtet hatte. Das mußte doch einmal aufhören! Doch nein, im nächsten Augenblicke war wieder ein neuer Stoff da, noch interessanter und ergiebiger als der vorhergehende und immer aus demselben Milieu heraus, aus den Dörfchen und Bauernhäusern des Gäus, dort von Olten bis Oensingen, zwischen Jura und Aare. Es sind keine großen Schicksale, aber menschliche Lebensläufe voll Bewegung und Mannigfaltigkeit, Charaktere ursprünglich und wahr bis ins Mark hinein gezeichnet, hartknochige, hinterhältige, unbeugsame und gefühllose Männer, gutherzige, milde, nachsichtige Frauen, verwegene, wilde und leidenschaftliche Burschen und lustige heißblütige Mädchen, denen der Schalk im Nacken sitzt. In der Kinderseele verstand er zu lesen und die zarten Bilder reizend zu gestalten, wie er den Irrgängen und Wirrnissen der Leidenschaft und Verdorbenheit nachspürte und sie oft mit bitterem Realismus ans Licht stellte. Doch immer wieder fand er das versöhnende Wort und in das Cypressendunkel des traurigsten Ausgangs fiel ein Sonnenstrahl der Hoffnung und des Verzeihens. So war Josef Joachim ein Volksschriftsteller im besten Sinne.
Er wußte auch seine Leser zu packen. Leicht und anmutig fließt die Erzählung dahin, immer gibts wieder eine überraschende Wendung, die gespannt bis zum unerwarteten Schlusse. Er liebte es, außergewöhnlich enden zu lassen, was sich scheinbar so natürlich einfach entwickelte. Aber in der Detaildarstellung bewegte er sich durchwegs auf festem, sicherem Boden, da wußte er in Stall und Scheune, im Haus

und Feld Bescheid wie keiner. Und reden ließ er seine Leute mit dramatischer Lebendigkeit und schönster Nuancierung. Wenn auch in die markige Volkssprache sich dann und wann eine gezierte und entlehnte Wendung verirrt, das gesunde, urwüchsige Gepräge leidet nicht großen Schaden darunter. Alle Töne standen ihm zu Gebote, wie durch jedes Menschenschicksal zieht auch in seinen Erzählungen mit der Freude der Schmerz traulich durch die Zeiten. Am wohlsten aber fühlte er sich, wenn er seinen unerschöpflichen herzerfreuenden Humor spielen lassen konnte.

Zu einem großen Haufen geschichtet, liegen Joachims Werke vor mir auf dem Schreibtische. Und wie viel hat er in den letzten 20 Jahren noch in Unterhaltungsblättern und Zeitungen veröffentlicht, das durchs große Faß der Danaiden fiel! Nuir zu viel, wenn wir die letzten Werke mit den frühern vergleichen. Wer erinnert sich nicht noch des freudigen Aufsehens, das »Glyms auf der Höh'«, »Die Brüder«, »Geschichten der Schulbase«, »Fünfzig Jahre auf dem Erlenhof« zu Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre hervorriefen, und vor allem »Lonny«, Lonny, die Heimatlose, das Entzücken der Mädchenwelt, die damals nicht höher schwur und schwärmte, als für diese Feckergeschichte. Und wie war in jenen Zeiten Josef Joachim ein populärer Mann in Solothurn, als er dem Cäcilienverein die »Spinnstube« gedichtet hatte, die im Stadttheater so wirkungsvoll zur Aufführung kam! Am liebsten kehren wir unsererseits immer wieder zu den kleinsten Geschichten und Skizzen zurück, die in den vier Bändchen »Aus Berg und Thal« gesammelt sind und auch köstliche Perlen der Dialekterzählung enthalten.

Und da er nun ein stiller Mann geworden, schicken wir ihm die letzten Grüße nach Kestenholz hinunter. Den wahren Volksschriftsteller verliert bei seinem Tode jedes Herz. Wie

viel Freude hat er uns gemacht, wie manche angenehme Stunde der Unterhaltung, der Erhebung und fröhlich erquickenden Lachens! Die sollen ihm unvergeßlich bleiben. Und unsere solothurnische Heimat darf stolz sein auf ihren Sohn, der mit ebenso unermüdlichem Fleiße sein reiches Innenleben in ungezählten Schriften darbot, wie er als tüchtiger Landwirt und guter Familienvater durch alle Jahreszeiten hindurch seinem anstrengenden Berufe nachging, im Schweiße seines Angesichtes. Dichter und Erzähler werden immer auftreten, das Volks- und Landleben wird immer wieder geschildert, aber ein Schriftsteller und Bauer wie unser Josef Joachim steht einzig da.

Bernhard Wyss
Solothurner Tagblatt, 2. Aug. 1904

Werkverzeichnis

A. Erzählungen, die in Buchform erschienen sind.

1881 Aus Berg und Thal, erster Band, im Selbstverlag, Druck bei der Expedition des »Balsthaler Bote«:
a) Ein Tag aus dem Bauernleben (Dialog, Mundart)
b) Der Gunzger Hans (Dialog, Mundart).

1883 Aus Berg und Thal, zweiter Band, im Selbstverlag, Druck bei Zepfel in Solothurn:
a) Der Jahrmarkt (Dialog, Mundart)
b) Wie der Chleimattbenz zue syr Frau chunt (Mundart).

1885 Aus Berg und Thal, dritter Band, im Selbstverlag, Druck beim »Oltner Tagblatt«:
a) Uf em Hübeli (Mundart)
b) Verstunt und doch die Rechti (Mundart)
c) Nes Stück Schuelmeisterlebe (Mundart)

1885 Glyms auf der Höh' (Dialog, Mundart), Verlag von Albert Müller, Zürich.

1888 Lonny, die Heimatlose (zuerst im »Bund«), Verlag von Benno Schwabe in Basel. (Zweite Auflage 1898.)

1888 Geschichten der Schulbase (zuerst in »Basler Nachrichten«), 1. Auflage im Verlag von Huber in Frauenfeld, 2. Auflage (1898) bei Benno Schwabe in Basel.

1888 Adam Zeltner (Volksdrama), im Verlag von K. J. Wyss, Bern.

1889 Lonny, La Bohémienne (Übersetzung von Frl. A. Clément), im Verlag von Attinger Frères, Neuchâtel.

1889 Aus Berg und Thal, vierter Band, im Selbstverlag, Druck von Burkard & Fröhlicher, Solothurn:

a) ’s Nanny (Mundart)
b) ’s Bäse Nauggi (Mundart)

1890 Erzwungene Sachen (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1891 Nanny, in Nr. 9 der Verbreitung guter Schriften, Basel.

1891 Die Brüder (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1891 a) Bäse Nauggi
b) Mutter Lenens Rache, Schweiz. Nationalbibliothek, von Dr. Robert Weber, bei H. R. Sauerländer in Aarau.

1891 50 Jahre auf dem Erlenhofe (1. Teil zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1892 Der Sonnhaldenbauer (zuerst im »Bund«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1892 Der sieghafte Schulmeister (Schwank in drei Aufzügen), im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

1893 Der Mischegghans (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1894 Wechselnde Lose, in Nr. 20 (Verlag der Verbreitung guter Schriften in Basel).

1895 Die von Froschlach (zuerst in »Basler Nachrichten«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1896 Vetter Thuri, im Verlag der Passionsspiele in Selzach.

1896 a) Aschenbrödel
b) Wie der Chleimattbenz zue syr Frau chunt, Nr. 28 im Verlag der Verbreitung guter Schriften, Basel.

1898 In der Kiltstube (Ländliches Lustspiel in zwei Akten), im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

1898 Gesammelte Erzählungen, 1. Band, im Verlag von Th. Schröter in Zürich:
a) Der Gunzger Hans

b) Der letzte Zug
c) Komödie auf dem Lande
d) Kleine Ursachen
e) In der Höll

1898 Gesammelte Erzählungen, 2. Band, im Verlag von Th. Schröter in Zürich:
a) Nanny
b) Die Ausstellungsreise
c) Der Hochzeiterhans

1898 Gesammelte Erzählungen, 3. Band, im Verlag von Th. Schröter in Zürich:
a) Erinnerungen eines alten Zehnfrankenstückes
b) Tschowannigregels Liesel
c) Des Nachtwächters Traum.

1898 Der Saalhoferbe (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1899 Der Herrenbauer, im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1901 Wandlungen (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1902 Bergkristalle, im Verlag von E. Kuhn, Biel:
a) Die Heimkehr
b) Im Fährhause
c) Wie der Chleimattbenz zue syr Frau chunt.

1903 Nachbarskinder, im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1904 Im Schatten der Fabrikschornsteine, im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

1904 Frau Susann, in Nr. 60 der Verbreitung guter Schriften, Basel.

1905 Erinnerungen eines alten Nachtwächters (zuerst in »Neue Zürcher Zeitung«), im Verlag von Benno Schwabe in Basel.

B. Erzählungen in Zeitungen, Kalendern und Zeitschriften.

1876 (6. Juli) Der Ammann von Kestenholz (Gedicht), »Balsthaler Bote«.
1881 (17. Sept) 's Murerchlause Xaveri (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1885 (17. Febr.) Balz und Heinrich (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1885 (4. Okt.) Es hat nicht sollen sein, »Balsthaler Bote«.
1886 (9. Jan.) Nur immer brav (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1887 (1. Nov.) Gross Hans und klein Peterle (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1887 (29. Sept.) Ehestreit, »Balsthaler Bote«.
1888 (22. Dez.) Im Häuschen am Flusse, »Solothurner Tagblatt«.
1889 (1. Nov.) Am Erntetag (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1890 (15. Dez.) Der Bauersmann (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1890 (27. April) Jungschulmeisterstreiche, »Solothurner Tagblatt«.
1890 (23. Juli) Vom Born, »Solothurner Tagblatt«.
1891 (9. März) Des Schneiderbolds Kätchen, »Neue Zürcher Zeitung«.
1891 (Jan.) Der Vereinsmeier, »Schweiz. Rundschau«.
1891 Beinamen, »Helvetia«, XIV. Jahrgang.
1892 (15. Dez.) Woher das Glück kam (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1893 (Jan. u. Febr.) Der Krachenschnitzer, »Helvetia«, XVI. Jahrgang.
1894 Der Schuhmacherhänsel, »Der Grütlianer«.
1894 (7. Juli) Der Millionäre, »Solothurner Tagblatt«.

1894 Der Zwärichbauer, »Berner Blätter für Landwirtschaft«.
1894 (1. Dez.) Die ungleichen Brüder (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1894 (1. Juni) Jung Zimmermanns Heil, »Helvetia«, XVII. Jahrgang.
1894 Mutter Klephe, Benzigers »Marienkalender«, Einsiedeln.
1895 (April) Die Probe, »Alte und Neue Welt«, Benziger, Einsiedeln.
1895 Er hatte das Beten verlernt, Benzigers »Marienkalender«, Einsiedeln.
1895 Der Klosterschmied, »Das Alphorn«, Nr. 4 und 5, Wirth A.-G., St. Gallen.
1896 (22. März) Kurze Heldenlaufbahn, »Solothurner Tagblatt« und »Schweiz. Rundschau«.
1896 Das witzige Büblein, »St. Ursenkalender«, Union, Solothurn.
1896 (1. Febr.) Der Zelghofbauer (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1896 Das letzte Wort, Benzigers »Marienkalender«, Einsiedeln.
1897 Des Nachtwächters Traum, »Die Schweiz«, 1. Jahrgang, Zürich.
1897 Zwei gute Freunde, Benzigers »Marienkalender«, Einsiedeln.
1897 (Juli) Ein Sängerkrieg, »Schweiz. Familienwochenblatt«, bei Th. Schröter, Zürich.
1897 Vererbt, »Allgemeine Schweizer Zeitung«.
1898 (Juli) Mutter Brigitt, »Schweiz. Familienwochenblatt«, bei Th. Schröter, Zürich.
1898 Der Zackenhöfer (größerer Opus), »Neue Zürcher Zeitung«.

1898 Des Hübelipeters Karli (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1898 Bühlhanne, »Benzigers Marienkalender«, Einsiedeln.
1899 Im Wannenschluchthäuschen, »Die Schweiz«, Polygraphisches Institut, Zürich.
1900 Die Brautwahl, »Die Schweiz«, Polygraphisches Institut, Zürich.
1901 (23. Nov.) 's Hächlertrini (im »Fortbildungsschüler«), bei Gassmann, Solothurn.
1904 Des Käppelihöfers Fränzel, bei Robert Weber, »Helvetia«, Basel.
1904 Der Weiermattchristen, bei A. Kübler, »Appenzeller Kalender«.
1905 Der Statthalterbenz, »Schweizer Dorfkalender«, bei Jent, Bern.
1905 Der Staldenbauer (aus Glyms auf der Höh'), »Fortbildungsschüler«, bei Gassmann, Solothurn.
1909 (12. Jan.) Der Vergleich, »Neue Freie Zeitung«, Olten.
1916 (16. Jan.) Die ewige Braut, Sonntagsblatt des »Schweizer Bauer«.
1923 (10. Nov.) Mühsames Frei'n, »Zeitbilder«, Beilage des »Zürcher Stadtanzeigers«.
1942 (Jan.) Neffe und Tante, »Solothurner Zeitung«.
1879–1887 Träumereien des Altschulmeisters, »Balsthaler Bote«.
1887–1904 Plaudereien vom Juraberge, von Hans Holderbluest, Vizengemeinderat.





